A. Dean and Jean M. Larsen
Yellowstone Park Collection

E 168 .L753 1899 vol.2

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

3 1197 22842 2389

YELLOWSTONE
NATIONAL PARK

Ron & Jane Lerner Collection
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/paullindausameri02lind

Paul Lindau's

Amerika-Reisen.

Volksausgabe.

Zweiter Band:

Arizona — Californien, Oregon und West-Washington — Ausflug nach Britisch Columbia — Ost-Washington und Montana — Der Yellowstone National-Park — Wyoming — Die Schmiede Vulkans im Felsengebirge — Dakota und Minnesota — Wisconsin, Illinois und Staat Newyork.

Berlin W. 35.
Carl Duncker's Verlag.
1899.

UPB

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

III. Arizona, Californien, Oregon und West-Washington . 1

1. Von El Paso durch Arizona nach Californien . . . 1
2. Im südlichen Californien. Los Angeles 7
3. San Francisco 14
   a) Die Stadt 14
   b) Die Chinesenstadt 25
   c) Umgebung 45
4. Monterey 54
5. Von San Francisco nach Oregon. Die Sierra Nevada 64
6. In Oregon. An den Ufern des Columbia-Stromes . 72
7. In West-Washington. Die Werdestädte im fernsten Westen. Tacoma 82
8. Seattle 105

IV. Ausflug nach British Columbia 119

1. Über den Puget Sound nach Victoria 119
2. Die jüngsten Städte des Festlandes an der canadischen Grenze 131

V. Ost-Washington und Montana 142

1. Yakima 142
2. Spokane 150
3. In Montana. Anaconda 157
4. Butte 163
5. Helena 184

Seite

VI. **Der Yellowstone National-Park. Wyoming. Die Schmiede Vulcans im Felsen-Gebirge** 199

1. Allgemeines über den National-Park 200
2. Der beste Weg durch den Park 211
3. Von Montana durch das Paradies-Thal nach der nördlichen Eingangspforte 215
4. Mammoth Hot Springs 233
5. Längs des Gardiner-Gießbachs nach dem Norris-Becken 234
6. Die bedeutenderen Geyser des Norris-Beckens . . . 240
7. Schlucht und Fälle des Gibbon-Flusses 251
8. Die Seeen- und Schlamm-Geyser am Untern Becken des Firehole-Flusses 255
9. Auf der Mitte des Wegs vom Untern zum Obern Becken 266
10. Die Geyser des Obern Firehole-Beckens 277
11. Das „Grand Canyon" und die Fälle des Yellowstone 296
12. Abschied 309

VII. **Dakota und Minnesota** 314

1. Medora 314
2. Die Bad Lands 325
3. In Minnesota. Die Schwesterstädte St. Paul und Minneapolis 333

VIII. **Wisconsin, Illinois und Staat New York** 359

1. In Wisconsin. Milwaukee 359
2. In Illinois. Chicago 370
3. Im Staate New York. Die Fälle des Niagara . . 387

Heimkehr 395

III. Arizona, Californien, Oregon und West-Washington.

1. Von El Paso durch Arizona nach Californien.

Der Weg durch den Südwesten Neu-Mexicos und Arizona. — Ueberschwemmungen. — Hitze. — Großartigkeit der Natur. — Die Riesen-Cactus. — Yuma. — Die Indianer. — Die unvermeidliche Anekdote. — Colorado-Wüste. — Die tiefste Bahnstation der Welt.

Der Weg von der mexicanischen Grenzstation El Paso nach dem gelobten Lande des amerikanischen Westens, nach den grünen Gärten Californiens, führt durch das unfreundlichste, sandigste und heißeste Gebiet Nordamerikas, über das Plateau der Sierra Madre im südwestlichen Theile des Staates Neu-Mexico und durch den Süden von Arizona, längs des trostlosen Gila-Flusses, an den beiden wichtigeren Städten Tucson und Yuma vorüber und schließlich durch die schreckliche Colorado-Wüste, die sich längs der Chokoladen-Berge und der Bernardino-Kette entlang zieht und erst in der Nähe des Küstenstrichs dem heitern Grün des fruchtbaren Landes zu weichen hat.

Diese lange traurige Strecke war wenige Wochen, bevor wir sie befuhren, von gewaltigen, wolkenbruchartigen Regengüssen heimgesucht worden. Der Bahnkörper war unter Wasser gewesen, die Schwellen waren verfault, die Brücken weggeschwemmt; und wochenlang hatte der Verkehr eingestellt werden müssen.

Als eine grausame Ironie des Schicksals war es zu bezeichnen, daß in dieser ewigen Dürre, in der das Land nach Wasser lechzt, und jeder vom Himmel fallende Tropfen mit Dankesjubel begrüßt wird — daß sich hier in der „arida zona“ das Wasser als zerstörendes Element in seiner ganzen Furchtbarkeit zeigen sollte.

Die Spuren der Verwüstung waren noch überall deutlich wahrnehmbar. Hier und da sah man Planken und Stangen unweit des Bahnkörpers liegen, die offenbar menschlichen Behausungen angehört hatten und von den reißenden Wassern weggespült worden waren. Inzwischen hatte die durstige Sonne die Feuchtigkeit wieder aufgesogen. Der dürre gelbe Boden war allerorten in Schollen geborsten, und die sandige Ebene zeigte in ihren Spalten und Rissen eine Zeichnung, die dem gemusterten Felle eines Riesenalligators vergleichbar war.

Auch die Beschaffenheit der Bahn, die erst seit wenigen Tagen wieder befahren wurde, und auf der die Locomotive im langsamsten Tempo vorsichtig ihre schwere Last hinter sich schleifte, ließ die Nachwirkung der jüngsten Verwüstungen deutlich erkennen. Weite Strecken waren mit neuen Schwellen belegt, während die alten untauglich gewordenen in krausem Durcheinander neben dem Geleise lagen. An anderen Stellen erkannte man, daß die Bahn ganz verlegt war. Der mit dem neuen Bahnkörper parallel laufende, nicht mehr benutzbare aufgeworfene Wall, der bisher die Geleise getragen hatte, sah fürchterlich aus. Die ausgebesserten und mit neuen Stützen versehenen kleinen Holzbrücken stöhnten gotts-erbärmlich.

Die Ungemüthlichkeit der langsamen Fahrt wurde durch die entsetzliche Hitze und den Staub noch gesteigert. Gegen Mittag stieg das Thermometer auf beinahe 100 Grad Fahrenheit, also ungefähr 30 Grad Réaumur im Schatten, und etwa

auf dieser Höhe blieb es auch bis zum Abend. Aber was hilft's! Das sind Unannehmlichkeiten, die eben ertragen werden müssen, und auch darüber kommt man mit einiger Willensstärke leicht hinweg und bewahrt sich trotz der erklärlichen Abspannung noch immer eine genügende Empfänglichkeit für die Größe dieser seltsamen Natur.

Bei aller Trostlosigkeit besitzt Arizona eine gewaltige Schönheit, eine imposant feierliche Majestät. Diese wild zerklüfteten Felsen, die in wundersamem Farbenspiel das sandige Feld umgrenzen, diese gigantischen Cactus, die in unwirthlicher Dürre den höchsten Reichthum ihrer Bildung entfalten, diese sanft und gleichmäßig gekräuselten Sandwellen, die bis vor wenigen Wochen hier wirklich unter Wasser gestanden haben, und diese geborstenen, zerrissenen Lehmflächen — unter dem völlig wolkenlosen hohen Himmel, in grellster Sonnengluth — sie haben in der That etwas Erschütterndes, niederdrückend Mächtiges. Nicht einmal im Hochgebirge tritt die Größe der Natur so überwältigend und respectgebietend an den Menschen heran, wie in der sandig sonnigen Dürre Arizonas.

Das Eindrucksvollste dieser Landschaft ist die Vegetation. Auf der weiten Fläche sieht man in weiteren Abständen nichts als knorrig verkrüppelte baumartige Sträucher und gelblich grüne Büschel, die am Boden entlang zu kriechen scheinen und sich selten mehr als zwei, drei Fuß darüber erheben. Um so kolossaler wirken inmitten dieser Jammergewächse die Riesencactus, deren konisch ausgehöhlte, röhrenartige Stengel eine unglaubliche Höhe erreichen. Man hat deren bis zur Höhe von sechzig Fuß gemessen, mit einem Durchmesser von über drei Fuß. Cactus von dreißig Fuß Höhe sind hier etwas ganz Gewöhnliches. Mitunter schießen aus diesen Stangen, die eine zähe, dicke, flachsige Rinde haben und mit sehr scharfen, zwei bis drei Zoll langen Stacheln an den

Rändern besetzt sind, ebenso gestaltete Arme hervor, die mit der Hauptstange parallel laufen, so daß die ganze Pflanze einem gewaltigen Kirchenkandelaber nicht unähnlich sieht. Dieser Cactus treibt jährlich eine Blüthe, die zu einer saftigen, von den Indianern sehr geschätzten Frucht reift.

Das Charakteristische des Riesencactus ist, daß er nur da gedeiht, wo eigentlich keine andere Pflanze fortkommt, und daß er nur winziges und verkrüppeltes Zeug neben sich duldet. Auch dem animalischen Leben ist er feindlich gesinnt. Nach Crofutt findet man da, wo dieser Cactus wächst, außer den Eidechsen, Klapperschlangen, Eulen und Spechten kein lebendes Wesen. Die Spechte höhlen mit ihrem scharfen Schnabel die Spitze der Cactusstange aus und nisten da unnahbar in vollster Sicherheit vor ihren Feinden.

Von den wenigen Städten, die Arizona besitzt, ist Yuma, wenn man dieses glühend heiße Sonnennest überhaupt eine Stadt nennen darf, wohl die charakteristischste und interessanteste. Sie liegt an der Mündung des traurigen Gila-Flusses in den hier nicht minder traurigen Colorado-Strom. Auf den Sandhügeln, die sich an den Ufern erheben, sind einige leichte bretterne Häuschen aufgebaut, die freundlich wirken. Unten an der Bahn stehen ein paar Holzhäuser mit wohlgepflegten Gärtchen davor, mühseligen Gärtchen, in denen die einzigen Pflanzen, die hier gedeihen, die Stachelpalmen und Cactus mit ihren ganz wundervollen, farbenprächtigen großen rothen Blüthen, gezogen werden.

Mag man auch noch soviel in der Welt sich umgethan haben, mag man auch noch so blasirt sein, das heiße Yuma muß auf Jeden, der überhaupt sehen kann, einen unauslöschlichen Eindruck machen. Es ist eine fremdartige Welt für sich, das dürrste Sonnenland in seiner unverkümmerten Eigenart. Wir sehen es überall, in seinen gelben Hügeln, in den rothen Blüthen des Cactus, in dem seichten armseligen Wasser, das

durch das viel zu große steinige Bett schleicht. Wir sehen es vor Allem in den indianischen Naturkindern, die sich in großen Haufen am Bahnhofe versammeln und die Fremden neugierig anstarren.

Da sind sie wieder, die echten, die unverfälschten, die wilden Indianer Amerikas, die Obdachlosen und Heiden, mit ihren schwarzen Zottelhaaren, die die Weiber stutzen und flechten, die Männer aber wachsen und in langen Strähnen, mit buntem Schmutz zusammengepappt, bis tief auf den Rücken hinabfallen lassen! Da sind sie, buntfarbig bemalt, mit zinnoberrothen und himmelblauen Strichen quer über's Gesicht, in ihren schreiend rothen Tüchern, faul und scheu und unfreudig, die dem sichern Tode Geweihten, die, um ein schönes Bild ihrer eigenen Sprache zu gebrauchen, „schnell gegen Sonnenuntergang den Schatten ihrer Väter zueilen". Mit ihren stammverwandten Brüdern in Mexico haben sie kaum noch einen gemeinsamen Zug aufzuweisen. Jene sind strenggläubige Christen, halten als solche die Ehe heilig, sind seßhaft und verrichten, wenn auch nur in dem durch ihre Bedürfnisse gebotenen Maße, mit mehr oder minder Geschick alle Arbeiten der Kultur. An den Yuma-Indianern aber sind alle civilisatorischen Versuche der Missionäre gescheitert. Sie sind die alten Heiden geblieben, die zu ihrem alten großen Geiste beten, sie kennen keine festen Satzungen, die die Familie im Sinne der Kultur begründen, verschmähen mit geringen Ausnahmen jede Arbeit, die dem Nächsten oder der Gemeinschaft zu gute käme, und sind unstät geblieben.

Für diese beklagenswerthen Wilden, gegen die mit grausamster Beharrlichkeit der Vernichtungskrieg geführt wird, kann man sich keine geeignetere landschaftliche Umrahmung denken, als das siedend heiße gelbe Yuma mit seinen kahlen Sandhügeln, an denen sich der gelbe Colorado schläfrig vorbeiwälzt.

Hier wirken die Zeugen der Kultur geradezu störend. Was hat hier die Locomotive zu suchen! Und was bedeutet hier das kleine Fort, in dem die unglücklichsten Soldaten der Vereinigten Staaten die bewaffnete Macht der Republik zu repräsentiren haben!

Yuma wird denn auch von der Bundesarmee mehr oder minder als eine Strafversetzung betrachtet; und wenn man irgendwo in den Vereinigten Staaten das Wort Yuma ausspricht, so kann man sicher sein, daß ein gefälliger Mann uns die Anekdote von dem in Yuma erschossenen Soldaten der Bundesarmee erzählt: der war wegen seiner Missethaten natürlich in die Hölle gekommen und mußte dort braten; als sich nun Satan nach dem Befinden des neuen Ankömmlings erkundigte, sprach der Soldat die Bitte aus, man möchte ihm doch eine wollene Decke geben, er sei an die Temperatur von Yuma gewöhnt und fürchte sich hier zu erkälten. Diese Geschichte habe ich so oft gehört, daß ich nicht einsehe, weshalb ich sie für mich behalten soll.

Nachdem wir bei Yuma den Colorado überschritten haben, gelangen wir in die merkwürdige Wüste, die bis 300 Fuß tief unter dem Meeresspiegel liegt. Die tiefste Stelle, die wir passiren, ist die Station Frinks Spring, 266 Fuß unter dem Meere. Von dieser Tiefe steigt der Boden schnell. Indio liegt nur noch 20 Fuß unter dem Meere, und die nächste Station, Whitewater, etwas über hundert Kilometer von Frinks Spring entfernt, liegt bereits 1126 Fuß über dem Meere.

Wir waren während der letzten Tage überhaupt recht viel auf und ab geklettert. Noch vor vier Tagen hatten wir den höchsten Punkt unseres Wegs, Zacatecas, 2440 Meter über der Meeresoberfläche, passirt, und nun fuhren wir bei untergehender Sonne an der tiefsten Bahnstation der Welt vorüber — 80 Meter unter dem Meere.

2. Im südlichen Californien. Los Angeles.

Los Angeles. — Früher und jetzt. — Die neue Großstadt. — Alleinherrschaft des Amerikanerthums. — Neue Monumentalbauten. — Zu schnelle Entwicklung. — Der „boom“. — Rausch und Ernüchterung. — Nach überwundener Krisis.

Die unerfreulichste Strecke unserer Reise lag hinter uns. Als wir am andern Morgen erwachten, grünte und blühte Alles rings um uns her. Wir hatten uns der lieblichen Küste des Stillen Oceans genähert und waren in der wichtigsten und freundlichsten Stadt des südlichen Californiens, in Los Angeles, angelangt.

Vor meiner Erinnerung steht eine freundliche kleine Stadt in hellem Sonnenlichte. Die Straßen sind ungepflastert. An den bescheidenen Bretterhäuschen zieht sich der aus Bohlen gebildete Fußsteg entlang. Unter diesen Häusern findet man noch viele mexicanische Adobes mit flachen Dächern, und nur einige wenige massive und ansehnlichere Steinbauten lassen darauf schließen, daß auch in diese Idylle der kaufmännische Geist des Yankeethums sich allmählich Bahn zu brechen sucht. Die meisten der kleinen Häuser liegen versteckt in den anmuthigen Gärten, in denen der künstlich zurechtgestutzte Taxus, dunkelblättrige Orangenbäume mit blühenden Früchten, Palmen, Gummibäume und Cacteen herrlich gedeihen. In den Straßen sieht man nur wenige Menschen, und die wenigen scheinen es nicht besonders eilig zu haben — darunter auffällige Erscheinungen, Leute, deren Typus, Bekleidung und Haltung dem vom amerikanischen Norden Kommenden seltsam erscheinen.

Los Angeles war die südlichste Stadt, die ich auf meiner ersten amerikanischen Reise berührt hatte. Sie erweckte damals vor Allem meine Theilnahme dadurch, daß sich neben dem vom Norden und Osten vordringenden Amerikanismus das spanisch-mexicanische Element noch am wahrnehmbarsten be-

hauptet hatte. Erkenntlicher als in irgend einer andern Stadt der Vereinigten Staaten hatten sich zu jener Zeit noch die Spuren der frühern spanischen Herrschaft erhalten: die charakteristischen unschönen Lehmbuden, die dunkelfarbigen schwarzäugigen Frauen mit dem Reboso, die zerlumpten Kerle mit dem hohen spitzen Hut und der buntfarbigen wollenen Decke. Damals, 1883, zählte Los Angeles etwa 17 000 Einwohner. Ich schloß meine während der Reise selbst niedergeschriebene Schilderung der freundlichen Stadt mit der Bemerkung: daß auch hier wie überall das spanische Element sichtbar in langsamem Absterben begriffen sei, weil es eben der genügsame und lässige Mexicaner und Creole mit dem rührigen amerikanischen und germanischen Kaufmann nicht aufnehmen könne. Daß sich diese Vorhersagung indessen in der kurzen Frist, die seitdem verstrichen ist, so überschnell, so gewaltsam und vollkommen verwirklichen würde — das habe ich allerdings selbst nie geglaubt.

Was ist aus jenem Los Angeles, wie ich es vor noch nicht acht Jahren gesehen hatte, geworden!

Die Stadt ist nicht wiederzuerkennen. Etwas Neues, Wildfremdes, aus dem das Charakteristische und Behagliche des sonnigen Idylls vollkommen verscheucht worden ist, eine geschäftige Großstadt, deren Einwohnerzahl hinter den officiellen Angaben nicht erheblich zurückbleiben dürfte — in diesen zeigt sich allerdings eine starke Schwankung; nach den einen zählte Los Angeles Mitte 1890 über 60 000, nach anderen zur selben Zeit 80 000 Seelen; in diese letztere Zahl sind wahrscheinlich die Vororte, die in den städtischen Bezirk mit eingezogen sind, mitgerechnet —, eine Stadt mit dem vollen geschäftlichen und rührigen Treiben der erstaunlichen Emporkömmlinge in der Neuen Welt, mit riesigen öffentlichen Monumentalbauten, kolossalen Geschäftshäusern, imposanten Hotels, mit Pferdebahn, mit elektrischer und Kabelbahn —

das ist das „Pueblo de la Reina de los Angeles", die Stadt der Engelskönigin, wie sie uns heute entgegentritt.

Das Gefühl der Ueberraschung und der Befremdung überfällt uns in dem Augenblick, da der Zug hält, und es bleibt unser ständiger Begleiter bis zu unserm Abschiede. Ein neuer schöner Bahnhof mit stattlicher Halle ist hier erstanden, und das ist in Amerika ein seltener Anblick; denn in diesem Lande, in dem soviel gereist wird, sind die Bahnhöfe im Allgemeinen, bis auf wenige vereinzelte Ausnahmen, von betrübsamer Häßlichkeit und Unsauberkeit. Hier fällt sogleich unser Blick auf freundliche Gartenanlagen mit Palmen und hohen Sträuchern von mächtigem Maßlieb, die hier ganz wunderbar gedeihen.

Während unserer ersten Wanderung beherrscht uns ein immer wachsendes Erstaunen. Alles, was wir von unserer frühern Bekanntschaft her suchen, ist verschwunden, auf Schritt und Tritt springt uns dagegen das Unerwartete und Neue entgegen. Die spanisch-mexicanischen Elemente sind nahezu völlig ausgerottet. Vielleicht mögen sie sich noch in irgendwelchen verborgenen Winkeln versteckt halten, jedenfalls treten sie nicht mehr hervor; vergeblich habe ich nach ihnen gespäht. An die Stelle der dürftigen und unansehnlichen Flachhäuser aus Lehm sind hochragende Prachtbauten getreten, die meistens aus dem hierzulande so beliebten rothen Backstein oder anderm wetterfesten Material hergestellt sind — Kolossalbauten in denselben übergroßen Verhältnissen, die von den amerikanischen Streberstädten nun einmal als sichtbare Zeichen ihrer gedeihlichen Entwicklung demonstrativ zur Anwendung gebracht werden.

Alle diese riesigen öffentlichen Gebäude sind ohne eine Ausnahme in den allerletzten Jahren entstanden; so das Rathhaus mit seinem klotzigen viereckigen Thurm, der oberste Gerichtshof, ein wüstes Stilgemengsel, in dem das Romanische

vorzuherrschen scheint, ein von künstlerischen Gesichtspunkten unzweifelhaft anfechtbarer Bau, der indessen durch seine Größe entschieden imponirend wirkt, ferner öffentliche Unterrichtsanstalten, die wie Zwingburgen, Banken, die wie fürstliche Schlösser des Mittelalters, Hotels, die wie Akademien, Waarenlager, die wie Tempel aussehen.

Los Angeles hat sich zu rapide entwickelt. Während der Zeit seiner unverhältnißmäßig starken Bevölkerungszunahme, in den Jahren 1884 bis 1887, war die Stadt wie von einem hitzigen Fieber ergriffen. Die Ueberspeculation trieb den Preis der Grundstücke auf eine unnatürliche Höhe, über die Bedürfnisse hinaus wurde allerorten gebaut, und der überkühne Unternehmungsgeist schien von der Auffassung auszugehen, als ob der ganz ungewöhnliche Aufschwung das Gewöhnliche und das Abnorme das Normale sei, als ob in dem jähen und ruhelosen Aufstiege niemals ein Stillstand eintreten könne und eintreten müsse.

Das war die Zeit des „boom", wie man hier zu sagen pflegt, der Anpreisung mit Pauken und Trompeten, der wüsten Ausposaunung, des Bumbum, wie sich das Wort in seiner neuamerikanischen Bedeutung etwa wiedergeben ließe. Natürlich mußte der Rückschlag eintreten und dem Rausche der Katzenjammer folgen. In den Jahren 1888 und 1889 sah es in Los Angeles recht unfreundlich aus. Die Stadt schlotterte gewissermaßen in den viel zu großen und auf zu schnellen Zuwachs gemachten Kleidern, und sie war von der Ueberanstrengung so ermattet, daß sich das Bedürfniß, auszuruhen, gründlich geltend machte. In der extremen Auffassung, mit der man hier jeder neuen Erscheinung begegnet, verzweifelten nun Dieselben, die in ihrer überhitzten Phantasie noch vor kurzem den Glanz von Los Angeles das goldige San Francisco hatten überstrahlen sehen, an der Zukunft der schönen südcalifornischen Stadt. Auch dieser thörichte

Pessimismus hat zum Glück nicht Stand halten können. Stetig, wenn auch jetzt in einem viel bedächtigeren und vernünftigeren Tempo und ganz allmählich, hat sich Los Angeles weiterentwickelt und wächst nun in die ihm vorzeitig gegebenen Verhältnisse hinein. Unter den natürlichen Bedingungen, der günstigen Lage, des ergiebigen Bodens und des guten Klimas, zeigt sich jetzt ein viel richtigeres und gesunderes, wenn auch viel langsameres Gedeihen, als unter der unnatürlichen Treibhaushitze, die die Speculation angefacht und künstlich geschürt hatte. Die Zahl der Bevölkerung, die sich unnatürlich schnell in den Tagen des „boom" vermehrt und alsdann, nachdem der Schwarm aus dem Osten wieder dahin zurückgekehrt, von wannen er gekommen war, in den Tagen der Ernüchterung und der Muthlosigkeit sich wiederum stark vermindert hatte, steigt jetzt, da sie den richtigen Verhältnissen entspricht, zwar langsam, aber stetig und dürfte zur Zeit ihre alte Höhe wieder erreicht haben.

Ganz ähnliche Erscheinungen zeigen sich auch an einigen anderen Punkten des pacifischen Küstenstrichs, im Nordwesten. Auch hier haben die natürlichen Vorzüge der günstigen Handelslage, der Fruchtbarkeit und der klimatischen Verhältnisse ein überschnelles und übermäßiges Aufblühen einiger der jungen Städte veranlaßt. Auch hier hat sich nach der Ueberanstrengung das Ruhebedürfniß gebieterisch geltend gemacht. Auch hier ist den übertriebenen Hoffnungen zunächst eine gewisse Enttäuschung gefolgt, wenn auch in geringerem Grade als im Süden, wo die Speculation das Klima hypothekarisch belastet hatte; auch hier hat in dieser Zeit zwar unerfreulicher, aber doch förderlicher Ernüchterung sich nach einer gewissen Niedergeschlagenheit in kühlerer Erwägung der thatsächlich gegebenen Vorzüge der ruhigere, besonnenere und thatkräftige Unternehmungsgeist wieder sieghaft durchgerungen.

Die meisten amerikanischen Städte zeigen eben in ihrer

Entwicklung dieselbe wellenförmige Bewegung: zunächst ein unerwartet schnelles, jeden Widerstand brechendes Emporschnellen, und alsdann die natürliche Abfluthung zu Thal; während der Aufwärtsbewegung maßloser Optimismus und wilde Speculation, während der rückläufigen Bewegung düsterer Pessimismus und zeitweilige Lähmung aller Thatkraft; nach einiger Zeit aber die Herstellung eines nur wenig bewegten, durch die natürlichen Bedingungen gegebenen Niveaus und zugleich Befestigung des Vertrauens, Besonnenheit und vernünftiges Dasein.

Der Fremde wird es Los Angeles schwerlich anmerken, daß diese so lebensfrisch und jungkräftig wirkende Stadt vor gar nicht langer Zeit eine starke Krisis überstanden hat. Sie macht einen geradezu überraschend großartigen und zugleich einen ungemein freudigen Eindruck. Die neu angelegten Straßen sind herrlich, auffallend gut gepflastert, die meisten breiten und belebten Verkehrswege asphaltirt. Ueberall locken schöne, zum Theil glänzende Läden. Auf allen Straßen ist starker Verkehr. Die Wagen der Pferdebahn und der nach dem Muster von San Francisco geschaffenen Drahtseilbahn sind im Centrum der Stadt vom frühen Morgen bis zum späten Abend gut besetzt. Daß sie weit über die eigentliche Stadt hinaus — „da, wo die letzten Häuser stehen" — geführt sind, ist ohne Zweifel ein aus den Tagen des „boom" stammendes speculatives Discontiren der Zukunft, über das man sich nicht wundern darf. Mit einem Worte, Los Angeles ist eine amerikanische neue Großstadt, die typisch genannt werden könnte.

Wir müssen uns von dem wirklichen Geschäftsviertel weit entfernen, um die Spuren jenes anmuthigen Landstädtchens, das wir vor acht Jahren besucht hatten, wiederzufinden. Da stehen noch einige der anspruchslosen Bretterhäuschen, in Gärten versteckt, eingebettet in die wundervoll frische und

üppige halbtropische Vegetation, beschattet von Citronen- und Orangenbäumen, kräftigen Akazien und hohen majestätischen Eukalypten, im Schmucke der reichen Blumen, unter denen jetzt, Anfang April, namentlich die schöngeformten weißen Kelche der Callas sich in vollster Pracht entfalten. Aber auch diese stillen Häuschen schwinden mehr und mehr, und an ihre Stelle treten pomphaft die in phantastischem Stil aufgeführten palastartigen Holzbauten, die an das vornehmste Stadtviertel der californischen Hauptstadt gemahnen.

In Los Angeles leben sehr viele Deutsche, man behauptet, gegen zehntausend. Die Zahl scheint mir freilich etwas hoch gegriffen zu sein; indessen ist es richtig, daß man hier auffallend viel deutsch sprechen hört, und die Schilder vieler der größten kaufmännischen Geschäfte tragen deutsche Namen. Es giebt hier Wiener Bäckereien, Wiener Kaufhäuser und viele deutsche Bierwirthschaften. Auch das Wirthshaus zur „Eintracht", in das ich vor acht Jahren eingekehrt war, fand ich wieder, allerdings nur dem Namen nach. Damals war es ein unansehnliches kleines Stübchen, das ich hauptsächlich deswegen im Gedächtniß behalten habe, weil der Sproß einer altadeligen deutschen Familie, mit dem ich in Berlin bei Dressel manchmal zusammengetroffen war, hier in Hemdärmeln mit der Serviette unter dem Arm uns das Bier auftrug. Jetzt ist es ein großes, vielbesuchtes Bierlokal geworden. — In der Wiener Restauration unterhält der Wirth zur Anlockung seiner Gäste eine eigene Capelle von böhmischen Musikanten, die dort allabendlich ein ganz anständiges Freiconcert veranstaltet. Die Capelle wird von einer Dame geleitet, die, wenn sie nicht selbst mitspielt, mit vieler Grazie und stolzem Bewußtsein den Bogen tactirend schwingt. Neben ihr sitzt ein hübsches junges Mädchen, die Solistin, die sich merkwürdigerweise die große Posaune zum Soloinstrument erkoren hat. Natürlich kamen die Musikanten wieder aus

Preßnitz, diesem merkwürdigsten aller kleinen Nester an der sächsisch-böhmischen Grenze, das die ganze Welt mit böhmischen Musikanten versorgt.

---

3. San Francisco.

a) Die Stadt.

Veränderung und Erweiterung. — Die Drahtseilbahn und ihre Bedeutung für die eigenthümliche Stadt. — Ueber Berg und Thal. — Architektonische Sonderbarkeiten. — Die massiven Neubauten. — Bedauerliches Uniformiren. — Die Neunundvierziger. — Das Gefängniß.

San Francisco hat bei meinem zweiten Besuche auf mich denselben Eindruck des Großartigen, Lebendigen, Interessanten und Behaglichen gemacht, den ich von meinem ersten Aufenthalte in der herrlichen Stadt gewonnen und als eine der freudigsten Erinnerungen an meine frühere Reise durch die Vereinigten Staaten mir bewahrt hatte. Seitdem hat sich die Stadt stetig und natürlich weiter entwickelt. Die Zahl der Einwohner ist von einer Viertelmillion auf etwa 350000 Seelen gestiegen. Die alten Baracken, die an die bescheidenen Anfänge der Stadt erinnerten, sind fast ganz geschwunden und prachtvolle Bauten sind an deren Stelle getreten. Schroffe Höhen, die damals noch unzugänglich waren, sind durch die großartige Erfindung der Kabelbahn in den städtischen Verkehr hineingezogen und haben sich mit ganz neuen Stadtvierteln bedeckt. In dem eigentlichen geschäftlichen Centrum der Stadt hat die Zahl der massiven Bauten, die damals noch eine Seltenheit waren, in überraschender Weise zugenommen. Die Gebäude der großen Zeitungen, Banken und Hotels, die in den letzten Jahren entstanden sind, sind sammt und sonders in Backstein, Sandstein oder

Marmor hergestellt. An Neubauten, die die vorhandenen Baulichkeiten an Umfang und Schönheit noch weit überragen sollen, und die mit den New Yorker architektonischen Kolossen wetteifern, wird unablässig gearbeitet.

Der Einheimische, unter dessen Augen sich all' diese Wandlungen vollziehen, besitzt dafür ein vielleicht noch empfänglicheres Auge als der Fremde, der nur das Allgemeine umfaßt. Für diesen hat sich San Francisco trotz dieser umfassenden Umgestaltung und beträchtlichen Ausdehnung in den letzten Jahren zum Glück eigentlich doch nur wenig verändert. Einige charakteristische Besonderheiten sind allerdings aus der Physiognomie der Stadt gewichen. Jene abenteuerlichen Gestalten mit dem breitkrämpigen Hut und dem rothen Wollenhemd, von denen man in den Straßen von San Francisco zur Zeit meines ersten Aufenthalts noch manchen Exemplaren begegnete, die Texaner und Mexicaner, die sich durch ihre dunkle Gesichtsfarbe und ihre sonderbare Kleidung bemerklich machten, sind so gut wie völlig verschwunden. Auch die farbige Bevölkerung scheint in der Abnahme begriffen zu sein. Auf den Straßen sieht man hier wie in allen übrigen amerikanischen Städten eigentlich nur noch Abkömmlinge des angelsächsischen Stammes, und wären die braven Chinesen nicht da, die sich trotz aller Absperrungsmaßregeln und aller Anfeindungen standhaft behaupten, die ruhig ihr Geld verdienen und für sich behalten, so würde die Straßenstaffage von San Francisco der in den anderen großen Städten des Ostens zum Verwechseln ähnlich sehen.

Die überraschendste Erscheinung, die sich dem Auge des wiederkehrenden Fremden darbietet, ist die geradezu unglaubliche Vermehrung des städtischen Verkehrs durch das überaus entwickelte System der Kabelbahn, die San Francisco nach allen Richtungen hin durchläuft und die bequeme Verbindung mit allen Punkten der Stadt herstellt. Die Drahtseile, an

denen die langen Wagen durch die große Stadt beständig auf und niederrollen, haben eine Länge von über zweihundert Kilometer. Die Bahn ist aber auch so vorzüglich angelegt, daß man von jedem Punkte der Stadt aus mit ganz geringfügigem Zeitverluste den Wagen erreichen kann, der zu irgend einem andern beliebigen noch so weit entfernten Punkte führt. Bei dem sehr niedrigen Fahrpreise von fünf Cents für alle Entfernungen ohne Unterschied wird die Kabelbahn von aller Welt benutzt. Neben dieser spielen die anderen Communicationsmittel fast gar keine Rolle Die Miethswagen sind schwerfällig und sehr theuer, und bei den großen Terrainschwierigkeiten, die die Stadt bietet, sind einzelne Punkte für Wagen gewöhnlicher Art kaum erreichbar. Man fährt also auf der Drahtseilbahn mit seinem Handgepäck vom Gasthof zur Bahn und vom Bahnhof zum Hotel. Und wer schnell und richtig einen allgemeinen Ueberblick über die Stadt, wer unter den angenehmsten Bedingungen von der in der Welt wohl nicht ein zweites Mal dagewesenen Bauart dieser Massenansiedlung von Menschen das anschaulichste Bild gewinnen will, der setze sich auf die Vorderbank des ersten besten offenen Wagens, der an ihm vorüberrollt, und fahre nach irgend einer Richtung, gleichviel wohin. Ueberall wird er des Erstaunlichen, Bewundernswerthen und Interessanten im Uebermaß sehen.

Für den tollkühnen amerikanischen Unternehmungsgeist, der aller Hindernisse spottet und alles erreicht, was zum Vortheil der Allgemeinheit erreicht werden soll, giebt es kaum ein sprechenderes Zeugniß, als die so wundervolle Stadt am Goldenen Thor. Noch sind einige mit dürrem, feinkörnigem, gelbem Dünensand bedeckte schroffe Höhen unbebaut geblieben, gewissermaßen um den vergeßlichen späteren Geschlechtern, die an die harte Arbeit des Erringens kaum noch denken und nur das Errungene genießen, in's Gedächtniß zurückzurufen, auf welchem Boden diese glänzende, freudige,

farbig schöne Stadt entstanden ist, um sie daran zu gemahnen, daß auch diese Erdenwellen, auf denen jetzt die prachtvollen und großartigen Gebäude aufragen, die mit den wundervollsten und üppigsten Gärten bedeckt sind, und auf denen sich einer der schönsten Parke der Welt ausbreitet — daß auch sie in Wahrheit nichts Anderes sind, als ebensolche traurig unfruchtbare Dünenhügel.

Daß man überhaupt auf den Gedanken hat verfallen können, auf diesem Boden, der in seinen beständigen Hebungen und Senkungen die fluthende Bewegung des benachbarten Oceans fortsetzt, eine Stadt anzulegen, und daß man bei dem Plan dieser Stadt alle Schwierigkeiten des Terrains einfach mißachtet oder als gar nicht vorhanden angesehen, die Straßen mit dem Lineal geradlinig über Berg und Thal gezogen und darauf vertraut hat, daß der Menschenwitz mit der feindseligen Natur schon fertig werden würde — das erfüllt uns immer wieder mit staunender Bewunderung, wenn wir mit dem Gefühle der vollsten Sicherheit und ungestörtem Behagen die steilen bebauten Höhen hinanrollen oder die jäh abfallenden Senkungen hinabrutschen.

Es giebt Strecken in der vornehmsten und reichsten Straße, in der California Street, die man nur im langsamen Tempo eines leidlich geübten Bergsteigers nehmen kann, und beim Abstieg muß auch der im Klettern Erfahrene sich in Acht nehmen, daß er nicht in's Rutschen kommt. Und über diese steil aufsteigenden Höhen und schroffen Tiefen laufen die Wagen der Drahtseilbahn in gleichmäßiger Geschwindigkeit ruhig und gemächlich dahin, ohne das Tempo beim Aufstieg zu verlangsamen, und ohne bei der Thalfahrt den Hemmschuh zu gebrauchen. Es ist etwas ganz Wunderbares, das an's Unglaubliche grenzt! Wenn man von den vorderen Sitzen aus, die den vollsten Freiblick gewähren, in die Tiefe, die sich vor uns aufthut, hinabblickt oder zu der uns ent-

gegentretenden Höhe hinaufsieht, so kann man es kaum fassen, wie diese Schwierigkeiten spielend überwunden werden.

Die Unebenheit des Bodens giebt der Physiognomie der Stadt ihren eigenartigsten Reiz und erhöht deren malerische Wirkung ungemein.

Der in San Francisco herrschende Baustil, oder sagen wir besser, die hier herrschende Baustillosigkeit, kann sicherlich vor der strengeren ästhetischen Prüfung nicht Stich halten. Man begreift sogar, daß die Architektur hier den schärfsten Tadel hervorruft. Das in den Privathäusern, auch in den allerprächtigsten, vorzugsweise, nahezu ausschließlich, zur Anwendung kommende Material, das Holz, gestattet in seiner architektonischen Verwerthung die größte Freiheit der Bewegung; und diese Freiheit ist hier allerdings in vielen Fällen bis zu wilder Zügellosigkeit ausgeartet. Man sieht Bauten unwahrscheinlichster Art, einzelne von schier frevelhaftem Geschmack, ja ganz verrückte! Schweizerhäuschen mit sarazenischen Wachtthürmen, Tempelbauten mit gothischem Dachreiter. Man sieht das Holz als Nachahmung des Backsteins, des Schiefers, des Marmors; man sieht die seltsamsten Färbungen: hellgrün, chokoladenbraun, ochsenblutroth, schneeweiß; man sieht stumpfe körnige Flächen und glatt polirte, die wie Spiegelglas glänzen. Man sieht alles Mögliche, vieles geschmacklos und häßlich im Einzelnen; die Gesammtheit aber in ihrer Ansammlung und Aufeinanderschichtung ist von wundervollster Wirkung.

An all' diesen architektonischen Verschrobenheiten und Verrücktheiten nehme ich keinen besondern Anstoß. Weshalb soll die Extravaganz, die früher hier in den Sitten geherrscht und bei der Geburt der Stadt Pathe gestanden hat, und die noch als ein eigenthümlicher Zug durch San Francisco geht, nicht auch in den Häusern ihren Ausdruck finden? Was schadet es, wenn mir die Baulichkeiten sagen, daß das Ge-

schick ihrer Besitzer ein eigenthümliches, von der Schablone abweichendes gewesen ist, daß ihnen die instinktive ästhetische Schulung der alten Kultur fernliegt, daß sie so bauen, wie es ihnen hübsch erscheint? Die Summirung aller dieser Einzelexcentricitäten ergiebt das glänzendste Resultat: ein Städtebild, so originell, so farbig und interessant, wie unter den neuen Städten kaum ein zweites zu finden sein dürfte.

* * *

Trotz seiner Jugend — denn San Francisco ist eigentlich kaum vierzig Jahre alt und steckt nach dem Zeitmaße des Städtelebens also noch in den Kinderschuhen — hat San Francisco einen vollkommen ausgeprägten eigenartigen Charakter, der sich mit dem innern Wesen dieser Stadt vollkommen deckt. In keiner andern Stadt zeigt sich die Kühnheit des Menschen, den natürlichen Widerstand zu brechen, in so packender Weise, wie im Verkehr von San Francisco. Keine Stadt hat sonderbarere Straßen, als diese mit ihren närrischen phantastischen Holzbauten, von grünem Rasen, schönen Bäumen und Blumen umgeben, die alle auf schiefer Ebene stehen, der eine sich immer über den andern erhebend, mit Thürmen und Thürmchen aller Art, mit Vorbauten und Erkern, mit klotzigen Zwingern, die eine Festigkeit heucheln, die das verwandte Material nicht besitzt — architektonische Schrullen und Grillen aller Art, die sich zu dem wunderlichsten und witzigsten Bilde vereinigen, das man sich nur denken kann.

Und diese herrlichen Ausblicke, wenn wir auf der Höhe sind: auf die nahe Bay mit ihren Felseninseln und Klippen, auf den malerischen Höhenzug, der das gegenüberliegende Ufer abschließt, und auf die bunte Stadt, die jetzt zu unseren Füßen liegt, die selbst in Bewegung zu sein scheint und die

Täuschung hervorruft, als fluthe auch sie über die Höhen dahin!

Es ist eigentlich zu bedauern, daß der Holzbau, der den künstlerischen und unkünstlerischen Capricen so weiten Spielraum gewährt, hier, wo er den richtigsten und günstigsten Boden gefunden hatte, allmählich vom massiven Bau verdrängt wird. Das Individuelle wird, wie zu befürchten steht, in der Architektur San Franciscos immer mehr schwinden, der spröde, harte Stein verleitet zur Schablone, zur Nachahmung der amerikanischen Architektur im New Yorker Sinne, zur Errichtung der kolossalen gigantischen Bauten.

In dieser Specialität war das Palace Hotel früher ein Unicum, nicht blos in San Francisco, sondern an der ganzen Küste des Stillen Oceans gewesen. Jetzt hat es hierzulande schon viele Rivalen, die es an Größe erreichen und sogar übertreffen. So hat jetzt eine der großen Zeitungen in unmittelbarer Nachbarschaft des Palace Hotels ein solches Hausmegatherion aufgebaut, zehn Stock hoch, das Concurrenzblatt hat sich darüber geärgert, und der Besitzer, ein stark gespickter Millionär, hat nun wiederum in der Nachbarschaft ein ganzes Häuserquadrat aufgekauft, auf dem er ein zwölfstöckiges Ungeheuer errichten will. Auch andere im Neubau begriffene Paläste weisen dieselben unsinnigen Dimensionen auf, und wenn das so weiter geht, wird San Francisco von seiner fesselnden und reizvollen Eigenart viel einbüßen und in der eigentlichen Verkehrsgegend sich auch nur durch das Kolossale und Ungeheuerliche seiner Bauten auszeichnen, gerade wie die anderen großen Städte im Osten.

Thatsächlich hat zwischen den drei wichtigsten und interessantesten Städten der Union, zwischen New York im Osten, Chicago im Westen und San Francisco an der Küste des Stillen Oceans, schon ein viel stärkerer Ausgleich stattgefunden, als es dem Fremden, auf den das eigenartige Gepräge der Stadt

einen besonders tiefen Eindruck macht, eigentlich lieb sein kann. Der schnelle, leichte und rege Verkehr, den die Bahnen über den ganzen Continent hergestellt haben, übt, wie überall, so auch hier, verhängnißvoll seine stark nivellirende und uniformirende Gewalt aus. Die Leute, denen wir in den Straßen von San Francisco begegnen, unterscheiden sich, wie ich schon sagte, kaum von den New Yorkern, und seitdem das Land aus den gewaltigen Erregungen des Goldsuchens in die Ruhe des Ackerbaus eingetreten ist, sind die alten californischen Typen, die in Bret Harte ihren berufenen Dichter gefunden haben, nahezu ganz verschwunden.

Man kann es den alten Ansiedlern, den „Neunundvierzigern", eigentlich kaum verdenken, wenn sie bei aller Anerkennung der großartigen Entwicklung und des mächtigen Aufschwungs, den San Francisco genommen hat, das Dahinschwinden der guten alten wildherrlichen poetischen Zeit doch mit einer gewissen Wehmuth beklagen. Von diesen Neunundvierzigern sind noch etwa achthundert am Leben, die treu zusammenhalten, und denen das jüngere Geschlecht noch immer mit unverkennbarer Ehrfurcht begegnet. Es ist ein kräftiger gesunder Schlag, und mit Stolz tragen diese Pioniere, deren Haare jetzt ergraut sind, den Orden ihres Vereins, den californischen Bären. Vor einer Reise, die ein paar Monate dauert, haben sie wenig Respect. Sie sind allesammt noch um das Cap Horn mit dem Segelschiff gekommen und meistens hundertachtzig bis zweihundert Tage unterwegs gewesen. Jetzt legt man den Weg von Deutschland bis zum Goldenen Thor in fünfzehn bis siebzehn Tagen zurück.

In einer Einrichtung hat sich jedoch San Francisco noch eine Eigenthümlichkeit bewahrt, die von der Kultur der modernen Großstadt vollkommen unberührt geblieben ist: in der Unterbringung der Gefangenen. Die Räume des alten Rathhauses, die jetzt dazu benutzt werden, scheinen gleichzeitig als

Polizeigewahrsam, als Untersuchungshaft und als Gefängniß für leichtere Verbrecher zu dienen. Obdachlose, Betrunkene, Raufbolde, die von der Straße nächtlich aufgelesen werden, ferner des Verbrechens Beschuldigte, aber noch nicht Ueberführte, endlich Individuen, die wegen Uebertretungen, Vergehen und leichterer Verbrechen nur auf kurze Zeit, irre ich nicht, bis höchstens auf ein Jahr, eingesperrt werden, sind hier vereinigt. Von jener Sentimentalität, auch den Bestraften gegenüber die Gesetze der Menschlichkeit walten zu lassen, die bei uns dazu geführt hat, daß der Verbrecher besser beherbergt und beköstigt wird, als so mancher redliche Arbeiter, weiß man sich hier völlig frei. Die Räumlichkeiten sind einfach schauderhaft und sprechen in ihrer ganzen Einrichtung allen menschlichen Gefühlen Hohn. Freilich werden sie nach Möglichkeit sauber gehalten. Die asphaltirten Gänge vor den Behältern, in denen die Gefangenen sitzen, werden fleißig gesprengt und gescheuert, und der starke Geruch von Carbol, der überall herrscht, beweist, daß man unausgesetzt desinficirt. Aber wie sieht dies Gefängniß aus!

An den Mauern sind Verschläge angebracht, die durch starke eiserne Gitter von dem Gange abgetrennt sind. Es sind also die richtigen Käfige, wie für die Raubthiere. In diesen Löchern und hinter diesen eisernen Stäben sitzt das Gesindel in Rudeln von fünf, sechs und mehr Individuen. Die Einen liegen ausgestreckt auf dem nackten Boden, halb entkleidet und sich mit ihrem zerlumpten Rock, den sie ausgezogen haben, die Brust bedeckend; Andere sitzen nachdenklich in der Ecke und starren vor sich hin; wieder Andere stehen ganz vorn, drücken die Stirn gegen die Eisenstangen und rufen den Vorübergehenden ihre Wünsche oder Schmähungen zu.

In den verschiedenen Käfigen sieht man die verschiedenartigsten Erscheinungen in widerstrebende Nachbarschaft gebracht: völlig zerlumpte Strolche neben Individuen von

heuchlerischer Eleganz im Aussehen, kräftige junge Männer und gebrochene Greise, Unglückliche, die sich ihr Loos offenbar schwer zu Herzen nehmen, und cynisch Freche, Nüchterne und sinnlos Berauschte. Der Widerwille der Weißen gegen die Mongolen wird übrigens auch hier respectirt: die Chinesen sind in besondere Käfige eingesperrt. Am widerwärtigsten sind die vergitterten Behälter mit den weiblichen Insassen, die beinahe ohne Ausnahme derselben Klasse angehören — unter ihnen namentlich ältere Personen, schauderhaft geschminkt, und „da nun die Scham hier nicht weiter gebeut", in kaum beschreiblichem Aufzuge. Sie sind auch die Lautesten und Frechsten.

Allein in einem dieser Käfige saß eine Person, die offenbar mit einer gewissen Auszeichnung behandelt wurde. Ihr Lager war mit einer Bettdecke bezogen. Sie hatte auch einen Tisch. Einen Theil ihrer Kleider hatte sie so gehängt, daß man von außen kaum die Hälfte des vergitterten Raumes sehen konnte. Außerdem hatte man ihr auch ihre Katze gelassen, von der uns der Beamte erzählte, daß es ein ganz merkwürdiges Thier sei, das auf Jeden, der sich der Herrin nähere, wild losspränge, dieser aber blindlings gehorche. Man habe es versucht, die Katze gewaltsam zu entfernen, es sei aber nicht möglich gewesen, sie habe sich immer wieder eingestellt. Die Besitzerin dieses bösen und anhänglichen Thieres sollte an einem der nächsten Tage vor den Richter gestellt werden. Sie hatte einen Mann, mit dem sie seit geraumer Zeit zusammenlebte, und der sie wiederholt schlecht behandelt und ernsthaft bedroht hatte, vor einigen Tagen niedergeschossen, wie sie behauptet, im Zustande der Nothwehr. Die energische Person, die in den besten Jahren stand, war ziemlich hübsch und sah sehr ruhig und gemüthlich aus. Als ich mir die Revolverheldin, nachdem mir ihre Geschichte erzählt worden war, bevor ich das Gefängniß verließ, noch einmal etwas

aufmerksamer ansehen wollte, war der Käfig leer. Madame nahm ein Bad.

Trotz der Scheußlichkeit des Aufenthaltes geht es nämlich in dem Gefängniß eigentlich ganz gemüthlich zu, so lange sich die Gefangenen gesittet betragen. Sie dürfen rauchen, sie lassen sich die neuesten Zeitungen kommen u. s. w. Benehmen sie sich aber ungeberdig, so wird, wie man sagt, von dem Polizeiknüttel oft unmenschlicher Gebrauch gemacht. Und die Absperrung in den entsetzlichen Dunkellöchern, die ja auch in den alten Kulturstaaten noch immer zur Anwendung kommen, ist einfach grausig.

Daß die Gefangenen, unter denen sich sogar noch viele nicht Verurtheilte und vielleicht auch manche Unschuldige befinden, hier gerade wie die Raubthiere untergebracht, von jedem Fremden, der ohne Mühe Zutritt zu dem Gefängniß erlangt, angeglotzt werden dürfen, versetzt uns aus dem heutigen vornehmen, belebten, glänzenden und lebensfrohen San Francisco in die Zeit seiner wilden Vergangenheit zurück, in der man mit Strolchen und Verbrechern nicht viel Federlesen machen konnte. Zu den heutigen Einrichtungen der Stadt steht aber das Gefängniß in schroffstem Gegensatze, und es kann sich in seiner vereinsamten Brutalität inmitten der allgemeinen Gesittung kaum noch lange halten. Mit der Beseitigung dieser berechtigten Eigenthümlichkeit werden auch Diejenigen zufrieden sein, die es sonst wohl bedauern mögen, daß das scharfe originelle Gepräge der Stadt unter dem Hochdruck der allgemeinen Kultur sich immer mehr verflacht und verschwindet.

b) Die Chinesenstadt.

Die verschachtelten Häuser. — Gefahr für die amerikanische Stadt. — Die Billigkeit der mongolischen Arbeit. — Unmöglichkeit der weißen Concurrenz. — Die schlechtesten Einwanderer. — Erfolglose Absperrungsmaßregeln. — Götzentempel. — Schlafräume. — Wirthschaften. — Aerzte und Apotheker. — Spielhöllen. — Restauration mit Damenbedienung. — Opiumhöhlen. — Das chinesische Theater: die Schauspieler, die Musikanten, die Kostüme, die Bühne.

Zu den Sehenswürdigkeiten, die jedem in San Francisco auch nur auf kürzere Zeit weilenden Fremden in erster Linie gezeigt werden, gehört das jetzt im Herzen der herrlichen Stadt gelegene Chinesenviertel. Es bereitet den Leuten von San Francisco eine sichtbare Freude, den vom Osten kommenden Gast aus dem Glanz und der Großartigkeit der westamerikanischen Stadt in den Schmutz, die Verkommenheit und Unheimlichkeit der asiatischen Parasitenansiedlung einzuführen. Es liegt ihnen gewissermaßen daran, jedem einzelnen Fernstehenden den augenfälligen Beweis zu geben, daß die sogenannte Chinesenfrage, diese brutale Verleugnung aller Grundsätze, die in unserer Zeit den Verkehr von Volk zu Volk bestimmen, diese Verhöhnung allen internationalen Rechtes, nicht nur ihre volle Berechtigung habe, sondern geradezu eine Nothwendigkeit sei, daß die chinesische Einwanderung in der That als eine verheerende Seuche, die Stadt und Land vergiftet, anzusehen sei, und daß die rücksichtslosesten Absperrungsmaßregeln zur Abwehr der Ansteckung im Interesse der Bürger der Vereinigten Staaten unbedingt zur Anwendung kommen müßten.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß eine Wanderung durch die Chinesenstadt die unsagbare Abneigung, die die Bewohner der Küstenstriche am Stillen Ocean gegen die asiatische Invasion hegen, begreiflicher macht, als stundenlange Parlamentsreden und bogenstarke Abhandlungen.

Früher lag die den Chinesen angewiesene Niederlassung, die „China town", eine Art von Ghetto neuester Einrichtung, am Saume der Stadt. Jetzt, nachdem die „Königin am Stillen Ocean" das Gebiet ihrer Herrschaft in kaum vorher zu berechnender Weise erweitert hat, ist China auch in San Francisco ein Reich der Mitte geworden und wird von dem Hauptverkehrsmittel, von der Drahtseilbahn, durchschnitten.

Den Straßen und Häusern sieht man es an, daß sie bessere Tage gekannt haben. Früher waren da anständige Wohnungen, jetzt aber sind die menschlichen Herbergen in einer Weise verschmutzt und verwinkelt, die Schauder erregt, und ein höchst ekelhafter, süßlich muffiger Geruch, der unsere Nerven auf's Aeußerste belästigt, entströmt ihnen.

Die meisten Straßen haben kein Pflaster. Sie sind mit Holzplanken belegt. Wenn es also nur ein bischen regnet, so werden sie kothig, das Holz wird glitschrig, und aus dem feuchten Boden steigt ein fauliger Dunst auf. Von den Segnungen der Kanalisation und Abfuhr ist nicht das Geringste wahrzunehmen. Der Müll und Unrath wird auf offener Straße verbrannt.

Die Läden, in denen die dem eigenthümlichen Geschmacke der Asiaten zusagenden Lebensmittel feilgeboten werden: platt geschlagene Enten, lackirte Schweinchen, faulende Fische und Eier, gedörrte und getrocknete Geheimnisse aller Art, wirken auf uns in hohem Maße unappetitlich. Zu dem häßlichen Geruch, den sie verbreiten, kommt nun noch der Dunst der Uebervölkerung, der scharf süßliche Duft des Opiums, die kopfbenehmenden Wohlgerüche des Sandelholzes, das vor den Götzen auch in Privathäusern angebrannt wird, und das Muffige der allgemeinen Unsauberkeit.

Die wenigen Straßenblocks, unter denen in normalen Verhältnissen wohl nicht mehr als 1000 Weiße Platz finden würden, beherbergen zwischen 20 und 25000 Chinesen. Die

Häuser sind in ihrem Innern dachsartig verbaut. Aus einem Stockwerke sind mit kojenartigen Verschlägen zwei bis drei Geschosse gemacht. Die Verschachtelungen, die als Schlafstätten dienen, haben geradezu etwas grausig Komisches. In den niedrigen Stuben sind längs der Wände zwei bis drei Brettergeschosse über einander gethürmt, und da liegen auf dem nackten Holz, nur in seltneren Fällen auf dünnem Strohgeflecht, hart aneinander gepfercht die Schlummernden, völlig bekleidet, ohne Kissen, ohne Decke. Auf diese Weise wird in einem Raum, in dem kaum ein anständiges amerikanisches Bett Platz haben würde, für ein Dutzend Chinesen und mehr eine Schlafstätte geschaffen. Alles ist in unglaublichster Weise verbaut und labyrinthisch verwickelt.

Daß diese Menschenmassenbehausung früher oder später einmal der Heerd eines großen Unglücks werden wird, steht so fest, wie die Sonne am Firmament. Es überfällt Einen ein Grauen bei dem Gedanken, daß hier einmal ein Brand oder eine Seuche ausbrechen werde. Bei jedem Schritt, den wir machen, drängt sich uns die Erinnerung an die Lazzaronihöhlen in Neapel und an das furchtbare Wüthen der Cholera auf. Man kann es den Leuten von San Francisco nicht verdenken, wenn sie Alles daran setzen, um diese Brutstätte einer früher oder später unausbleiblich erscheinenden Katastrophe auszunehmen und zu vertilgen.

Das Chinesenviertel hat sich seit den nahezu acht Jahren, die seit meiner letzten Durchwanderung verflossen sind, äußerlich wenig verändert. Es ist eben nur acht Jahre älter, acht Jahre schmutziger und scheußlicher geworden.

Wer gesehen hat, wie diese Leute, die hier wie die Heringe zusammengepackt sind, hausen, schlafen, essen und sich vergnügen, dem wird man wirklich nicht erst lang und breit auseinanderzusetzen brauchen, daß diese Gesellschaft nicht in unsere Mitte gehört, und daß das an der pacifischen Küste

allgemein verbreitete Schlagwort: „Der Chinese muß gehen!“ seine Berechtigung hat.

Die Theorie ist hier wieder einmal grau. Es ist leicht gesagt, daß es mit den Principien der Freiheit und Gleichheit in dem freien und gleichen demokratischen Amerika, mit der menschlichen Berechtigung der freien Einwanderung, der freien Niederlassung und der Freizügigkeit unvereinbar sei, einem ganzen Volksstamme zu erklären: für dich besteht diese Freiheit und Gleichheit nicht. Es muß auch zugegeben werden, daß bei der Opposition gegen die chinesische Einwanderung viel Heuchelei mit unterläuft, daß in der Berufung auf die idealen Interessen der Menschheit, auf die Heilighaltung unserer Kultur und unserer von der Kultur geweihten Satzungen, der Sittlichkeit und Ehe, viel Pharisäerthum steckt.

Aufrichtiger und in höherem Grade berechtigt erscheint die Opposition aus Gründen der öffentlichen Hygiene. Die chinesische Stadt ist thatsächlich eine große Pesthöhle im Herzen von San Francisco und eine glimmende Lunte. Bricht hier einmal ein ordentlicher Brand aus, so kann er die ganze Stadt einäschern; faßt hier einmal die Cholera oder sonst eine verheerende Epidemie festen Boden, so werden die Opfer nach Tausenden zu zählen sein.

Das ehrlichste Motiv aber, das gegen die Chinesen geltend gemacht wird, ist, gerade wie bei der Aufhebung der Sklaverei, volkswirthschaftlicher Natur. Die weiße Arbeit kann mit der mongolischen nicht concurriren. Das hängt ganz einfach mit der Verschiedenheit der Lebensbedingungen und der Lebensbedürfnisse der Europäer und Amerikaner hüben und der Chinesen drüben zusammen.

Die Chinesen führen in Wahrheit ein Hundeleben. Sie sind dabei ganz vergnügt. Ihre Kleidung ist billig, praktisch und dauerhaft, erheblich billiger als die des weißen Arbeiters. Ihre Nahrung ist ebenfalls spottwohlfeil. Sie leben fast

ausschließlich von Reis und gedörrten Fischen. Und wenn sie nicht dem kostspieligen Laster des Opiums verfallen sind, können sie ihren täglichen Lebensunterhalt bequem mit ein paar Groschen bestreiten. Der weiße Arbeiter muß für sein Frühstück soviel ausgeben, wie der Chinese in zwei, drei Tagen zu seiner Ernährung braucht. Eine der drückendsten Ausgaben für den weißen Arbeiter ist die Wohnung, und in dieser Beziehung sind die Chinesen von einer Anspruchslosigkeit, die haarsträubend, ja lasterhaft ist. Ein kleines Zimmer, in dem der weiße Arbeiter gerade für sich und seine kleine Familie Platz haben würde, in dem zwei, höchstens drei Unverheirathete sich mühsam einrichten könnten, gewährt täglich für vierzig bis fünfzig Chinesen Obdach.

Das unmöglich Scheinende wird auf diese Weise ermöglicht: Ein Chinese miethet ein Zimmer für fünf bis zehn Dollars monatlich. Nun werden sofort längs der Wände zwei, drei Stock hoch die erwähnten Verschläge angebracht, so daß in dem Raume auf platter Diele und in den Kabusen fünfzehn bis zwanzig Menschen sich hinlegen können. Der Raum bietet aber nicht blos diesen fünfzehn bis zwanzig Menschen, die da gleichzeitig zusammen lagern, Unterschlupf; jeder Schlafgast hat nur Anspruch auf acht Stunden, dann rückt eine zweite Schicht heran und dann die dritte, so daß das kleine Loch von oben bis unten dreimal belegt werden kann. Auf diese Art wird also von vierzig bis sechzig Personen dasselbe Zimmer benutzt, das für zwei bis drei anspruchslose weiße Arbeiter knapp ausreichen würde. Der Chinese wohnt monatlich für ein paar Cents. Der weiße Arbeiter muß für seine Wohnung beinahe soviel Dollars zahlen. In einem früher von Weißen besuchten Hotel, das jetzt in der hamster- und maulwurfartigen Weise von den Chinesen verbaut worden ist, sollen täglich mehrere tausend Chinesen ihr Unterkommen finden. Dabei ist das Hotel von mäßiger Größe.

Wenn man ein paar Zimmer gesehen hat, so hält man diese Angaben nicht mehr für unwahrscheinlich.

Bei dieser völligen Anspruchslosigkeit der Mongolen ist die Concurrenz der weißen mit der chinesischen Arbeit einfach ausgeschlossen. Und das erregt natürlich die größte Erbitterung der Weißen.

Dazu kommt nun noch, daß die Chinesen für das fremde Land die denkbar schlechtesten Einwanderer sind. Sie ziehen alles Geld aus der Fremde heraus und bringen nicht einen Pfennig wieder herein. Fast alle Bedürfnisse ihres Lebens bestreiten sie aus China selbst. Ihre Lebensmittel, das plattgeschlagene gedörrte Geflügel, die getrockneten Fische, ja sogar die Eier, selbstverständlich Reis und Thee, lassen sie sich aus China kommen. Ihre Kleidung ist nur heimische Fabrikation. Und dem Lande, das ihre Arbeit bezahlt, kommt thatsächlich nicht ein Heller wieder zu gute. Der ausgesprochene Zweck ihrer Einwanderung ist, das fremde Geld zu verdienen und, sobald sie genug verdient haben, in die Heimat zurückzukehren, um es dort wieder auszugeben, während der Zeit des Verdienens aber Alles aus China zu beziehen.

Sind sie also schon an und für sich die unfruchtbarsten und unergiebigsten aller Fremden, so sind sie nebenbei noch für den Weißen abstoßend. Der Schmutz, in dem die große Mehrheit starrt, flößt uns unüberwindlichen Abscheu ein. Ihr Geruch ist der weißen Rasse geradezu widerwärtig. Die ekelerregendsten Hautkrankheiten kommen nur bei den Chinesen vor.

Und nun noch eine vollständig fremde Kultur, der wir wie einem unlösbaren Räthsel gegenüberstehen. Die große Mehrheit der Chinesen, die die Küste des Stillen Oceans aussaugen, gehört der niedrigsten Klasse der Bevölkerung an.

Von Familienleben ist keine Spur wahrzunehmen. Die verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl von Weibern, die hierher kommen, sind lediglich dazu da, über den Mangel der Familie

hinwegzuhelfen; sie sind fast sammt und sonders Prostituirte. Die Chinesen hier an der Küste sind ein absolut fremdes, kulturfeindliches Contingent. Sie haben nicht den geringsten Drang, sich mit unserer Kultur irgendwie zu vermischen. Sie betrachten die Weißen lediglich als milchende Kuh und dünken sich in ihrer pfiffigen Verschlagenheit ihnen unendlich überlegen. Jede Unehrlichkeit den Weißen gegenüber halten sie für gestattet. Sie kennen keine Heiligkeit des Eides. Sie schwören vor dem Gerichte das Blaue vom Himmel herunter und finden sich nachher mit ihrem Specialgötzen ab. Sie haben ihr eigenes Geheimgericht, eine Art chinesischer Vehme. Sie haben ihre besondere Bravos, Strafvollstrecker und Mörder, die auch die Todesstrafe an den Verurtheilten vollziehen.

Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß ein Staat, wenn er theoretisch auch noch so frei ist, hier zu vielgeschmähten Ausnahmemaßregeln gedrängt wird, um eine kulturfeindliche, gesundheitsgefährliche, volkswirthschaftlich unergiebige und sittlich verwahrloste Einwanderung, die der heimischen Arbeit eine unüberwindliche Concurrenz macht, sich vom Halse zu schaffen. So haben denn auch Landesgesetze, Staatsgesetze, Communalbestimmungen, das Uebel abzuwehren gesucht, bis jetzt freilich trotz aller Strenge der gesetzlichen Bestimmungen ohne wirklichen Erfolg.

Die Einwanderung ist seit einer Reihe von Jahren auf das Rücksichtsloseste verboten. Thatsächlich kehren alle Chinesen, wenn sie sich vollgesogen haben, in die Heimat zurück. Ihre Religion macht es ihnen zur Pflicht, daß sie unbedingt in Chinas heiliger Erde zur ewigen Ruhe bestattet werden. Alte Chinesen gehören daher in San Francisco zu den seltensten Erscheinungen. Infolge ihrer Familienlosigkeit ist die natürliche Vermehrung eine sehr geringe. Die chinesische Ansiedlung in San Francisco müßte sich demnach mit den Jahren erheblich verringern, sie müßte sogar aussterben. Aber trotz

des nun schon seit einer langen Reihe von Jahren zu Recht bestehenden Einwanderungsverbots sind's heute noch gerade so viel wie früher, vielleicht sogar noch ein bischen mehr!

Sie schmuggeln sich über die Grenze. Sie verschaffen sich Niederlassungsscheine von Heimgekehrten oder sonstwie. Ihre Identität ist ja gar nicht festzustellen, sie sehen ja Alle ungefähr gleich aus. Bei Gleichaltrigen und etwa Gleichgroßen ist absolut nichts zu machen, da jederzeit so und so viel brave Landsleute bereit sind, zu beschwören, daß der Betreffende dieselbe Person sei, auf die sein Niederlassungsschein lautet. Uebrigens werden allem Anschein nach die Chinesen bei diesen Schwindeleien und Fälschungen von gewissen Amerikanern kräftig unterstützt.

Die Chinesencolonie steht hier unter der Botmäßigkeit von sechs großen chinesischen Auswanderungsgesellschaften, die ihren Landsleuten Arbeit nachweisen und deren Interessen überhaupt vertreten. Diese reichen und mächtigen Gesellschaften besitzen ohne Zweifel den goldenen Schlüssel, der die Gemächer der wichtigsten Behörden öffnet. Daß die Behörden beständig ein Auge zudrücken, ist hier ein öffentliches Geheimniß. Außerdem haben aber noch viele Leute ein directes materielles Interesse an der Sache, so also die zahlreichen Hausbesitzer, die ihre Wohnhäuser jetzt zu Wucherzinsen vermiethen, und die, wenn die Chinesen San Francisco verließen, die alten vollständig ruinirten Baracken einfach niederreißen müßten, die überdies auch bei einem Neubau im Chinesenviertel nie einen weißen Miether finden würden.

Die Polizei, die befugt wäre, die Höhlen des Lasters aufzuheben, die Spielhöllen zu unterdrücken und das landesgesetzlich verbotene Opiumrauchen zu verhindern, macht es gerade wie die Anderen: auch sie drückt ein Auge zu. Thatsächlich stehen all' diese Gesetzesumgehungen und Gesetzwidrigkeiten in vollster Blüthe. Wenn von Zeit zu Zeit die Polizei

mit dem Knüttel dazwischenhaut, so geschieht es eben nur, um der chinafeindlichen Bevölkerung eine vorübergehende Genugthuung zu gewähren. So hat sie vor Kurzem in den chinesischen Tempeln die großen Götzenbilder auf behördliche Anordnung sammt und sonders zertrümmert. Es war nämlich zur Kenntniß der Behörden gekommen, daß die Chinesen von diesen Götzen die Wunderthätigkeit erwarteten, sie bei allen Verbrechen gegen die amerikanischen Landesgesetze zu schützen, namentlich bei Meineid und bei Mord — das heißt Mord in unserm Sinne, im Sinne der Chinesen: Vollstreckung des von der geheimen Vehme gefällten Todesurtheils. Diesen moralischen Anhalt hat man den Leuten im Chinesenviertel nehmen wollen. Und so sind denn eines schönen Tages so und soviel Polizisten mit Aexten in die chinesischen Tempel eingedrungen und haben die wunderthätigen Hauptgötzen einfach in Stücke geschlagen.

* * *

Die chinesischen Götzen sind übrigens ganz gemüthliche Leute, und der Götzendienst hat nicht im entferntesten das Weihevolle und feierlich Ernste unserer gottesdienstlichen Handlung. Der auch für diese Stätten der Verehrung hier angewandte Ausdruck „Tempel" muß uns zu einer ganz falschen Auffassung verleiten. In irgend einem Hause, in dem so und soviel Kaufläden sind und so und soviel Leute nächtigen, wird ein größeres Zimmer für den Gottesdienst freigehalten. Da sind schöne, zum Theil sehr werthvolle und alte Kunstgegenstände, Metallarbeiten, Holzschnitzereien, Porzellanvasen, aufgestellt, daneben allerdings auch viel Schund, und in Nischen stehen die betreffenden Götzen, gewöhnlich mit schauderhaften Fratzen. Es sind vorzugsweise die Gottheiten des Zorns, der Strafe u. s. w., denn nur um diese bekümmern sich die Chinesen, um sie gut zu stimmen.

Die Götter von anständiger Gesinnung thun ihnen ja so wie so nichts. Vor den schlimmsten und rachsüchtigsten stehen metallene Becken, die mit Sand gefüllt sind. Da werden Stäbchen aus Sandelholz hineingesteckt, die man anzündet, und die einen sehr starken Duft verbreiten. Außerdem werden aber auch den Götzen, um sie günstig zu stimmen, alle möglichen anderen Freundlichkeiten erwiesen. Sie bekommen des Morgens ihren Thee, ihren Reis, mitunter auch eine Ente, und es soll den Priestern recht gut schmecken. Die chinesischen Priester erinnern lebhaft an den braven Oberaugur Kalchas in der „Schönen Helena".

Im Tempel geht es ganz ungezwungen zu. Der Detectiv, der uns führt, hat nicht den geringsten Respect vor den Heiligthümern, berührt mit seinem Stock dies und das, läutet die heilige Glocke, läßt das geweihte Tamtam klirren u. s. w. Alle behalten den Hut auf dem Kopf und die Cigarre im Munde. Der chinesische Tempelhüter sieht der gotteslästerlichen Handlung ohne irgend welche Entrüstung mit freundlichem Schmunzeln zu und liest nach höflicher Begrüßung in seinem verschnörkelten Buche weiter.

Die Chinesen haben nicht den leisesten Sinn für Gemüthlichkeit und Häuslichkeit. Der erdrückend große Procentsatz der hiesigen Niederlassung hat keine Wohnung, sondern nur die achtstündige Schlafstelle. Und was sind das für Ställe! Man macht sich von diesen verwinkelten, vollgepfropften, schmutzstarrenden Gelassen wirklich keine Vorstellung, wenn man sie nicht gesehen hat. Man kann sich nicht darin umdrehen. Und da liegen die Kerle auf den Brettern, über die manchmal eine dünne Matte gebreitet ist, und benutzen als Kopfkissen ein viereckiges hartes Stück Holz.

Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Vergnügen, das soll die chinesische Tageseintheilung sein. Ich muß immer mit einigem Vorbehalt sprechen, denn es ist

erstaunlich, wie wenig die bestunterrichteten Leute in San Francisco von den Chinesen wissen, wieviel widerspruchsvolle Mittheilungen über das Leben und Treiben der Mongolen verbreitet sind.

Die meisten Wirthschaften sind in einem schaudererregenden Zustande. Man begreift nicht, wie da Menschen ihre Mahlzeiten einnehmen können. Aber da sitzen und liegen die Kerle und fressen — es giebt keinen andern Ausdruck —, übrigens mit großem technischen Geschick, aus den lackirten Holzschaalen ihren Reis, den sie sehr gewandt mit langen Holzstäben mit einer unerkenntlichen Masse — es soll gebackenes Schweinefleisch sein — zusammenpappen und in den Mund führen. Beim Besuch der Läden mit chinesischen Lebensmitteln und der chinesischen Fleischerläden wird uns ganz übel.

Und diese Garküchen! Wenn man mit normalen Geruchsnerven begabt ist, kann man allerdings nur durchtraben. Aber auch im Flugschritt sieht man doch Sachen, die geradezu entsetzlich sind. Was da zusammengebrodelt wird, entzieht sich aller Beschreibung.

Uebrigens giebt es in der chinesischen Stadt auch drei oder vier gute Restaurationen, die von der vornehmsten chinesischen Bevölkerung besucht werden, und in die auch die Fremden, die die Stadt durchwandern, einzukehren pflegen. Da sieht es allerdings viel sauberer aus. Da ist auch die Küche in anständigem Zustande. Man nimmt da gewöhnlich eine Tasse Thee, irgend welche chinesische Confitüren, besonders Ingwer und eine Art chinesischer Nuß, in deren Kern eine lakritzenartige, nicht übelschmeckende Masse steckt. Billig ist das Vergnügen nicht.

Daß bei diesen schauderhaften Bedingungen des Daseins der allgemeine Gesundheitszustand der Chinesen noch ein befriedigender ist, läßt sich nur aus der Verschiedenheit der Naturen erklären. Europäer und weiße Amerikaner würden

dabei unzweifelhaft in kürzester Frist zu Grunde gehen. Auch die kranken Chinesen lassen sich nur von heimischen Aerzten behandeln und beziehen ihre Medicin aus der chinesischen Apotheke. Daß die Chinesen ihre ganz besondere Heilkunst haben, und daß die chinesischen Aerzte die menschlichen Krankheiten gerade so gut und gerade so schlecht heilen, wie die Aerzte der europäischen Kultur, giebt eigentlich viel zu denken. Unter den chinesischen Aerzten giebt es einige, die auch in der amerikanischen Bevölkerung in hohem Ansehen stehen und auch von Amerikanern in den ernstesten Fällen zu Rathe gezogen werden. Ihr Heilverfahren soll sich von dem, das unsere wissenschaftliche Medicin aufstellt, fast in allem Wesentlichen unterscheiden. Bei uns würden die chinesischen Aerzte als Kurpfuscher die stärksten Strafen zu gewärtigen haben. Mineralische Heilmittel scheinen von ihnen, wenn wir uns nach dem Besuche der chinesischen Apotheke ein Urtheil bilden dürfen, gar nicht zur Verwendung zu kommen.

Diese Apotheke ist gerade so fremdartig wie alles Andere. Sie enthält ausschließlich vegetabilische Arzeneien. Ein unglaublich starker Duft von allen möglichen Gewürzen und Kräutern benimmt uns den Kopf, sobald wir eingetreten sind. Da steht der Pharmazeut und mischt nach einem langen, mit den merkwürdigen Schnörkelzeichen der chinesischen Schrift bedeckten Recepte etwas Schreckliches zusammen. Er greift in alle möglichen Kästchen und nimmt nach Gutdünken ein paar Fingerspitzen voll, die er ganz oberflächlich abwägt. Es stimmt immer, er nimmt nie zuviel, nie zu wenig. Das Alles schüttet er in einen weißen Tiegel, da wird es zerstampft und dann auf einem Metallteller vermanscht. Es sind nur getrocknete Kräuter und Körner aller Farben und aller Arten. Bei dem Gedanken, daß das einem unglücklichen Menschen eingetrichtert wird, kann schon ein Gesunder krank werden. Hier werden aber die Kranken gesund davon.

Zu den wirklichen Spielhöllen gelangt der Fremde niemals. Die Spieler verbarrikadiren sich hinter festen Thüren, die mehrere Zoll stark und von oben bis unten mit Nägeln beschlagen sind. Von Zeit zu Zeit werden diese Thüren von der Polizei eingeschlagen. Inzwischen aber finden die Spieler und Bankhalter immer die Gelegenheit, Reißaus zu nehmen. Nur in sehr seltenen Fällen ist es der Polizei bis jetzt gelungen, Spieler abzufassen.

Das meist verbreitete Spiel ist sehr einfach. Auf den Tisch werden Bohnen gebreitet, von diesen wird eine Anzahl abgesondert. Der Bankhalter bedeckt alsdann einen Theil mit einem Becher. Nun wird gewettet: gerade oder ungerade. Ist das richtige Verhältniß zwischen den Spielern hergestellt, so wird der Becher aufgehoben, und der Bankhalter zählt immer je zwei Bohnen ab. Nach einiger Zeit wird die Wette erneuert. Er deckt wieder zu. Der Spieler kann dann seinen Plan ändern. Alsdann werden die noch verbleibenden Bohnen in derselben Weise abgezählt, und damit ist das Spiel beendigt. Wie man sagt, geht es sehr leidenschaftlich dabei zu.

Ein harmloseres Spiel sah ich in einer Restauration mit chinesischer Damenbedienung. Als wir das berüchtigte Lokal betraten, erklärte der chinesische Hausmeister, es sei Niemand zu Hause. Der Detectiv schob den Lügner ruhig bei Seite, und wir gingen die schmale Treppe hinauf. Da hörten wir im Korridor ganz merkwürdige Laute, das richtige Entengequake, eine Männer- und eine Frauenstimme, in gleichmäßigem Staccato Monosyllaben hervorstoßend: „Qua bi seng quang ging hong ho li.“ Dann entstand eine Pause. Darauf ging das abgehackte Gequake wieder loß. Der Polizist riß die Thür auf. Am Boden lagen vier Chinesen und drei Chinesinnen, die sich übrigens durch unser unerwartetes Eintreten in ihrer Abendunterhaltung nicht weiter stören ließen und das sinnige Spiel

eine Weile fortsetzten. Eines der Mädchen und einer der Chinesen schrieen sich diese uns unartikulirt klingenden Laute gegenseitig zu, während sie gleichzeitig die Hand vorstreckten und mit den Fingern besondere Bewegungen machten. Nach einigen Zurufen und Bewegungen hielten sie regelmäßig inne. Dann hatte eben der Eine oder Andere verspielt, und der Verlierer mußte als Sühne etwas trinken, das eines der Mädchen ihm in einer ganz kleinen zierlichen Schaale credenzte. Es ist ein ähnliches Spiel wie das italienische Fingerspiel Morra, und die Leute spielen es hier stundenlang.

Die Opiumhöhlen sind schon so oft geschildert worden, daß ich darüber kaum noch zu sprechen brauche. Das Rauchen selbst ist ein mäßiges Vergnügen, der Genuß beruht lediglich in der Wirkung des Giftes. Wenn man sieht, wie die Kerle in den abstoßenden Löchern hart aneinander gepferchт daliegen, in der stinkigsten aller Atmosphären, wie sie da das klebrige Zeug mit der Nadel über der Lampe erhitzen und in das kleine Loch der Pfeife schmieren, wie sie dann fünf bis sechs Züge thun, um die Manipulation von neuem zu beginnen, so wird Einem auf den ersten Blick klar, daß das Rauchen selbst nur die unentbehrliche Vorbereitung zu der erwarteten Freude sein muß. Und sieht man diese blödsinnigen, verthierten Menschen stier vor sich hinglotzen, mit stupidem Grinsen, halbgebrochenen Augen, schlimmer als das Vieh, dann begreift man kaum, daß dieser Zustand nachher ein so wonniger sein soll, wie behauptet wird.

Aber wir begreifen ja überhaupt nichts von diesen Chinesen, wir begreifen ihr Essen nicht, ihre Häuslichkeitslosigkeit nicht, ihre Spiele nicht, und am allerwenigsten ihre dramatische Kunst und ihre Musik.

* * *

Wie Alles bei diesen Chinesen, so starrt uns auch die Bühnenkunst und die Musik als etwas vollkommen Fremdartiges, Unbegreifliches an. Das chinesische Theater ist nach unseren Begriffen vollkommen verrückt, es ist Verrücktheit ohne den geringsten mildernden Umstand. Ueber die chinesische dramatische Literatur ist in Deutschland, Frankreich und England viel geschrieben worden. Man hat auch verschiedene der chinesischen Stücke ältester, alter und neuerer Zeit zum Theil übersetzt, zum Theil in ausführlichen Analysen wiedergegeben. Hat man der Aufführung eines chinesischen Stückes beigewohnt, so begreift man eigentlich kaum, daß es sich da um Dichtungen handelt, die nach dem Maßstabe, den man an die dramatischen Werke anderer Völker anlegt, bemessen werden könnten. Durch die entsetzlichen Gesangseinlagen, die beständigen melodramatischen wüsten Zwischenspiele und das allgemeine Gekreisch im Vortrage grinst uns eine fürchterliche Fratze entgegen, und wir Laien begreifen nicht, wie sich bei einer solchen Darstellung irgend welche werthvollere Dichtung überhaupt behaupten kann. Es macht auf uns den Eindruck, als ob wir nur Improvisationen zu sehen bekommen, zu denen allenfalls ein erfinderischer Kopf in groben Strichen die Grundlinien der Handlung gezogen haben mag, daß aber alles Einzelne in der Ausführung dem Ingenium der Darstellung überlassen bleibt. Der Theaterbesucher, der in der Fremde ein Stück in einer Sprache sieht, die er nicht beherrscht, empfängt doch immer — auch wenn er nur ungenügend oder gar nicht versteht, um was es sich handelt, auch wenn er mißversteht — den Eindruck, das Werk eines Dichters zu hören. Das aber ist hier beim chinesischen Theater vollkommen ausgeschlossen. Wir merken gar nichts von der Dichtung, wir sehen verrückte Schaustellungen, die schon durch ihren Umfang im vollsten Widerspruch zu dem stehen, was wir von der dramatischen Dichtung gebieterisch fordern. Hier

füllt das Stück nicht blos den einen Theaterabend, der den unserigen um mehr als die Hälfte überschreitet — eine Vorstellung währt von vier Uhr Nachmittags bis Mitternacht unausgesetzt, ohne eine einzige Ruhepause —, Tage, ja Wochen werden zur Aufführung einer solchen theatralischen Vorführung beansprucht. Sie wirken auf den der chinesischen Sprache und Verhältnisse Unkundigen wie Verrücktheiten.

Verrückt sind auch die Schauspieler. Mit einer unnatürlich hochgeschraubten Fistelstimme kreischen und schreien sie, daß Einem Hören und Sehen vergeht, verdrehen die Augen und schielen, daß die Pupillen über der Nasenwurzel zusammenzufließen scheinen, gebärden sich wie tollgewordene Zappelmänner, hupfen, drehen sich wie Kreisel, ducken sich und schnellen auf, Alles das in Situationen, die nicht etwa eine burlesk-komische, sondern eine dramatisch-ernste Wirkung hervorzurufen bestimmt sind. Ueberall, wo unsere Darstellungskunst den Ausdruck schöner Naturwahrheit anstrebt, grinst uns die beabsichtigte Grimmasse entgegen. Auch die künstliche Herstellung des Gesichts, die in unserer Schauspielersprache die nicht sehr treffende Bezeichnung „Maske machen" führt, steht auf der Höhe dieser vollkommenen Unnatur und des allgemeinen Wahnwitzes. Einige tragen eine fratzenhafte Maske, Andere bemalen sich das Gesicht in einer Weise, die alles Menschenähnliche streng zu vermeiden beflissen ist. Sie färben Theile ihres Gesichts schwarz und verzieren sie mit weißen Kringeln und dergleichen. Wieder Andere kleben sich einen langen albernen Bart an, der bis über's Knie reicht. Man glaubt, mit einem Worte, in einem Hause von Besessenen zu sein, wenn man diesen allen unseren Schönheitsbegriffen in's Gesicht schlagenden Blödsinn eine Weile mit angesehen hat.

Dazu kommt noch, daß während des ganzen Schauspiels der fürchterlichste Scandal tobt. Alle Schauspieler kreischen

und brüllen und schreien, und alle sind ohne eine einzige Ausnahme infolgedessen stockheiser. Die Verleugnung alles dessen, was Natur ist, ist in der chinesischen Darstellungskunst oberstes Gesetz.

Zu diesem Delirium des Schauspielers kommt nun noch der Wahnsinn der Musik, wenn man dies Geklapper, Gebumse und Gedröhne überhaupt Musik nennen kann. Die Saiten- und Blase-Instrumente spielen eine untergeordnete Rolle. Sie bringen übrigens für unser Ohr schauderhafte Töne hervor. Auf einer Metallfiedel wird in den höchsten Tonlagen in uns unverständlichen Intervallen herumgekratzt, und aus einem entsetzlichen clarinetteähnlichen Instrument quietschen in unmöglichen Rhythmen und unfaßbaren Melodien nervenzerrüttende Weisen hervor. Aber dies Geplärre und Gemeckere ist noch lange nicht das Schlimmste. Die Hauptstimmen im chinesischen Orchester haben die Schlaginstrumente, die Holztrommel und die großen metallenen Becken, das Tamtam. Auf der Trommel, einer hölzernen Halbkugel von etwa dreiviertel Fuß im Durchmesser, die aussieht wie eine abgeschnittene Kegelkugel und innen so ausgehöhlt ist, daß die Holzwand etwa anderthalb bis zwei Zoll stark bleibt, wird mit hölzernen Stäben unausgesetzt geklappert. Und dieses gräßliche Klappern, das Einen ganz kribbelig macht, wird von den fürchterlichen Schlägen auf das Tamtam unablässig begleitet. Der Unmensch, der dies Instrument handhabt, fängt damit an, das Tamtam in allenfalls noch erträglicher Weise klirren zu lassen. Dann läßt er das Tönen zu stärkerem Dröhnen anschwellen, und plötzlich schlägt das musicirende Ungeheuer die beiden großen Metallscheiben aufeinander, daß man meint, das Trommelfell müsse Einem springen. Aber auch das ist nur als ein Vorspiel zu betrachten, es kommt noch viel schlimmer. In der Hervorbringung fürchterlich tosender Laute entwickelt dieser Kerl eine Kraft und eine Virtuosität, die schier erstaunlich

sind, und wenn man meint, jetzt sei das Fortissimo erreicht, so weiß er den Höllenlärm doch durch noch immer stärkere Schläge zu überbieten. Und dieses Klirren, Dröhnen, Tosen begleitet die ganze Vorstellung vom ersten Augenblick bis zum Ende.

Jeder Auftritt eines neuen Schauspielers wird melodramatisch mit diesem Klappern auf der Holztrommel und diesen dröhnenden Metallschlägen, von den schauderhaften Fiedeleien und Blechquäkereien durchkreischt, begrüßt. Jeder von den Schauspielern in der höchsten Kopfstimme hervorgestoßene Satz in der für uns so übellautenden abgehackten Sprache bekommt seine musikalische Verstärkung durch das Geklapper, Gerassel und die Bumbumschläge. Und wenn der Schauspieler sich heiser geschrieen hat und mit seinem Gefolge abzieht, geht der Spektakel auf's neue los. Es ist kaum zu schildern, man muß es gehört und gesehen haben, um es zu glauben. Es ist die wüsteste Ausgeburt des Häßlichen und Abscheulichen, das irgend eine Kunst hervorgebracht hat.

Das einzig Schöne an der ganzen Sache sind die Kostüme — schön auch nur relativ, aber jedenfalls merkwürdig, sehr interessant im Schnitt, prächtig in der Farbe, mit kostbarsten Goldstickereien überladen und aus reichstem Stoff gefertigt.

Im Uebrigen ist das Theater vollkommen schmucklos. Von Decoration ist keine Rede. Die musicirenden Schreckensmänner sitzen auf der Bühne hinter den Schauspielern. Da sitzt auch der Theaterdiener oder Inspicient, der die nöthigen Requisiten herbeischafft, die Stühle heranrückt, wenn sie gebraucht werden, und wieder entfernt, wenn sie nicht mehr vonnöthen sind, die Kostüme in Ordnung bringt, wenn sich etwas verschiebt, u. s. w. Die Chinesen stellen an die Bühne offenbar nicht das Verlangen, irgend welche Illusionen hervorzurufen. Ihre Kunst strebt ja überhaupt in keiner Weise Naturähnlichkeit an, sie ist im Gegentheil die Verneinung

alles Natürlichen und Echten. Deswegen hat man auch nichts dagegen einzuwenden, wenn während der Vorstellung fremde Leute mit dem Hut auf dem Kopf und der Cigarre im Munde mitten in die Vorstellung hineinplatzen und unmittelbar neben den agirenden Schauspielern auf der Bühne selbst, vor dem versammelten Publicum Platz nehmen. Die chinesischen Theaterbeamten selbst bringen in der Erwartung des unausbleiblichen Trinkgeldes die Stühle für die Fremden herbei, und der Detectiv, der unerläßliche Fremdenführer im Chinesenviertel, genirt sich gar nicht, einen auf der Bühne beschäftigten Schauspieler mitten aus der Situation herauszugreifen, beim Schlafittchen zu fassen, um den fremden Gästen den Glanz und die Pracht der Trachten in der Nähe zu zeigen.

Wenn wir dieses unwahrscheinlichste aller Schauspiele gesehen haben, so erscheint es uns vollkommen unbegreiflich, wie hier von einem Mehr oder Minder der künstlerischen Leistung die Rede sein kann. Und doch soll es auch nach chinesischer Auffassung gute und schlechte Schauspieler geben. Auch in dieser gottverlassenen Bande giebt es Salvinis, Sonnenthals und Coquelins.

Als ich das chinesische Theater zum letzten Mal besuchte, gab ein berühmter chinesischer Schauspieler in San Francisco Vorstellungen. Er spielte die weiblichen Hauptrollen — Frauen treten auf der chinesischen Bühne nicht auf. Er quietschte vielleicht noch ein bischen höher als die Anderen, stieß mit überschlagener Stimme noch gräßlichere Töne hervor — Alles, was die Lunge hergiebt —, zappelte vielleicht noch ein bischen toller als seine Umgebung; aber trotz meiner angespanntesten Aufmerksamkeit war es mir doch nicht möglich, in seinem Spiel irgend etwas wahrzunehmen, das ihn von den übrigen dramatischen Tollhäuslern unterschieden hätte. Man sagte mir, daß er sechs- bis achttausend Dollars Gage jährlich bezöge, außer freier Station.

Alle Schauspieler werden nämlich im Theater selbst beherbergt und beköstigt. Wir würden allerdings keinen Hund in ein Loch sperren, das so aussähe wie diese Schauspielerwohnungen. Sie waren gerade wie die anderen schauererregenden Herbergen der Chinesen unterirdische Löcher ohne Luft und Licht, eben so eng und überfüllt, eben so muffig und stickig wie die der gewöhnlichsten chinesischen Arbeiter. Die Künstler haben auch ihre achtstündige Arbeitszeit, von vier bis zwölf. Nach der entsetzlichen Küche zu urtheilen, wo die geheimnißvollen Breie zusammengebrodelt und gepantscht wurden, scheint sich auch die Kost von der in den übrigen Garküchen verabfolgten, nicht zu unterscheiden. Reinlicher wird sie jedenfalls nicht zubereitet.

Länger als eine Viertel- bis höchstens eine halbe Stunde wird es ein normaler Europäer im chinesischen Theater schwerlich aushalten. Und wenn er dann mit brummendem Schädel und starker Anwandlung von Ohnmacht und Uebelkeit diese Hölle verläßt, wird ihm klar werden, daß mit einem Volke, das diese Scheußlichkeiten als künstlerische Leistungen betrachtet, und das daran sichtliches Behagen findet, eine Gemeinsamkeit nicht herzustellen ist. Man wird dann auch begreifen, daß nicht nur aus volkswirthschaftlichen Gründen, nicht nur aus Gründen der Hygiene, der Moral, der Kultur und der Religion, sondern auch aus ästhetischen der Ruf, der hier allseitig ertönt: „Hinaus mit den Chinesen!“ Widerhall findet.

c) Umgebung.

Cliff House. — Der Weg nach dem Strande. — Die Seelöwenfelsen. — Freunde und Feinde der Seelöwen. — Die Sutro-Höhe. — Zuviel Plastik! — Sonntagsausflüge. — Fahrt auf der Bay. — San Rafael.

Bei meinem ersten Aufenthalte, der in die heißeste Zeit des Jahres fiel, hatte ich von der Umgegend von San Francisco nichts sehen können — denn Cliff House wurde auch schon damals, allerdings mit anfechtbarer Berechtigung, als zur Stadt gehörig gerechnet. Zu jener Zeit hatte man noch eine gehörige Strecke über unwirthsamen Sand zurückzulegen, und die Verbindung von der eigentlichen Stadt bis zu dem berühmten Aussichtspunkte war ziemlich schwerfällig und verhältnißmäßig auch kostspielig. In den letzten Jahren aber hat sich gerade die Stadt nach Westen zu, in der Richtung auf den Park und den Stillen Ocean, erheblich erweitert. Die Verbindung zwischen den fernsten Ausläufern und dem Centrum der Stadt ist durch die Kabel- und Dampfbahn auf das Bequemste und Billigste hergestellt, und die gefällige Selbsttäuschung von ehedem, daß Cliff House als zur Stadt gehörig anzusehen sei, ist nun in der That zur Wahrheit geworden.

Eine lohnendere Fahrt als die auf der Drahtseil- und Dampfbahn von der verkehrsreichsten und glänzendsten Market Street durch die California Street, beim schmutzigen Chinesenviertel vorbei, die steilen Höhen hinauf, auf denen die schwerstwiegenden Millionäre Californiens, die Croker, Stanford, Huntington, Hopkins, McKay u. s. w. ihre großartigen Paläste erbaut haben, an den Kirchhöfen und dem herrlichen Parke vorüber bis zu der schroff in's Meer abfallenden Klippe, und von da zurück mit der neuen Eisenbahnlinie unmittelbar am Meere entlang, mit dem beständigen Ausblick auf das Goldene Thor, auf den jenseits der Meerenge liegenden malerischen Höhenzug und später auf die Bay mit den schön-

gestalteten Felseninseln, dürfte wohl kaum irgend eine andere Stadt dem Fremden bieten. Und dabei ist das Vergnügen so lächerlich wohlfeil! Wenn man zweimal die Kabelbahn und zweimal die Dampfbahn benutzt, also die ganze Stadt auf verschiedenen Strecken hin und zurück durchfährt und den Weg an der äußersten Grenze im Westen und Norden mit den beiden Eisenbahnen zurücklegt, so kostet der Spaß insgesammt zwanzig Cents!

Beneidenswerth sind die Leute von San Francisco, die in ihrer unmittelbarsten Nähe, am Saume ihrer wasserumrauschten Stadt, einen Ausflugspunkt wie dieses Cliff House besitzen!

Auf der Höhe des hier ziemlich jach abfallenden Ufers ist die freundliche Wirthschaft errichtet, von deren Terrasse aus man die herrlichste Aussicht genießt und von der stärkenden Frische des Meeres gehörig durchweht wird. Bis in's Unendliche dehnt sich unter dem sonnigen Frühlingshimmel die stille, weite, grünlich-blaue, leichtbewegte Fläche des Stillen Oceans. Im fernsten Horizonte hebt sie sich in wundervoller dunkler Färbung von dem lichteren Himmel ab. Das Bild hat eine Größe, eine Friedlichkeit und einen Ernst, die wahrhaft ergreifend sind.

Dicht vor uns, in unmittelbarer Nähe des Ufers, steigen aus dem Wasser drei zackige Felsenzähne auf, an die die ungeheure Wassermenge brandend anschlägt, hohe Schaumwellen aufjagend, unter deren weißem Gischt diese Riffe zeitweilig ganz verschwinden, um alsbald wieder schwarzglänzend aufzutauchen. Diese höchsten Zacken des felsigen Bodens sind von den ergötzlichsten Ungeheuern des Oceans, von zahllosen Seehunden und Seelöwen, bewohnt, die da beständig herumkrabbeln, sich baden und von der Sonne trocknen lassen, um alsbald wieder in's Wasser zu kriechen und nach dem benachbarten Riff hinüberzuplätschern — die erklärtesten Lieblinge

der Leute von San Francisco, die faulsten, drolligsten und glückseligsten Geschöpfe der bewohnten Erde, denen nie ein Leid geschieht, die sich mit den leckersten Fischen mästen, und die ihr Wohlgefallen am Dasein durch ein zwar recht unmelodisches, aber überaus ergötzliches, in kurzem Staccato hervorgestoßenes Gekrächz bekunden. Nach den Angaben des besten Kenners Californiens unter den deutschen Schriftstellern — ich meine Theodor Kirchhoff — sollen die großen Seelöwen ein Gewicht von fünfzehnhundert bis zweitausend Pfund erreichen.

Die Meinungen über Nutzen und Schaden der Seelöwen gehen weit auseinander.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.

Die italienischen Fischer behaupten, daß die gefräßigen Ungeheuer, von denen jeder täglich etwa dreißig Pfund frisches Salmfleisch verzehre, und die außerdem auch noch in gesättigtem Zustande aus reinem Uebermuth den Jagdsport auf edle Fische betrieben, den Fischfang auf's Aeußerste schädigten. Andere dagegen erklären, daß die Seelöwen, die durch ihr krächzendes Gebrüll in Nacht und Nebel schon so manches nahende Schiff vor der Gefahr der Felsen gewarnt und gewissermaßen die Funktion lebendiger Nebelhörner übernommen, der Menschheit Dienste geleistet hätten, für die die opulenten Fischmahlzeiten als ein ganz geringfügiger Lohn anzusehen seien.

Jedenfalls haben die Seelöwen die unbedingten Sympathien der Bevölkerung von San Francisco für sich, und als die Vertreter der Fischereiinteressen den freundlichen Biestern auf den Leib rücken wollten, erhob sich in der Presse San Franciscos und unter allen Einwohnern ein Mordscandal. Die Sache wurde vor den Congreß gebracht, und im Juni des Jahres 1886 wurden die Seelöwenfelsen der Stadt San Francisco für alle Zeiten zum Geschenk gemacht. Die Bundes-

regierung behielt sich allerdings das Recht vor, unter dringenden Umständen die Zahl der Seelöwen verringern zu dürfen. Die Bundesregierung hat aber von diesem Rechte bis jetzt noch keinen Gebrauch gemacht, und die Commune von San Francisco denkt gar nicht daran, den Lieblingen der Stadt ihr fischvertilgendes Dasein zu verkürzen.

Man wird es nicht müde, die feuchtglänzende, durcheinanderkrabbelnde Gesellschaft, die sich so nahe dem Cliff House angesiedelt hat, daß man von dort aus mit bloßem Auge sehr wohl die einzelnen, ehrenwerthen Mitglieder in ihren verschiedenen Schattirungen, vom hellgelblichen Braun bis zum fast Schwarzen, deutlich unterscheiden kann, zu beobachten und von diesem Witze der Natur den Blick wieder hinüberschweifen zu lassen auf den feierlichen Ernst des majestätischen Oceans. Welche andere Großstadt vermöchte es wohl, ihren Bewohnern und fremden Besuchern unter so bequemen und angenehmen Bedingungen einen Nachmittag zu bieten, der den Stunden, die wir auf der Terrasse des Cliff House, hier an der Südspitze des Goldenen Thores, verbringen, an die Seite zu stellen wäre?

Ueber dem Cliff House, auf der obersten Höhe der felsigen Klippe, hat der deutsche Millionär Adolf Sutro eine wundervolle Anlage geschaffen, die seinen Namen, Sutro-Höhe, führt. Aus einer sandigen und steinigen Oede ist da in unglaublich kurzer Zeit ein ganz wundervoller Park mit herrlichen Bäumen und Blumen entstanden. Auch stattliche Baulichkeiten sind da aufgeführt, unter Anderm ein Treibhaus mit den schönsten und seltensten Exemplaren der amerikanischen Flora.

Durch die Liberalität des Besitzers steht der Besuch des Parkes, von dessen mit feinem Verständniß angelegten Terrassen aus man die prachtvollste Aussicht auf den Großen Ocean und die Einfahrt zum Goldenen Thore hat, Jedermann

frei. Diese neugeschaffene Sutro-Höhe bildet jetzt einen der schönsten Punkte von San Francisco. Herr Sutro will es sich mit dieser Schöpfung, die er der Stadt zum Geschenk zu machen beabsichtigt, noch nicht genügen lassen. Er will auf diesem herrlichen Fleck Erde auch noch einen majestätischen Bau mit einer großartigen Bibliothek, die ebenfalls der Allgemeinheit zu gute kommen soll, errichten.

Solchen bedeutenden Leistungen gegenüber, für die der Gemeinsinn des Stifters über vier Millionen Mark geopfert hat, werden die kritischen Aussetzungen an Einzelnem sich in die allervorsichtigste Form zu hüllen haben. Herr Sutro ist offenbar ein begeisterter Freund der plastischen Kunst. Er hat auf der felsigen Höhe, die zum Parke hinanführt, im Parke selbst, auf den Balustraden der Terrassen und an den Baulichkeiten in blendendem Weiß getünchte Reproductionen von Bildwerken aller Art und aller Formate in vielleicht überreichem Maße angebracht. Man wird da kaum eines der bekanntesten Denkmäler des hellenischen Alterthums vermissen. Mitten in dieser antiken Gesellschaft begegnen wir aber auch Statuen aus der Renaissance und ganz modernen französischen und italienischen Kunstwerken, darunter einigen, die auf den Titel eines Kunstwerks kaum Anspruch zu machen haben. Manchmal ist die Zusammenstellung recht gewaltsam und störend. Hier sehen wir auf einem Felsenvorsprunge, der, mit grünen Schlinggewächsen überzogen, einen sehr geeigneten Hintergrund für das helle Weiß des Bildwerks abgiebt, den nackten borghesischen Fechter in der kühnen und großartigen Stellung des Parirens und des Ausholens zum Stich, und gleich daneben die genrehafte Statuette des jugendlichen Prinzen von Wales in der Kleidung eines kleinen englischen Schiffsjungen. Das paßt nicht recht zusammen; entweder friert der Gladiator, oder der Prinz schwitzt. Auch die Spielereien, in den lebenden Büschen und auf dem wunder-

voll saftigen Grün des Rasens die weißlackirten Cementgüsse von Thierbildern anzubringen, sind nicht nach Jedermanns Geschmack. Wenn sich der Schöpfer der herrlichen Anlagen dazu entschließen könnte, die Zahl der Bildwerke etwa auf die Hälfte zu verringern, so würde das Ganze an Schönheit noch erheblich gewinnen.

Die Lage von San Francisco ist unvergleichlich schön. An lohnenden Ausflügen, die mit mäßigem Zeitaufwande und bei der hier herrschenden unverhältnißmäßigen Billigkeit der Locomotion mit geringen Geldausgaben unternommen werden können, ist Ueberreichthum vorhanden. Da hier, wie in England, der Sonntag im weitesten Sinne des Wortes ein Feiertag ist, so wird vorzugsweise dieser Tag zu Land- und Wasserpartien in die schöne Umgebung benutzt.

Am Sonntag sind die Wagen der Drahtseilbahn, die immer stark besetzt sind, geradezu lebensgefährlich überfüllt. Von der philisterhaften Auffassung unserer bevormundenden Behörden, daß ein Wagen einmal voll sein könne, daß also die Zahl der Personen, die ihn benutzen, zu beschränken sei, hat man sich hier vollkommen emancipirt. Die Sitzplätze, die mit der hier allgemein beobachteten und uns immer höchst angenehm berührenden Zuvorkommenheit gegen das weibliche Geschlecht stets den Damen angewiesen werden, sind bald vollkommen besetzt. Es dauert auch nicht lange, so füllt sich der schmale Gang zwischen den Sitzen, und die Plattform ist überfüllt. Aber immer noch springen neue Fahrgäste auf. Ohne irgend welchen Verdruß quetschen sich die früher Eingestiegenen zusammen, um für die Zukömmlinge Raum zu schaffen. Man hält es für unmöglich, daß noch mehr Ausflügler mitgenommen werden können, aber es geht immer noch. In Stellungen, die akrobatischen Künstlern einen Applaus einbringen würden, klammern sie sich an den dahinrollenden Wagen an, mit ihrer Fußspitze das Trittbrett kaum

berührend, mit der einen Hand den eisernen Griff oder auch den Arm eines gefälligen Mitreisenden umspannend. Ich habe auch gesehen, daß sich an den überfüllten Wagen Leute, die absolut keinen Platz mehr finden konnten, von außen an die hintere Schutzwehr der Plattform angehängt und mit in der Luft schwebenden Beinen die Fahrt mitgemacht haben. Ich habe an einem Sonntage auf dem Hinterperron und den hinteren Treppen eines Wagens sechzehn Personen gezählt. Es ist nicht die geringste Uebertreibung, wenn ich sage, daß in einem Wagen der amerikanischen Straßenbahnen bisweilen die doppelte und dreifache Anzahl von Fahrgästen befördert wird, die in einem Wagen derselben Größe in Deutschland als Maximum des Zulässigen behördlich festgestellt ist. Bewundernswerth ist die gegenseitige Dienstfertigkeit, die jeder Einzelne dem lieben Nächsten erweist, und die absolute Gemüthlichkeit, die allseitig herrscht. Nie hört man eine Klage über den drängenden Nachbar. Jeder ist beflissen, dem Nebenmenschen die Vortheile, deren er sich selbst erfreut, mit zu gönnen.

Dieselbe Ueberfülle herrscht an den Sonntagen, namentlich in den Stunden des Vormittags, zu denen die Ausflügler aufbrechen, und in den Abendstunden, wenn sie heimkehren, in den Wagen der Lokalbahnen, die in die Nachbarschaft führen, auf der mächtigen Dampffähre, die die Verbindung mit Oakland herstellt, und auf den Vergnügungsdampfern, die die Bay umfahren. Es ist ein Treiben, „als ob die Menschheit auf der Wanderung wäre".

Die Bay von San Francisco ist aber auch wundervoll! An Lieblichkeit und Anmuth, an Schönheit der blauen Wasserfläche mit der einzigen Beleuchtung steht sie hinter den berühmtesten italienischen Seeen sicherlich nicht zurück und überragt diese durch die Mächtigkeit der Verhältnisse und ihre Großartigkeit. Ringsum eingeschlossen von stolzen Höhen, von

interessant profilirten Felsen und den aus Dünensand gebildeten Hügeln, hier die herrliche Stadt, bunt, interessant, auf dem unebenen Boden auf und nieder wogend, dort die anderen größeren Städte, Alameda, Oakland und Berkley, die sich am östlichen Ufer der Bay aufgebaut haben, dazwischen im Grün ganz versteckt die freundlichen kleineren Flecken und auch vereinzelte Villen, inmitten des Wasserspiegels die schöne Felseninsel Alcatraz mit ihrem befestigten Fort, die größere Geisinsel, Goat Island, nördlich, weiter hinauf, die größte und felsigste, die Engel-Insel, Angel Island, und als malerischster Höhepunkt des Bildes die schmale Wassergasse, die an den herrlich geformten Felsen den silberschimmernden Schaum hoch aufjagt und die Verbindung mit dem Großen Ocean herstellt, das Goldene Thor — das ist die Bay, die allsonntäglich die Tausende und Abertausende der Bewohner von San Francisco zur Erholung und zur Freude an der schönen Natur heranlockt.

* * *

Unter den zahlreichen Niederlassungen in der nächsten Umgebung gehört San Rafael zu den beliebtesten Sommerfrischen. Frische ist eigentlich nicht das rechte Wort, denn im Sommer soll es da recht heiß sein. Die Landschaft um San Rafael ist von bezaubernder Anmuth. Sie erinnert auf's Lebhafteste an unsern Schwarzwald, an das gesegnete Stückchen Erde zwischen Baden-Baden und Herrenalb.

Jetzt steht Alles in voller Blüthe und in saftigstem Grün. Neben den kräftigen californischen Nadelhölzern ragen hier die aus Australien verpflanzten riesigen Eukalypten mit ihrem eigenthümlich scharfen, mir nicht sehr angenehmen Duft auf, die in dem fruchtbaren Boden sich mit erstaunlicher Schnelle zu wahren Baumkolossen entwickeln. Die Blumen, die wilden und die kultivirten, sind von seltenster Fülle und Pracht,

unter den wilden namentlich die „puppies“, die eigentliche Blume Californiens, die hier, aber auch nur hier in dieser unerhörten Fülle und Schönheit sich vorfindet, eine Feldblume von einfacher Zeichnung, vierblättrig, etwa von der Größe einer starken Narcisse und von ganz wundervollem warmen orangefarben angehauchten Gelb.

San Rafael ist ein großer Garten, in dem vor Allem die Rosen in blendender Pracht und unwahrscheinlicher Dichtigkeit erblühen. Es ist ganz wörtlich zu nehmen, wenn man sagt, daß einige der Häuschen unter den Sträuchern der blühenden Rosen völlig verschwinden. Man glaubt mitunter, Dornröschens Schloß vor sich zu sehen. Man ist hier auf den hübschen Einfall gekommen, die schönen Rosen, die auf diesem Boden wie Unkraut wuchern, an anderen Bäumen, an Obstbäumen und todten Stämmen, aufranken zu lassen; und so bietet sich denn dem Auge das täuschende Schauspiel dar, wie auf einem Birnbaum neben den jungen reifenden Früchten hier und da zwischen den Blättern dichte Sträuße von Rosen hervorwachsen, oder wie an den todten Aesten eines abgestorbenen Baumes sich scheinbar das Naturwunder zeigt, daß sie herrliche Rosen treiben.

Von den höher gelegenen Punkten San Rafaels aus hat man die schönste Aussicht; den weitesten und lohnendsten Umblick aber gewährt der Aussichtsthurm, der neben dem neuen, mit amerikanischer Großartigkeit angelegten Sommerhotel errichtet worden ist. Man sieht von der Höhe über das grüne blühende Land und die blaue Bay hinweg bis zu den Höhenzügen, die den Horizont abschließen, und in der Ferne die mächtige und schöne Hügelstadt.

4. Monterey.

Ein Seebad am Stillen Ocean. — Südlich von San Francisco. — Das Teleskop auf dem Hamilton-Berge. — Die Universitätsstiftung Leland Stanfords. — Hotel del Monte in Monterey. — Umgebung. — Die Achtzehnmeilenfahrt. — Die Cypressen.

Nach der großartigen Auffassung der geographischen Entfernungen, die in Californien herrscht, wird Monterey zur Umgebung von San Francisco noch mit hinzugerechnet, obgleich man, um die hundertundfünfundzwanzig englische Meilen lange Strecke von San Francisco zurückzulegen, gute vier Stunden mit dem Schnellzuge braucht. Es ist eine überaus anmuthige Fahrt durch grünes Land in üppigem Gedeihen, das mit urgesunden Bäumen, namentlich mit schönen alten Eichen bestanden ist, auf dessen Feldern sich fetter Weizen wiegt, und in dessen Gärten das köstlichste Obst gedeiht. Alles athmet Behagen und Wohlfahrt.

Das reiche, von waldigen und grün bewachsenen Höhen umgrenzte Thal, das wir durchfahren, wirkt auf uns so heimatlich! Wir bedürfen einer gewissen Anstrengung, um uns aus der Täuschung herauszureißen, das hier ein gesegneter Landstrich des Vaterlandes unser Auge und Herz erfreut, und uns zu vergegenwärtigen, daß in unserer nächsten Nähe der Stille Ocean rauscht.

Der Weg führt uns an vielen interessanten Punkten vorüber. In der Nähe von Menlo-Park zeigt man uns auf der Höhe des Hamilton-Berges die weißschimmernden Gebäude der Sternwarte mit dem berühmten Teleskop, wie man uns sagt, dem größten und besten der Welt, einer Schenkung des durch seine zahlreichen Stiftungen berühmt gewordenen Millionärs James Lick.

Die wichtigste Stadt auf unserer Fahrt, San José, wegen ihrer schönen Lage im Santa Clara-Thal „Cali-

forniens Gartenstadt" genannt, hat namentlich durch ihren Weinbau und Obsthandel Bedeutung erlangt. In der Nähe wird jetzt die großartige höhere Lehranstalt errichtet, die der berühmte Krösus Leland Stanford in's Leben gerufen hat. Stanford, ein Mann von außerordentlichen Geistesgaben und großer Thatkraft, der eigentliche Schöpfer der Süd-Pacific-bahn, der auch im staatlichen Leben seines Landes schon eine bedeutende Rolle gespielt hat, gilt jetzt als einer der reichsten Männer in den Vereinigten Staaten. Stanford hat das große Unglück gehabt, seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn im Alter von etwa fünfzehn Jahren zu verlieren. Dieser Schicksalsschlag hat den armen Reichen zu Boden geworfen und sein Lebensglück gebrochen. Um das Andenken des geliebten Kindes zu ehren, hat er dem Staate Californien die an und für sich schon ungeheure und für den Zweck geradezu unbegreiflich hoch erscheinende Summe von zwanzig Millionen Dollars geschenkt, mit der Bestimmung, eine Hochschule zu errichten, die den Namen seines Sohnes, „Leland Stanford junior University", für alle Zeiten tragen soll. Es ist die größte Schenkung, die jemals gemacht worden ist. In der herrlichen Umgebung von San José sind die erforderlichen Grundstücke erworben, dort werden jetzt die ansehnlichen Bauten aufgeführt. Alle wissenschaftlichen Anstalten sollen in denkbarster Vollkommenheit hergerichtet und mit dem vollkommensten und schönsten Material ausgestattet werden. Die berühmtesten Gelehrten des Landes werden hierher berufen. Neuerdings hat der auch bei uns in hohem Ansehen stehende Professor White, der früher Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin war, eine Berufung als Geschichtslehrer an diese jüngste Hochschule erhalten und angenommen. Die „Leland Stanford junior University" soll die vornehmsten Geister der Union vereinigen, soll der Brennpunkt des wissenschaftlichen Lebens und Strebens der Neuen Welt werden.

Die Sonne war schon untergegangen, als unser Zug an der Station des Hotels del Monte hielt. Das herrliche Hotel, das zu den allerbekanntesten der Vereinigten Staaten gehört, hat neben anderen Besonderheiten auch die seiner besondern Station. Wie St. Augustine in Florida und wie andere klimatische Kurorte, so verdankt auch das californische Monterey, das als Stadt selbst wenig zu bedeuten hat, seine Hauptanziehungskraft dem vortrefflichen Hotel, das dem Fremden die Gelegenheit bietet, sich der wundervollen Lage und der köstlich reinen und starken Seeluft unter den angenehmsten Bedingungen des Daseins zu erfreuen. Der Besucher von Monterey, der die liebliche Oase Floridas kennen gelernt hat, wird in del Monte auf Schritt und Tritt an Ponce de Leon erinnert werden. Die Baulichkeiten dieser beiden wohl schönsten Hotels der Union haben freilich nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander, aber der ganze Zuschnitt des eigenthümlich amerikanischen Gasthoflebens ist in beiden gleich, und der Comfort erreicht hier wie dort die höchste Stufe der Vollkommenheit.

Vor einigen Jahren ist das Hotel del Monte völlig niedergebrannt. Es wird ziemlich allgemein als bestimmt angenommen, daß hier eine verbrecherische Brandstiftung vorgelegen hat. Es ist auch eine Untersuchung eingeleitet, verdächtige Individuen sind gefänglich eingezogen worden, aber es ist den Behörden nicht gelungen, oder es hat ihnen vielleicht nicht gelingen wollen, den Beweis des begangenen Verbrechens zu erbringen. Die Südbahn, die Besitzerin des del Monte, hat es in schnellster Weise, ganz nach der Anlage des alten durch Feuer zerstörten, wieder aufbauen lassen.

Das Hotel von Monterey hat nicht die kolossalen Verhältnisse, nicht die mächtige überhohe Front der meisten seiner Rivalen, es hat nicht fabelhaft in die Höhe zu schießen brauchen, da es sich auf dem breiten Areal in aller Bequemlichkeit aus-

dehnen konnte. Es wirkt daher auch auf den ersten Anblick keineswegs so großartig, wie es sich später bei näherer Bekanntschaft enthüllt. Das langgestreckte Hauptgebäude und die sich daran anlagernden großen Flügel sind verhältnißmäßig niedrig. Ueber dem Erdgeschoß, das ringsum von verandaartigen Vorbauten umgeben ist, erheben sich nur zwei und nicht einmal hohe Stockwerke. Die oberen Zimmer, die übrigens gerade so hübsch sind wie alle anderen, liegen im Bodenraum. Der ganze Bau ist, außer den eisernen Veranden, in Holz und Fachwerk aufgeführt. Mit seinen Giebeln und hohen Dächern, aus denen die Luken vorspringen, mit den mächtigen Söllern, mit den Erkern, den großen und kleinen Thürmchen, mit der willkürlichen Vertheilung der Fenster, die zum Theil ganz dicht aneinandergerückt sind, wirkt der ganze Bau überaus gemüthlich und behaglich und erinnert uns an die interessanten Häuser unseres deutschen Mittelalters. Man würde sich kaum darüber wundern, wenn man ein ähnliches Haus in irgend einer der alten Städte Frankens anträfe. So ist also auch der erste Eindruck der der genügsamen Behaglichkeit, nicht des protzigen Luxus.

Von der Größe des Hotels legt man sich erst Rechenschaft ab, wenn man beim Besuche des Parkes einen Rundgang um den ganzen Complex macht. Das Hauptgebäude ist 340 Fuß lang und 110 Fuß breit, und jeder der beiden Flügel hat eine Länge von 280 Fuß und eine Breite von 48 Fuß, so daß in der Gesammtbaulichkeit 500 Fremdenzimmer Raum gefunden haben und für 750 Gäste Quartier gegeben werden kann. Das Speisezimmer allein ist 162 Fuß lang und 66 Fuß breit. 500 Personen können da gleichzeitig ihre Mahlzeiten einnehmen. Man ist in diesem Hotel sehr gut aufgehoben, und es hat außerdem noch den Vorzug, daß es zu den verhältnißmäßig billigsten der Vereinigten Staaten gehört.

Die Lage in dem herrlichen Parke, der ohne alle amerikanische Uebertreibung zu den schönsten und bestgehaltenen gehört, ist ganz entzückend. Da stehen neben kräftigen Fichten, den Yucca-Palmen, Agaven, Weiden, Eukalypten und Cedern, die alten Riesencypressen, die wie die Mammuthbäume im Yosemitethal und die Cedern von Chapultepec in der ganzen Neuen Welt berühmt sind. Ringsum sind geschmackvolle und anmuthige Gartenanlagen mit Blumen und Pflanzenvegetation aller Zonen geschaffen. Hier erfreut unser Auge das üppige Wachsthum der Rosen, der Stiefmütterchen von unwahrscheinlicher Größe und der hohen Sträuche von Maßlieb, dort blühen Camelien, Geranien und Gardenien, und in dem sogenannten Arizona-Garten sehen wir die eigenthümlichen Pflanzen der Tropen: stachlige Palmen, dickstämmige Gummibäume, interessante Cacteen, unter ihnen auch Exemplare des imposanten Riesencactus.

Ein Theil des Parkes ist ersichtlich neu angelegt, und da hat man mit echt amerikanischer Großartigkeit längs der gutgehaltenen Wege gleich ein paar tausend Stück Fichten und Cypressen angepflanzt, die auf diesem Boden wunderbar gedeihen. Die langen Alleen sind auf beiden Seiten dicht damit besetzt, und zwar wechseln regelmäßig die Fichten mit den Cypressen ab. Während jenen die Freiheit gelassen wird, so zu wachsen, wie sie der liebe Gott geschaffen hat, werden die Cypressen nach dem Muster der Lenôtre'schen Gartenkunst künstlich zugestutzt. Und da die breitesten Zweige sehr tief am Boden stehen, so daß der Stamm kaum sichtbar wird, und die Zweige nach oben zu immer mehr beschnitten werden und in eine Spitze auslaufen, so sehen diese Bäume dunkelgrünen Zückerhüten nicht unähnlich. Die unschöne Gestalt wird zum Glück durch die dazwischen stehenden Fichten, die sich in ihrer natürlich schönen Willkür frei entwickeln dürfen, verdeckt.

Man sieht die so zurechtgeschneiderten Cypressen übrigens in sehr vielen Ziergärten Californiens, und ihre dichte gestrüppartige Blätterfülle, die Stamm und Zweige ganz verschwinden macht, verleitet zu recht häßlichen Spielereien mit der Gartenscheere. Die ihnen hier gegebene Form des Zuckerhuts ist vielleicht noch die wenigst garstige. In den reichen Gärten San Franciscos aber erschrecken uns auch eiförmig zugeschnittene und sogar in regelrechten Würfeln von riesigem Umfange gradflächig abgehobelte. Unter dieser schauderhaften Gestalt verschwindet der Charakter des Baumes vollkommen, es sind eben dunkelgrüne kubusartige, klotzige Ungeheuer.

Das Hotel del Monte wird zwar auch im Winter besucht, aber die eigentliche Zeit für den Besuch des californischen Bades, die erst im Mai ihren Anfang nimmt, hatte zur Zeit meines Besuches — in der zweiten Hälfte des April — noch nicht begonnen. Es war noch ziemlich leer und still, als wir dort eintrafen. In der geräumigen Vorhalle brannten im Kamin kolossale Holzscheite, und auf den Schaukelstühlen saßen ein paar Dutzend Gäste, für die offenbar das Ankommen des Zuges aus San Francisco das Hauptereigniß des Tages bildete.

Wir hatten Vollmond. Es war draußen herrlich frisch, und es verlockte uns, noch am Abend einen Spaziergang durch den Park zu machen. In der „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", sahen die hohen schwarzprofilirten Bäume des Parkes, die großen Beete, in denen weiße Blumen flimmerten, bezaubernd aus. Wir kamen an breiten Plätzen vorüber, die offenbar zum Lawn-tennis und anderen Spielen abgesteckt waren. Wir sahen die spiegelglatte Wasserfläche eines stillen, ziemlich großen Sees, der ringsum von Gesträuch und Bäumen umrahmt wird, und auf dem sich im Sommer die Gäste mit Rudern und Segeln belustigen mögen. Ringsum herrschte die vollste Stille. Manchmal sahen wir bei der

Biegung eines Weges irgendwo wieder das Hotel mit seinen beleuchteten Fenstern auftauchen.

Wohl eine halbe Stunde hatten wir, ohne des Wegs besonders zu achten, in dieser zauberhaft kühlen hellen Nacht den stillen Park durchirrt, als wir anscheinend von weiter Ferne her, ein dumpfes, ununterbrochenes, eintöniges, tiefes Brausen hörten, das, je weiter wir in der eingeschlagenen Richtung vorwärts gingen, immer mächtiger anschwoll. Und ganz unvermittelt und plötzlich lag es auf einmal vor uns: das unermeßliche Meer, die endlose dunkle feuchte Fläche mit dem breiten silbernen Lichtstreifen, dem Wiederschein des Vollmondes. Es war vollkommen windstill, aber die kolossale Wassermasse, die den Strand bespülte, sandte doch mit mächtigem Getöse ihre schaumig-weiße Fluth weit in's Land hinein.

Wir mußten uns förmlichen Zwang auferlegen, um uns von dem imposanten Schauspiel des stillen dunklen Meeres mit dem zitternden und blitzenden Reflexe des vollen Mondes loszureißen und unser Lager aufzusuchen, da wir am andern Morgen schon zu guter Stunde aufbrechen wollten.

* * *

Der Ausflug in die Umgegend von Monterey ist in höchstem Maße lohnend. Wir hatten uns zu der größern Tour, der sogenannten „Achtzehnmeilenfahrt", entschlossen, die im guten Vierspänner mit dem Aufenthalt an den wichtigsten Punkten etwa vier Stunden in Anspruch nimmt. Wir hatten unvergleichlich schönes Wetter. Im goldigsten Sonnenschein zeigte das Meer jenes prachtvolle Tiefblau, das nur dem Stillen Ocean eigen ist. Es ist tiefer, stählerner und feiner im Tone, als das schöne Blau des Mittelmeers. Das zart graublaue Himmelsgewölbe darüber, der hellgelbe Sand der Düne mit dem braunen Streifen des angespülten Seetangs und dazu

das saftige Grün der dichtbewaldeten Ufer — Alles das zusammen bildet einen wahren Farbenrausch.

Und wie schön ist dieser Wald! Diese Fichten mit den aufrechtstehenden Kerzen in hellerem Tone, diese immergrünen Eichen in knorrig phantastischen Verästungen, diese hochragenden Cedern und vor Allem die Cypressen! Die berühmten Cypressen!

Die Cypressen haben hier in der That eine Kraft und Ueppigkeit und zugleich eine Mannigfaltigkeit im Wuchse, wie sie wohl kaum ein zweites Mal anzutreffen sein dürften. Und die Cypressen von Monterey sind mit Recht weltberühmt. Vor allem die Riesencypressen, die, wie man versichert, die schönsten Exemplare der Erde sein sollen. Die gewaltigen Stämme sind bis zum letzten Viertel ohne Aeste, dann aber laden sich in reizvollsten Linien die schönsten Verzweigungen willkürlich aus, die in der Fülle des dunkelgrünen Blätterschmuckes prangen und sich in scharfen Silhouetten vom Lichtblau des Himmels abheben.

Die merkwürdigsten Exemplare der Cypressen stehen dem Ocean am nächsten. Bei diesen sind die Stämme niedriger, aber vielleicht noch kräftiger, von Wind und Wetter zerspalten und gebeugt. Die breite flach abgedachte Blätterkrone steht fast parallel mit dem Boden. Oft vereinigen sich Gruppen von vier, fünf dieser Cypressen, und ihre Blätterdächer wachsen zu einem einzigen zusammen, so vollkommen dicht, daß kein Sonnenstrahl sie durchdringt, und daß diese zusammengewachsenen Blätterdächer so wirken wie eine von hölzernen Trägern gestützte, in der Luft schwebende dunkle Wiese.

Das Meer ist immer großartig. Von so lieblichem Strande aus aber sieht man es selten wie hier. Es ist eine Lustfahrt durch einen herrlichen schattigen Park, mit beständigem Ausblick auf die unendliche Wasserfläche, die heute ihrem Namen Ehre macht. Der Ocean ist, um das schöne Wort von Lord

Byron zu gebrauchen, still wie ein schlummernder Säugling. Er athmet gleichsam in langen regelmäßigen Zügen, in sanft rauschenden Wellen, die gleichmäßig am Ufer branden. Da, wo das Meer fast regungslos erscheint, ließe es sich auch einem prachtvollen blauen Gewande mit kostbarem Besatz vergleichen; denn der am Ufer aufgetriebene Schaum wirkt in seinem schneeigen Weiß durchaus stofflich.

Aber als ob der große Ocean das Bestreben habe, ex ungue leonem erkennen zu lassen und daran zu gemahnen, daß man dem Frieden des „Pacific" doch nicht trauen dürfe, zeigt er sich an einigen Punkten der Küste auch in seiner ungestümen Wildherrlichkeit. Das Ufer vereinigt hier in seiner Mannigfaltigkeit alle Gegensätze. Hier ist es gemächlich abgeflacht und steigt in sanfter sandiger Erhebung zum dunklen Walde auf; dort springt es in steilen Riffen trotzig in die Fluth und bildet, freilich nur in bescheidenem Maßstabe, felsige Kessel, aus denen die losgelösten Blöcke aufragen. An diesen scharfen steinernen Zähnen brechen sich nun die durch die ungeheure Kraft der gewaltigen Wasserfläche eingequetschten Massen, selbst bei vollkommener Windstille wie heute, mit solcher Gewalt, daß der Schaum haushoch aufspritzt. Eine Welle überstürzt die andere, und in dem engen Kessel brodelt und siedet es, als ob ein Orkan wüthete.

In unmittelbarer Nachbarschaft dieser tosenden und schäumenden See glänzt der glatte unendliche blaugrüne Spiegel, der das feurige Sonnenlicht in blendendem Golde reflectirt; und auf den Klippen, die unweit vom Strande aus dem Wasser aufsteigen, sonnen sich, gerade wie bei San Francisco, die liebenswürdig ergötzlichen Meerbestien mit den großen Raffzähnen und den possirlichen auswärtsstehenden Flossen, die Seelöwen, die sich auch hier sehr behaglich und sicher fühlen und in den letzen Jahren eine ganz ungewöhnliche, ja für die Freunde des Fischfangs schon beunruhigend werdende

Fruchtbarkeit entwickelt haben. Vor ein paar Jahren waren es nur einige wenige; jetzt krabbeln sie schon in hellen Haufen auf den Felsblöcken herum, lassen sich von der Sonne bescheinen, und stoßen dabei in abgerissenem Staccato ihr zwar nicht sehr wohllautendes, aber überaus komisch wirkendes Freudengrunzen hervor oder nehmen schaarenweise ein erfrischendes Bad. Ganze Heerden sieht man lustig von einem Felsen zum andern schwimmen, als ob sie sich gegenseitig Besuche abstatteten.

Während unserer Fahrt steigt auf einmal in der Ferne der Nebel auf, zunächst wie ein dünner Schleier, der das kräftige Sonnenlicht zwar mildert, aber nicht abwehrt, und der nun in goldig glitzerndem Lichte langsam über die Fluth wallt. Er sieht aus wie von der Wasserstraße aufgejagter feuchter glänzender Staub. Allmählich aber verdichtet er sich, verhüllt den Horizont in undurchdringliches Grau und rückt, unsern Gesichtskreis immer mehr einengend, näher und näher auf uns los. Auf einige Zeit entzieht er uns sogar das herrliche Bild des Stillen Oceans, des gelben Strandes und der grünen Höhen vollkommen. Inzwischen hat uns indessen unser Weg landeinwärts geführt. Unter dem Schatten des mächtigen Nadelholzes haben wir den leidigen Nebel bald vergessen; und als wir nach einer knappen Viertelstunde wieder den Strand erreichen, ist der graue Dunst vollkommen gewichen, und das gewaltige Meer liegt in seiner unbeschreiblichen Färbung wieder in unverhüllter Schöne und im klarsten Lichte vor uns; in scharfer, fast blauschwarzer Linie hebt es sich vom hellleuchtenden Gewölbe des weiten Horizontes ab.

Unter reizvolleren und anmuthigeren Bedingungen habe ich den Ocean nie gesehen als an dem wundervollen Frühlingstage vom Strande bei Monterey.

5. Von San Francisco nach Oregon. Die Sierra Nevada.

Die Dampffähre Solano. — Gewicht eines amerikanischen Eisenbahnzuges. — Sacramento. — Herrliche Fahrt an den Ufern des Sacramento-Flusses. — Siffon und das Erdbeerthal. — Der Shasta-Berg. — Die höchsten Berge des westlichen Gebirgsstranges.

Am Abend des 23. April bei eintretender Dunkelheit verließen wir San Francisco. Die ersten Lichter, die dort angezündet wurden, waren die letzten, die wir von der schönen Stadt sahen. In Nebel und traurigem Dunst entschwand das farbenprächtige Bild der Hügelstadt, das uns so oft erfreut hatte, unseren Blicken. Der Abschied von lieben Freunden, die wir nach langen Jahren dort wiedergefunden, und von neuen Bekannten, die in liebenswürdiger Gastfreundschaft mit den alten gewetteifert hatten, war uns nicht leicht geworden.

Es war schon ganz dunkel, etwa zwischen zehn und elf Uhr Abends, als wir über den nordöstlichen Arm der San Francisco-Bay, da, wo der Sacramento-Fluß in die Bay einströmt, über die enge Wasserstraße von Carquinez, Straits of Carquinez, von Port Costa nach Benicia übersetzten.

Die Dampffähre Solano, die die Eisenbahnzüge über die Carquinez-Enge hinüber und herüber befördert, ist die größte der Welt, und es giebt, wenn man von den mächtigen Ocean-Dampfern und den gepanzerten Kolossen absieht, wohl überhaupt kein Locomotionsmittel, das es an Kraft mit diesem Ungeheuer aufnähme. Es ist eine schwimmende viergeleisige Eisenbahnbrücke, auf der also vier Züge gleichzeitig befördert werden können. Bei unserer Ueberfahrt waren es freilich nur zwei mit drei Locomotiven. Aber bei dem Gedanken an das Gewicht, das dieses Fährboot zu tragen hat, wird Einem doch unheimlich zu Muthe, und man staunt über die Verwegenheit des menschlichen Unternehmungsgeistes, die der

Lösung des Problems, eine solche Last über das Wasser zu schleppen, überhaupt nähergetreten, und über die Großartigkeit, mit der es gelöst worden ist.

Denn so ein amerikanischer Eisenbahnzug hat ein recht anständiges Gewicht. Er besteht gewöhnlich aus zwei Locomotiven mit Tender zu je 50 Tonnen gleich 100 Tonnen, aus drei leichten Wagen, Post, Bagage und Expreßgesellschaft, zu 10 Tonnen gleich 30 Tonnen, aus sechs schweren Personenwagen zu etwa vierzig Personen jeder, mit Einschluß der Pullman'schen Schlafwagen, zu je 15 Tonnen gleich 90 Tonnen. Gepäck und Passagiere werden durchschnittlich auf 10 Tonnen berechnet, so daß das Gesammtgewicht des Zuges 230 Tonnen oder 23 000 Kilogramm gleich 4600 Centner beträgt. Die Eisenbahnzüge, die, wie der unsrige, über's Gebirge gehen, wiegen noch etwas schwerer, da die beiden Maschinen je 75 Tonnen Gewicht haben. Das Gesammtgewicht eines solchen Zuges beträgt also 280 Tonnen oder 5600 Centner. Die Solano-Fähre kann nun vier solche Züge befördern, also 1120 Tonnen. Und dies kolossale Gewicht erreicht noch nicht zur Hälfte ihre Tragfähigkeit. Ihre amtlich eingetragene Register-Tragfähigkeit beträgt nicht weniger denn 3541 Tonnen, also über 70 000 Centner.

Die Fähre ist 424 Fuß lang und mißt in ihrer größten Breite 116 Fuß. Die beiden Maschinen haben je 2000 Pferdekraft. Auf den vier Geleisen ist Raum für vierundzwanzig der größten Wagen. Die Auffahrt auf die Fähre, sowie die Landung auf dem jenseitigen Ufer können bewerkstelligt werden, ohne daß am Zuge irgendwelche Veränderung vorgenommen zu werden braucht. Der Zug fährt vom Geleise direct auf die Fähre und von der Fähre direct auf den Bahnkörper am jenseitigen Ufer. Die Wasserstraße, die die Solano durchfährt, ist etwa eine Meile breit, und die Ueberfahrt erfordert von Port Costa nach Benicia zwanzig Minuten.

Gegen Mitternacht erreichten wir Sacramento. Die große Eisenbahnhalle war öde und menschenleer und machte einen recht unfreundlichen Eindruck. Die schönen Tage von Sacramento sind längst vorüber. Während der ersten Jahre, die den Auffindungen der Goldadern folgten, galt Sacramento als ein gefährlicher Rival von San Francisco, und auch später noch spielte die Stadt als Endstation der ersten und einzigen großen Pacificbahn eine bedeutendere Rolle. In dem wahnsinnigen Schnellleben dieses Landes ist Sacramento im Handumdrehen altersschwach und greisenhaft geworden. Es ist freilich als Hauptstadt von Californien der Regierungssitz, aber es spielt mit seinen 20—25 000 Einwohnern gar keine Rolle mehr.

Als wir am andern Morgen erwachen, bietet sich uns ein herrlicher Anblick dar. Wir sind inmitten einer wildromantischen Gebirgslandschaft, und wir bleiben darin von unserm Erwachen am frühen Morgen bis zum Hereinbrechen der Nacht. Die Bahn steigt in fast gerader Richtung nördlich, ungefähr parallel mit der Küste, vom Herzen von Californien bis nach der wichtigsten Stadt von Oregon, nach Portland auf, zunächst durch die Sierra Nevada und dann durch das Cascaden-Gebirge. In der Neuen Welt, und in Californien ganz besonders, kommt man bei der Berichterstattung aus den leidigen Superlativen gar nicht heraus. Ich glaube mich indessen keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich die Bahn durch die Sierra, die möglichst lange in der unmittelbaren Nachbarschaft des sich krümmenden, wildrauschenden Sacramento-Flusses bleibt, an dessen felsigen Ufern sie sich entlangschlängelt, und den sie ein paar Dutzend mal überschreitet, die den majestätischen Mount Shasta, einen der schönsten Schneeberge des nordamerikanischen Continents, und die anderen hohen Spitzen der Sierra Nevada, sowie die höchsten Höhen des Cascaden-Gebirges den ganzen Tag hin-

durch uns vor Augen führt, die das liebliche Erdbeerthal mit Sissson und später den Rogue River aufsucht und dann nach Oregon hinüberführt, als eine der kühnsten, interessantesten und landschaftlich großartigsten unserer Erde bezeichne.

Ein wunderbares Landschaftsbild reiht sich an das andere. Vom frühen Morgenlichte bis zur grauen Dämmerung wird man des Schauens nicht müde. Man empfindet es wie eine Beraubung, daß das Dunkel der Nacht uns die lieblichen und gewaltigen Bilder verdeckt, und sucht noch im Mondenscheine die nur halb verschleierten Schönheiten zu erspähen.

Das Wort „scenery“ ist jetzt in Amerika zum Modewort geworden, das in jeder geschäftlichen Anpreisung zu finden ist. Hier aber ist es zutreffend. Hier glauben wir in Wahrheit eine phantastische Wandeldecoration vor uns zu haben, eine Wolfsschlucht mit Schneebergen und Riesenbäumen. Bis zur Höhe von 250 Fuß steigen hier die Zuckerpinien, die nächst den californischen Mammuthbäumen die stolzesten des Festlandes sind, auf.

Auf hunderte von Meilen hat jeder Fuß dieser Bahn dem Boden künstlich abgewonnen werden müssen: durch Felsenabsprengungen, durch Bodenaufschüttungen, durch Einbohrungen von Tunnels, durch Ueberbrückungen von vier, fünf Stockwerken und mehr, die über die Schluchten dahinführen. Auf die anscheinende Weite eines Steinwurfs sehen wir zu unseren Füßen oder zu unserm Haupt das Geleise, das wir eben passirt haben oder demnächst passiren sollen. In den gewaltigsten Curven windet sich die Bahn dem Laufe des Flusses folgend, an den bewachsenen, wie mit grünem Seidenplüsch überzogenen Felsen vorüber, unter Cedern und hochaufragenden Cypressen. Dazwischen die gigantischen Fichten mit ihren helleren Kronen und die hellvioletten Sträucher des wilden Flieders und des Judasbaums. Der Sacramento, der sich mühsam sein Bett durch den starren Felsen gegraben hat,

rauscht, überall weißen Schaum und Gischt aufjagend, in der herrlichen Farbe des Gletscherwassers in starkem Fall thalwärts. Immer neue Ausblicke bietet die Landschaft, auf Thäler und Schluchten, auf dichtbestandene Höhen, immer klarer und deutlicher tritt der Charakter des ernsten Hochgebirges hervor. Jetzt sehen wir die hohen Berge der Coast Range im Hintergrunde, schwarzblau mit schneeigen Häuptern, und auf der andern Seite die stolzen Höhen der Sierra Nevada. In der Mittagsstunde erblicken wir, noch in Wolken gehüllt, in der Ferne den Bergriesen Mount Shasta.

Bis vor wenigen Jahren zählte der Weg durch das obere Californien längs des Sacramento-Flusses, auch abgesehen von den Gefahren, die seine natürliche Beschaffenheit darbot, zu den wenigst sicheren in den Vereinigten Staaten. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß die Postkutsche, die die beträchtlichen Werthsendungen der großen Speditionsgesellschaft Wells Fargo beförderte, von Wegelagerern und Räubern überfallen wurde. Die Beamten der Gesellschaft, zu denen man nur die stärksten und unerschrockensten Männer auswählte, waren regelmäßig mit Flinten, Revolvern und Dolchmessern bewaffnet, und es kam sehr oft zu den sogenannten „Schießereien". Die Postkutschenräuber in Californien standen übrigens im Lande in einem gewissen Ansehen, wenn für dies Gesindel der ehrbare Ausdruck gestattet ist. Es gehörte in der That zu den Seltenheiten, daß sie sich am Hab und Gut eines Privatreisenden vergriffen, diese ließen sie fast in allen Fällen vollständig unbehelligt; sie hatten es eben nur auf die eisernen Behälter und Werthsäcke der Gesellschaft abgesehen und geriethen auch nur mit den bewaffneten Beamten in's Handgemenge. Jetzt, da die Bahn diese wildromantische Gegend durchschneidet, ist mit der altromantischen Beförderung auch die romantische Landplage der Straßenräuber nahezu völlig geschwunden. Schade! seufzen die alten Pioniere.

Einige Punkte sind auf unserm Wege noch besonders bemerkenswerth. Bei einer sehr stark sodahaltigen Quelle, deren moussirendes, wohlschmeckendes Wasser als heilkräftig gerühmt wird, ist ein Gasthaus errichtet worden, das sich in den heißen Monaten eines lebhaften Zuspruchs zu erfreuen hat. Das Gasthaus in Fels- und Waldeinsamkeit ist ganz wundervoll gelegen, und man kann sich sehr wohl denken, daß es im Sommer die abgearbeiteten Städter mit ihren zerrütteten Nerven aus dem schwülen Flachlande hierher lockt, in erfrischende Kühle und stärkende Gebirgsluft. Für Fischer, Jäger und Bergsteiger muß der Aufenthalt hier besonders reizvoll sein.

Die Industrie beschränkt sich in dieser Gegend fast ausschließlich auf die Verarbeitung des Holzes. Unweit des schön gelegenen, aber noch nicht bedeutenden Städtchens Dunsmir befindet sich die bedeutendste Sägemühle des Landes, die täglich gegen 75 000 Fuß Holz — von einem Fuß Breite und einem Zoll Dicke — verarbeitet. Das Großholz wird zu Bauzwecken für Häuser, Brücken, Belegung der Verkehrsstraßen u. s. w. verwerthet. Aus dem Kleinholz werden die Kisten und Schachteln zur Beförderung der californischen Früchte gemacht. Das beste Holz der Zuckerfichte wird gleich hier an Ort und Stelle zu Thüren und Fenstern zurechtgezimmert und geht dann zu den Bauten nach Australien.

Am Fuße des Mount Shasta, des zweithöchsten der nord-californischen Sierra Nevada und zugleich eines der höchsten des gesammten nordamerikanischen Festlandes, liegt in dem sogenannten Erdbeerthal, „Strawbery valley“, das liebliche Sissон mit der saubersten Bahnhofsrestauration in ganz Nordamerika. Das Städtchen hat seinen Namen von einem der ältesten Ansiedler erhalten, der bis vor wenigen Jahren der einzige Führer auf den Gipfel des Shasta war. Der alte Sissон lebt noch. Er hat sein Haus an einem in

der Nähe des jetzigen Stationsgebäudes gelegenen anmuthigen See aufgeschlagen, in dem er alle Reisenden, die des Weges kommen, und die hier zu kürzerem oder längerem Aufenthalte rasten — sei es nun, daß sie die hier sehr lohnende Jagd auf Hochwild oder die Besteigung des Shasta anzieht —, gastlich aufnimmt und ihnen von der guten alten Zeit Californiens, von den herrlichen wilden Tagen des Goldtaumels, der fröhlichen Gewaltthätigkeiten und der tollen Vergnügungen Mordgeschichten erzählt. Vermuthlich war Sisson der erste Weiße, der überhaupt in diese Gegend gekommen ist, und jedenfalls der Erste, der den Mount Shasta erklommen hat. Sisson war in seiner Jugend ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, und seinen Jagdgeschichten ist wohl nicht immer unbedingter Glaube beizumessen. Er behauptet steif und fest, in den Gebirgsschluchten des Mount Shasta zu wiederholten Malen Eisbären gesehen zu haben, mit ganz schwarzem Kopf und schwarzen Tatzen, im Uebrigen aber schneeweiß.

Auf der Spitze des Shasta ist eine heiße Quelle, die Geyserbildungen aufweisen soll, und die dem alten Sisson, wie auch jetzt noch den Reisenden zur Herstellung der warmen Mahlzeiten vortreffliche Dienste geleistet hat. Im Jahre 1877 hat die Regierung auf der Spitze des Shasta ein Monument errichtet. Das Material zur Errichtung dieses höchsten Denkmals der Welt — wieder ein californischer Superlativ —, zu dem, abgesehen von dem massenhaften behauenen Holz, auch einige tausend Kilo Eisen erforderlich waren, ist, soweit die Wege es gestatteten, auf Wagen, dann mit Packeseln und auf dem letzten und beschwerlichsten Theile des Wegs auf dem Rücken unglücklicher Träger hinaufgeschleppt worden.

Der Mount Shasta präsentirt sich von dem Städtchen Sisson aus mit seinem gewaltigen Schneesattel sehr majestätisch. Da Sisson nur etwa 4000 Fuß über dem Meere liegt, sieht man den Bergriesen 10 000 Fuß aufragen. Der Mount

Shasta ist 14 442 Fuß hoch, also ganz genau ebenso hoch wie der Tacoma, dessen Höhe auf 14 444 Fuß angegeben wird. Um die zwei Fuß mehr oder weniger soll nicht weiter gestritten werden. Er führt, weil hier zu Lande jede bemerkenswerthe Leistung der Natur oder von Menschenhand noch eine besondere Nebenbezeichnung haben muß, den Titel des „Schlußsteines der californischen Landschaft", „the keystone of California scenery".

Mit ihm sind die bedeutendsten Berge des großen Gebirgsstrangs, der fast parallel mit der pacifischen Küste die drei großen Staaten des Stillen Oceans, Californien, Oregon und Washington, durchschneidet, der in seinem südlichen Theile Sierra Nevada und in seinem nördlichen, in Oregon und Washington, Cascaden-Gebirge heißt, die folgenden: unterhalb San Francisco der Whitney, 15 500 Fuß, der Tyndal, King, Godard, Lyell und Castle, alle zwischen 13 000 und 14 000 Fuß hoch; oberhalb San Francisco überragt der Mount Shasta mit seinen 14 442 Fuß alle anderen, auch die höchsten Spitzen um wenigstens 4000 Fuß. Die Höhen des nördlichen Gebirgsstrangs, des Cascaden-Gebirges, sind zwar weniger beträchtlich, aber die hohen Berge machen in der herrlichen Umrahmung, wenn wir sie vom Columbia-Strom und vom Puget Sound aus sehen, einen womöglich noch bedeutenderen malerischen Eindruck. Es sind südlich vom Columbia-Strom: der Mount Hood, 11 225 Fuß, nördlich: der Mount Adams, 9570 Fuß, und der Mount St. Helens, 9750 Fuß, die von dem herrlichen Tacoma-Berge, 14 444 Fuß, an Höhe und Großartigkeit der pittoresken Wirkung weit übertroffen werden. Im höchsten Norden, hart an der canadischen Grenze, ragt dann noch der Mount Baker, 11 100 Fuß, mächtig auf. Die westlich vorgeschobene Gebirgskette, die olympische, die an der San Juan de Fuca-Straße die nordwestlichste Grenzwarte der Vereinigten Staaten bildet, hat ihre schönsten und

höchsten Erhebungen im Olymp, 8150 Fuß, und im Constance, 7770 Fuß.

Um die zauberhafte Lichtwirkung, die der Sonnenuntergang auf den riesigen Schnee- und Eisfeldern des breiten Sattels des Mount Shasta hervorzaubern soll, wurden wir betrogen. In den Stunden des Nachmittags zogen sich dichte Wolkenschleier um das Haupt des Berges, der den Stolz Californiens bildet, und es war uns nur selten und immer nur auf kurze Zeit gegönnt, durch die zufälligen Wolkenrisse die scharfen, blendend weißen Umrißlinien des Gipfels zu erspähen.

6. In Oregon. An den Ufern des Columbia-Stromes.

Portland. — Der Columbia zwischen der Mündung und The Dalles. — Wilde Schönheit. — Eine Indianersage. — Die Wasserfälle: der Multnomah. — Die Bahn. — Eine todte Stadt: The Dalles.

An Portland, die wichtigste und größte Handelsstadt von Oregon, hatte ich von meinem frühern Aufenthalte her eine freudige Erinnerung bewahrt. Diesmal hatte indessen ein längeres Verweilen für mich keinen besondern Zweck. Zur Beobachtung der überraschenden Entwicklung, die die amerikanischen Städte des fernsten Nordwestens in den letzten acht Jahren seit Erschließung der neuen Bahn genommen haben, zur Vergleichung dessen, was ich früher gesehen hatte, und was sich jetzt meinen Blicken darbot, war Portland, so erstaunliche Fortschritte es auch in der verhältnißmäßig kurzen Zeit gemacht, so erheblich sich seine Bevölkerung auch vermehrt, so wunderbar sich sein äußeres Ansehen durch die Errichtung der zahlreichen monumentalen Neubauten auch ver-

schönt hatte, doch nicht der rechte Ort. Schon damals war ja Portland eine ansehnliche Stadt, weitaus die bedeutendste des ganzen Nordwestens. Für die Umwälzungen, die Entwicklung des damals schon Bestehenden und für die Neuschöpfungen sollten andere Städte, die ich auf meiner Reise zu berühren mir vorgenommen hatte, ein weit bequemeres und günstigeres Beobachtungsfeld darbieten. Und so benutzte ich diesmal Portland eigentlich nur als Zwischenstation, um von dort aus einen Ausflug nach dem Columbia-Strom zu unternehmen und alsdann nach kurzer Rast nach dem Puget Sound hinaufzufahren.

Im Jahre 1883 hatte ich vom Columbia nur den wenigst schönen Theil, vom Einflusse des Snake River, von Walla Walla, bis zu den Stromschnellen bei der Stadt Dalles gesehen. Den interessantesten Theil von da bis zur Mündung entzog uns nach einem unvergeßlichen Sonnenuntergang, der die Spitze des Mount Hood wie einen Riesenrubin durchglühte, das Dunkel der Nacht.

Wir hatten auf meiner ersten Fahrt einen entsetzlich heißen, recht beschwerlichen Tag gehabt, der fürchterlichste Staub hatte uns gemartert; von der heißen Sonnengluth des Sommers war alles ringsumher verdorrt, und das Bild grandioser Unfruchtbarkeit und glühender Dürre hatte uns an dem heißen Septembertage nicht einen Augenblick verlassen. Damals im Herbst war alles gelb und staubig. Nun hatten wir den Frühling in seiner heitersten Frische!

Nun prangte alles rings um uns her in saftigem Grün, gemischt von der Buntfarbigkeit der Sträucher, besonders von den rothen Tupfen der in dichten Büscheln blühenden wilden Johannisbeere und dem Weiß der Dolden des sogenannten „Dogwood", des schönen Cornusbaums, der am Ufer des Columbia wie im ganzen nordwestlichen Theile der Vereinigten Staaten sehr verbreitet ist und in Gemeinschaft mit dem hell-

grünen Ahorn zur farbigen Belebung der Waldbilder am meisten beiträgt.

Die Ufer des untern Columbia bieten ein Bild von wunderschönem Wechsel und wildester Schönheit. An den beständigen gewaltsamen Windungen des Stromes, an den seltsamen Formationen der zerhackten, zerrissenen, felsigen Umrahmung erkennt auch der Laie auf den ersten Blick, daß wir uns auf einem Boden befinden, der in unvordenklichen Zeiten der Schauplatz gewaltiger vulcanischer Umwälzungen gewesen sein muß. Und die Erinnerung daran hat sich in einer alten indianischen Sage, der, wie allen Legenden der Naturvölker, irgend ein mächtiges Naturereigniß zu Grunde liegt, erhalten.

Wie in der Sage der mexicanischen Indianer die beiden höchsten Berge, der Popocatepetl und Ixtaccihuatl, belebt und zu einander in ein zärtliches Liebesverhältniß zwischen dem Riesen und der schlafenden weißen Frau gebracht worden sind, so haben sich auch in der Ueberlieferung der nordwestlichen amerikanischen Indianer die beiden großen Vulcane, die wir in den Nachmittagsstunden unseres Ausflugs zur Rechten und zur Linken des Stromes mit ihren schneebedeckten Häuptern hoch aufragen sehen, der Mount Hood und der Mount St. Helens, als ein Ehepaar steinerner Riesen erhalten.

Ehedem, so erzählen die Indianer, standen die beiden Berge hart am Ufer des Stromes, und ein kolossaler steinerner Bogen, der den Strom natürlich überbrückte, ragte von einem Berge zum andern hinüber. Damals war der Strom auf seine ganze Länge hin schiffbar, und die Canoes fuhren gemächlich unter dem steinernen Bogen dahin. Das vulcanische Ehepaar lebte lange Zeit, Jahrtausende, in bestem Einvernehmen. Mit dem Alter aber wurden sie mürrisch, und es kam zu ehelichen Zwistigkeiten. Vom grollenden Wortwechsel arteten diese Kabbeleien schließlich in Thätlichkeiten aus. Sie spieen sich Feuer und Asche ins Gesicht und warfen sich große

Steine zu, sodaß zuguterletzt durch Zerstörung des felsigen Bandes die Ehe gesprengt wurde. Die abstürzenden Felsstücke fielen nun in den Strom, verrammelten sein Bett und machten ihn unschiffbar. Das sind die vom Wasser des Columbia kaum überspülten Felsplateaus „the Dalles", die unmittelbar hinter dem gleichbenannten Städtchen die berühmten oder besser berüchtigten Stromschnellen des Columbia hervorrufen, und die volkswirthschaftlich von unberechenbarem Schaden sind, da sie eine der wichtigsten Verkehrsadern des Nordwestens unterbinden.

Der große Geist, hier Sahullah Tyhee geheißen, war sehr verdrießlich darüber, daß sich das alte Ehepaar so unwürdig aufgeführt hatte. Er packte die Beiden beim Schopf und schleuderte den einen nach rechts und den andern nach links. Und so erklärt es sich, daß jetzt zwischen den beiden Bergen, die früher so nahe an einander standen, eine ziemlich weite Entfernung liegt.

Die vulcanische Thätigkeit der beiden großen Berge soll übrigens noch nicht vollkommen erloschen sein. Anfang der fünfziger Jahre warf der Mount St. Helens noch einen beträchtlichen Aschenregen aus, der meilenweit ringsum das Land bedeckte; und von vielen Reisenden wird berichtet, daß sie vom Gipfel des Mount Hood hätten Dampfwolken aufsteigen sehen. Wenn da nur nicht phantastische Wolkenbildungen eine optische Täuschung hervorgerufen haben!

Der Mount Hood galt früher als der höchste Berg des ganzen Westens. Noch Alexander von Humboldt gab die Höhe auf 19 000 Fuß an. Vor fünfundzwanzig Jahren wurde bei den genauen trigonometrischen Abmessungen der sehr starke Irrthum berichtigt. Die thatsächliche Höhe des Mount Hood beträgt 11 225 Fuß. Die kindliche Naivetät der Amerikaner, die sich vor Allem in der Rivalität, wie sie zwischen den einzelnen Staaten und den einzelnen Städten besteht,

kundgiebt, zeigte sich auch bei diesem Anlaß. Die Größe ist der Stolz aller Amerikaner, und die Oregonier renommirten den sonst von der Natur begünstigteren Californiern gegenüber beständig mit ihrem höchsten Berge. Als nun im Jahre 1867 festgestellt wurde, daß der californische Mount Shasta um über 3000 Fuß den oregonischen Hood überrage, da war des Jubels in dem ganzen Goldlande kein Ende, und die tiefste Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Oregonier. Sie betrachteten die wissenschaftliche Ermittelung geradezu als eine ihnen persönlich zugefügte Beschimpfung. Auch unsere in Amerika angesiedelten deutschen Landsleute und sogar die vernünftigsten unter ihnen sind von der neuweltlichen Schwäche des Renommirens mit den Größenverhältnissen nicht frei, und selbst der gute Theodor Kirchhoff, der beste Kenner des Westens, giebt seiner kindlichen Freude darüber, daß den armen Oregoniern der Spaß am Mount Hood verdorben sei, den harmlosesten Ausdruck.

Die Basaltkegel und -Klötze am Ufer des Columbia, die ihresgleichen in der Welt nicht haben, weisen die verschiedenartigsten und seltsamsten Gestalten auf. Hier majestätische, imposante und großartige Felsbilder, dort groteske, fratzenhafte Ungestalten. Die meisten fallen schroff, bisweilen in fast senkrechter Linie, von der Höhe zum Flußbett ab. Bei den einen ist diese Höhe vollständig abgeflacht und bildet ein mit dem Boden fast parallellaufendes geradliniges Plateau, andere sind oben kuppelartig abgerundet, wieder andere laufen in scharfe Spitzen aus. Viele sind kahl. Bei diesem und jenem zeigt sich auf der obersten Spitze eine einsame Fichte, die sich, man weiß nicht wie, auf die dürre Höhe verirrt hat. Andere, riesigen Sammetpolstern vergleichbar, sind dagegen mit weichem grünen Moos ganz bezogen, und auf wieder anderen steigt der kräftige Nadelwald hochstämmig auf.

Hier stehen die gewaltigen Felsen in terrassenförmigen

Abstufungen dicht an einander gedrängt und bilden in ihrem Complex eine natürliche Festung, die einer kunstvollen Citadelle mit starken hinter einander gestellten und einander überragenden Mauern vergleichbar ist; dort erinnert die Formation mit vorspringenden Erkern und Eckthürmchen an die gothische Architektur. Wir sehen die seltsamsten Ueberhänge: zwei aufeinander gethürmte riesige Felsklötze, von denen der obere so weit vorspringt, daß man die Empfindung hat, er müsse jeden Augenblick herabstürzen. Dann wieder steigen steinige Monumentalbauten auf breiter Basis auf, die verschiedene sich immer mehr verjüngende Geschosse tragen und in der Höhe in einer schlanken Säule abschließen. Wir sehen Felsen, die ganz genau die Gestalt einer chinesischen Vase haben, wir sehen mächtige Wände, die einen kahl, andere oben mit dichtem Gehölz besetzt; lächerliche Naturspiele, so einen riesigen Schafskopf, kolossale Räucherkerzchen und dergleichen. Mitunter sind mächtige Kegel ein paar Meter weit vom eigentlichen Strang abgesprengt und steigen nun isolirt zu ihrer stolzen Höhe auf. Andere, kleinere sind bis in die Mitte des Flusses geschleudert und erschweren den Lauf des Stromes, der sich an dem felsigen Widerstande hoch aufschäumend bricht.

Wie in ihren Zügen, so zeigen die Basaltblöcke des Columbia auch in allen ihren Einzelheiten eine merkwürdige Mannigfaltigkeit. Mitunter sind die Felswände ganz glatt, wie polirt, andere sind tief eingekerbt, körnig oder durchlöchert, wie ein Riesenschwamm. Dazu das wunderlichste Farbenspiel: der Stein roth, grünlich, bläulich, mitunter schillernd wie stumpfes Perlmutter, darüber dann ein kalkgrauer Kamm mit tiefgrünen Fichten und Föhren bestanden, und in den dunklen Schluchten der blendend weiße, frische Schnee. Es ist ein ewiger Wechsel, die seltsamste Combination des Ansprechenden und Friedlichen mit dem erdrückend Großartigen und phantastisch Erschrecklichen. Hier reiche Be-

waldung, dort steiniges Geröll, hier sanfte Mooskissen, dort garstige Schurren.

Die interessantesten Formationen der Basaltkegel führen die Namen: „Die Säulen des Herkules", „Cap Horn", „Gibraltar", „Cap der guten Hoffnung", „Castell-Felsen".

An einigen Stellen rücken die Felsenufer des Stromes nahe an einander heran, an anderen geben sie wieder breiten grünen Matten Raum, die im fernen Hintergrunde von blauen Bergen lieblich abgeschlossen werden. Hier ragen die Fichten und Föhren majestätisch auf, dort sind sie vom Sturm tief gebeugt, aber nicht gebrochen.

Eine erhebliche Anzahl von kleinen Binnenseeen und Teichen begleitet den Columbia auf seinem wechselvollen Laufe, und mit seiner Umgebung verändert auch der Strom beständig seine Physiognomie. Hier fließt er friedlich und still daher, und seine Fläche ist so spiegelglatt, daß die Ufer darin mit fast unglaublicher Schärfe und Deutlichkeit in Form und Farbe reflectiren — wir sehen dasselbe Wunder der Spiegelung, wie in dem berühmten Spiegelsee des Yosemite-Thals —, dort umspült er freundlich kleine bewaldete Werder. Auf einer dieser kleinen Stromінseln, Memelas Island geheißen, befindet sich eine berühmte Begräbnißstätte der Indianer, und da hat sich auch ein amerikanischer Sonderling in poetischer Vereinsamung begraben lassen; sein hoch aufragendes Grabdenkmal ist weithin sichtbar. Bisweilen wird der Strom in seinem Laufe durch abgespülte Felsblöcke gehemmt, an die er unmuthig seinen Gischt anpeitscht, und an mehreren Stellen sind die in das Bett eingesprengten Felsstücke so dicht und so kräftig, daß sie gewaltige Stromschnellen hervorrufen. Die bedeutendsten sind die vorhergenannten „Dalles", die die alte Indianersage in ihr Bereich gezogen hat.

Zuweilen liegt zwischen den einzelnen Felskegeln und Gruppen eine freie schmale Gasse. Da sehen wir denn in

dunklen Nebenschluchten in der Ferne noch den weißen Schnee leuchten.

Der landschaftliche Reiz der Columbia-Ufer wird noch besonders erhöht durch die zahlreichen Wasserfälle. Die berühmtesten sind: der Latourelle-Fall, der Brautschleier-Fall und vor Allem der Oneonta-Fall und der Multnomah-Fall. Der Multnomah-Fall, der in einem schmalen Wasserstreifen von kolossaler Höhe herabstürzt, auf einer Zwischenstufe kurze Rast macht und dann jäh und geradlinig in einem schaumigen Streifen weiterfällt, so tief, daß sich die Wassersäule in Staub auflöst, der in der Sonne in allen Farben des Regenbogens glitzert, gilt als der höchste Wasserfall der Erde. Er stürzt von einer Höhe von 874 Fuß herab. Was das zu bedeuten hat, wird man sich klar machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Höhe des Niagara nur 150 Fuß beträgt. Aber für die Wirkung kommt die Höhe eigentlich weniger in Betracht. Es ist die Wassermenge, die da den Ausschlag giebt. Und mit dem gewaltigen Naturschauspiel der Niagara-Fälle oder der Yellowstone-Fälle läßt sich der verhältnißmäßig unansehnliche und schmale Wasserstreifen, der von seinem fast 900 Fuß höhern Bett zum Columbia hinabspringt, nicht vergleichen.

Der Columbia ist ein einsamer trauriger Strom, zu dem man sich nur eine geeignete Staffage denken kann: die Wigwams der Indianer, die schwarzzottigen, in schreiendes Roth gehüllten Wüstenbummler, die irgendwo auf einem vorgesprengten Felsstück mit der Lanze in der Hand stehen, in den Fluß starren und Salme stechen. Aber wie überall so werden auch hier die Urbewohner immer seltener. Die primitiven Canoes sind vom Fluß beinahe gänzlich verschwunden. Man sieht jetzt gutgebaute Fischerboote mit allen raffinirten Werkzeugen für den Fischfang, die von den in der Massenabschlachtung geübteren Weißen mit großer Fertigkeit und

bedeutendem Resultat gehandhabt werden. Der Columbia ist überreich an vortrefflichen wohlschmeckenden Salmen, die in Blechbüchsen conservirt namentlich von Astoria aus versandt werden und einen bedeutenden Artikel des Welthandels bilden.

Der weitern Nutzbarmachung des schönen Stromes stellt sich die Bodenbeschaffenheit des Felsenbeckens einstweilen noch trotzig entgegen. Aber seit Jahren wird beständig gearbeitet. Kanäle werden gezogen, Schleusen errichtet, und man hofft, daß es schließlich doch gelingen werde, das große Problem der Schiffbarmachung des Columbia zu lösen. Die malerisch schönen Stromschnellen werden alsdann wohl verschwinden. Aber in Geldsachen hört bei den Amerikanern nicht bloß die Gemüthlichkeit, sondern vor Allem auch die Naturschönheit auf. Und wohl nicht bloß bei den Amerikanern.

Auf dieser schönsten und malerischsten Strecke des Columbia sind die Ufer so gut wie gar nicht bewohnt. Hier und da sieht man dürftige Holzbaracken, mitunter auch kleinere Farmen, die jetzt, da die Obstbäume in voller Blüthe stehen, einen recht behaglichen Eindruck machen, und endlich einige Holzlager, die das von den Sägemühlen in den Bergen verarbeitete Holz, das in hölzernen Trögen heruntergeschwemmt wird, aufspeichern. Aber diese Zeugen des menschlichen Vorhandenseins sind auf unserer fast vierstündigen Eisenbahnfahrt doch recht spärlich vertreten.

Auch diese Bahn gehört wie die über die Sierra Nevada zu den merkwürdigsten Bauten in den Vereinigten Staaten. Sie folgt in den gewagtesten Curven, so gut es irgend gehen will, den kühnen Windungen des Stromes. Hier haben einige Meter durch Absprengungen der Felsen für den Bahnkörper gewonnen werden müssen, dort sind Aufschüttungen nothwendig geworden, dann hat man wieder die Felsen mit Tunnels durchbohren müssen und endlich Holzbrücken über die Schluchten gezogen oder an die Felsen angekleckst. Nicht weniger als

162 Brücken sind auf dem Wege von Portland nach Dalles, und unter diesen Brücken, die natürlich sammt und sonders aus Holz hergestellt sind, haben einige eine ganz unheimliche Länge. Die Brücke Nr. 156 ist nicht weniger als 1500 Fuß lang. Viele haben zwei, drei und vier Stockwerke. Man hat die Columbia-Bahn „die Schlange mit dem gebrochenen Rückgrat" genannt, und zwar deshalb, weil ein echt westlicher Volkswitz behauptet, daß eine Schlange die Bahnstrecke entlang gekrochen sei, aber bei den starken Windungen sich doch das Rückgrat gebrochen habe.

Die Stadt The Dalles, die früher eine der bedeutendsten von Oregon war, machte einen trostlosen Eindruck auf uns. „Verlassen, verlassen, verlassen bin i." Die Straßen waren öde, viele Häuser unbewohnt, das große auf den, wie überall, so auch hier erwarteten Aufschwung angelegte Hotel stand leer; nicht einmal an der „Bar" war ein Mensch zu erblicken, und im großen Speisesaal schlief der einzige Kellner. Ueberall traten die Zeichen des frühzeitigen Verfalls sichtbar hervor. Ein paar schmutzige, zerlumpte und verlauste Indianer hockten an der Station, ein paar beinahe eben so schmutzige Chinesen wackelten in den Straßen herum, und nur wenige Weiße, die auch nicht sehr reizvoll aussahen, ließen sich blicken. Die Stadt, die vor acht Jahren, als ich sie zum ersten Male sah, über 4000 Einwohner zählte, mochte jetzt kaum so viel hundert beherbergen. Sie ist übrigens seitdem durch ein großes Feuer vollkommen eingeäschert worden, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie wieder aufgebaut werden wird.

---

7. In West-Washington. Die Werdestädte im fernsten Westen. Tacoma.

Aufblühen der jüngsten Städte. — Wachsthum der Bevölkerung. — Die Pioniere des Nordwestens. — Tacoma als typische Stadt der neuen Ansiedlungen. — Physiognomie der pacifischen Küstenstädte. — Unterstadt und Wohnstadt. — Unfertigkeit und Ueberfertigkeit. — Stolz und Vertrauen der Ansiedler. — Besuch des Präsidenten. — Die verderbliche Einwirkung der Kultur auf die Indianer.

Die Neue Welt wechselt, man darf beinahe sagen: von Jahr zu Jahr, ihre Physiognomie. Die stärkste Umwälzung auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten hat sich indessen während des letzten Jahrzehnts im fernsten Nordwesten vollzogen.

Als wir im September 1883, gelegentlich der Eröffnung der Northern Pacific-Bahn, zum ersten Mal das Cascaden-Gebirge überschritten und, dem Laufe des Columbia-Stromes folgend, Portland erreichten, befand sich in unserer deutschen Reisegesellschaft, die Gelehrte von Weltruf in ihrer Mitte zählte, thatsächlich kaum Einer, der in den nördlichen Staaten und Territorien, die der Stille Ocean bespült, außer Portland auch nur eine einzige Stadt dem Namen nach hätte angeben können. Ich erinnere mich sehr wohl, wie darüber debattirt wurde, ob der geheimnißvolle Name der Stadt, in der gewissermaßen die Schlußfeierlichkeit unseres großartigen Ausflugs stattfinden sollte, Seattle, „Sihtl" oder wie sonst ausgesprochen werden müsse, bis uns unser liebenswürdiger Reisemarschall im hohen Nordwesten, Herr Paul Schulze, die richtige Aussprache: „Siattl" lehrte. Ich erinnere mich auch, welches Erstaunen sich unser bemächtigte, als wir in dem uns Allen bis dahin völlig unbekannten, in weltvergessener Einsamkeit gelegenen Orte die deutlich wahrnehmbaren Züge

eines wirklich bedeutenden Handelsplatzes, umfassende Wasserbauten, Hafenanlagen und Werfte, breite, wenn auch noch sehr lückenhaft bebaute Straßen und auf einsamer Höhe sogar den beinahe vollendeten massiven Bau der Landesuniversität erblickten. Es hatte seinen guten Grund, daß damals auch die Gebildetsten von den Ansiedlungen an den Grenzstaaten Canadas und des Stillen Oceans noch nicht viel wußten, denn Seattle war erst seit wenigen Jahren, ja, erst seit Monaten, zu einer ernsteren Bedeutung herangewachsen, und die anderen Plätze, die sich mit einem damals freilich noch nicht ganz berechtigten Stolze auch „Städte" nannten, spielten zu jener Zeit so gut wie gar keine Rolle.

Was wir bei unserm ersten Streifzuge durch den amerikanischen Nordwesten als einen liebenswürdigen Zug der frischen Hinterwäldler mit der Ueberlegenheit unseres alten Kulturbewußtseins wohlwollend freundlich belächelten: das grenzenlose Vertrauen der Ansiedler auf die Zukunft, auf die gedeihliche Entwicklung ihres kleinen Gemeinwesens — hier im fernsten Nordwesten hat es sich in demselben Umfange und sogar darüber hinaus als berechtigt herausgestellt, wie es in dem nördlichen Binnenlande, namentlich in Dakota, sich vor der Hand als unbegründet erwiesen hat.

Washington, das vor kurzer Zeit als eins der letzten aus der Reihe der Territorien geschieden und als Staat ein neuer Stern im Banner der Union geworden ist, zählt jetzt drei Städte: Tacoma, Seattle und Spokane, die nach der Classification, welche unter den besonderen Verhältnissen in diesem Landstriche der Neuen Welt zur Anwendung kommen muß, mit Fug und Recht eine erste Stelle einnehmen dürfen — Städte mit großartigen industriellen Unternehmungen, die von Jahr zu Jahr beträchtlichere Verhältnisse annehmen, mit nicht nur relativ, sondern absolut bedeutendem Handel und einer Einwohnerschaft von je 30 bis 40 000 Seelen.

Neben diesen wichtigsten Städten, die allesammt in den letzten acht Jahren entstanden sind — denn die embryonischen Anfänge, die schon vorhanden waren, als die Locomotive die ersten Reisenden vom östlichen Ufer in diese Gegenden führte, können nicht in Betracht kommen —, sind in allerjüngster Zeit — da muß man noch nach Monaten rechnen — Städte begründet, die, wie Fairhaven, North Yakima und andere, einen so überraschend schnellen und schier an das Wunder grenzenden Aufschwung genommen haben, daß voraussichtlich auch diese und so manche andere, die ich hier nicht einzeln aufzuzählen habe, schon in einer nahe bevorstehenden Zukunft für den jungen Staat und für das ganze Land wichtig zu werden berufen erscheinen.

Noch Ausgang der siebziger Jahre wurde die Zahl der weißen Einwohner des gesammten Territoriums auf etwa 20 000 angegeben. Sie stieg bis zur Eröffnung der Bahn auf etwa 75 000 Einwohner, darunter 3000 Chinesen und 4500 Indianer. Seitdem hat sich die Zahl der Indianer wie überall auch hier erheblich verringert. Die Chinesen, die hauptsächlich beim Bahnbau beschäftigt wurden, sind entweder freiwillig davongegangen, oder man hat ihnen das Leben unleidlich gemacht, kurz und gut, es sind nur noch sehr wenige hier zu finden. Und nach dem Census von 1890 hat die Einwohnerzahl von Washington die Höhe von 350 000 erreicht.

Nirgends tritt das eigenartige Wesen des Nordamerikaners, das, was seine Stärke ausmacht, deutlicher hervor, als in diesen jüngsten Ansiedlungen des Werdelandes: die unerschütterliche Energie, mit der er allen Hindernissen zum Trotz auf das Ziel, das er als das richtige erkennt, losgeht, die großartige Rücksichtslosigkeit, die erstaunliche Zähigkeit und Ausdauer, der rastlose Fleiß, der Muth, der vor nichts zurückschreckt, der eherne Ernst in der Arbeit, der willige Verzicht

auf Alles, was das Dasein erheitert und verschönt, das wunderbare Selbstvertrauen und das eben so starke Vertrauen auf die gedeihliche Entwicklung des Gemeinwesens.

Es ist ein altes oft citirtes Wort, besonders von denen citirt, die von Amerika nicht viel gesehen haben, daß die Republik der Vereinigten Staaten nur einen König anerkenne: die Majestät des Dollars. Es ist ja auch ganz richtig, daß die kühnen Männer mit Axt, Hacke, Schippe und Spaten nicht in die Wildniß vordringen, um in holder Waldeinsamkeit lyrische Gedichte zu machen. Es sind streitbare Kämpfer um das harte Dasein. Sie wollen es zu etwas bringen. Wer aber mit diesen Leuten näher zusammengekommen ist, wird immer und überall die Bemerkung gemacht haben, wie ein großartiger Zug in ihnen Allen steckt, wie sie frei sind von allem engherzigen Krämergeist, und wie bei ihnen in dem thatkräftigen Streben nach Besitz immer eine sehr starke, geradezu rührend wirkende ideale Beimischung wahrzunehmen ist.

Es hat mich jedesmal in ein freudiges Erstaunen versetzt, wenn ich mich mit diesen Männern über ihr Dasein und dessen Ziele unterhalten konnte, wie ich bei Allen, aber auch bei Allen ohne Ausnahme, den Gemeinsinn, den Stolz auf die Stadt, den Schauplatz ihrer Wirksamkeit, auf die nächste Umgebung, auf den besondern Staat, in einer Weise entwickelt fand, die zur Selbstsüchtelei und Kirchthurmsklüngelei unserer alten Kultur einen beneidenswerthen Gegensatz bildet.

Die Hinterwäldler sind keine sonderbaren Schwärmer, ihr Enthusiasmus ist schwerflüssig; aber ihr Auge leuchtete jedesmal glänzender auf, wenn sie auf ihr Lieblingskapitel zu sprechen kamen: das und das ist in den letzten paar Jahren von uns gemacht, und das und das werden wir in nächster Zukunft noch machen!

So grob materialistisch, wie sie verschrieen werden, sind die Leute im Westen, von denen sich auch ihre eigenen Lands-

leute an der stark bevölkerten Ostküste noch oft die verkehrtesten Vorstellungen machen, wahrhaftig nicht! Es steckt sogar, wie ich wiederhole, ein gutes Stück Idealismus in ihnen, und ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon ablegen, beweisen sie durch ihre Thaten und durch ihre ungeschminkten und ungekünstelten Worte, daß sie für die Poesie des Werdens und Schaffens das tiefinnigste Verständniß besitzen. Ein Jeder von ihnen empfindet, ich möchte sagen: instinctiv, was dem alten Faust, der nur durch die Welt gerannt war und sein Leben durchstürmt hatte, als das höchste Glück auf Erden, als die Verwirklichung des schönsten Daseinstraumes vorschwebte, als das herrlichste Ziel des menschlichen Ehrgeizes: Neuland zu gründen, zu bevölkern, Räume zu eröffnen „vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen".

Hier wird das ganze Land, man kann sagen: Schritt für Schritt, der kulturfeindlichen Natur gewaltsam abgetrotzt. Hier lichtet sich der Urwald, um Raum zur menschlichen Ansiedlung, zur Bebauung des Bodens zu geben. Hier werden in die Dürre der Wüsten Bewässerungen geleitet, die das Land zu fruchtbarem Ackerland und ergiebigem Obstgarten umgestalten. Hier werden Felsen gesprengt und reißende Ströme überbrückt, um Verkehrswege zu erschließen, die den unausgesetzten Austausch mit der übrigen Welt ermöglichen. Hier tritt uns mit einem Worte die Kultur in ihren ersten Anfängen, in der mühevollen Bewältigung der feindlichen Natur, mit einer ganz wunderbaren Anschaulichkeit entgegen.

Als ob Goethe, zu dessen Lebzeiten sich die Kenntniß des amerikanischen Festlandes doch nur auf den schmalen östlichen Küstenstreifen beschränkte, selbst Zeuge der rühmlichen und respectgebietenden Umwälzung, die sich jetzt hier im fernsten Westen vollzieht, gewesen wäre, hat er vorahnend in dem Begrüßungsgedichte an den heimkehrenden Herzog Karl

Bernhard von Weimar dieses wundersame Werden und Wachsen besungen:

Da summt es wie ein Bienenschwarm,
Man baut, man trägt herein;
Des Morgens war es leer und arm,
Um Abends reich zu sein.
Geregelt wird der Flüsse Lauf
Durch kaum bewohntes Land.
Der Felsen steigt zur Wohnung auf,
Als Garten blüht's im Sand.

Nichts ist abgeschlossen, fertig, Alles ist noch im Entstehen. Und das Unheimliche ist, daß die Einzelheiten in ihrer Fertigstellung sogleich mit allen raffinirtesten Mitteln der Kultur den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen. Die erste Straße durch die Wildniß wird sozusagen gleich für die elektrische Bahn gelegt. Das Unfertige und Ueberfertige stehen in unmittelbarster Nachbarschaft hart nebeneinander.

Am schärfsten springen diese seltsamen und keineswegs reizlosen Gegensätze in der Physiognomie der nordwestlichen Großstädte hervor, gleichviel, ob sie nun Tacoma, Seattle oder Spokane heißen. Alle diese Städte weisen im Wesentlichen dieselben charakteristischen Züge auf, und die Städteanfänge, denen wir sonst noch auf unserer Fahrt einen Besuch abstatten, lassen erkennen, daß auch sie in einiger Zeit geradeso aussehen werden, wie die jetzt schon weiter vorgeschrittenen.

Nehmen wir als typischen Vertreter dieser Städte z. B. das junge, interessante Tacoma.

So eine halbwüchsige Großstadt der pacifischen Küste ist nichts Anderes als ein riesiger Neubau, der freilich schon ein schützendes Nothdach hat, aber an dem es noch viel zu arbeiten giebt. Da steht noch eine Höhe, die abgetragen werden muß, da gähnt noch eine Tiefe, die auszufüllen ist, da ist zwischen bebauten und verhältnißmäßig belebteren

Punkten ein breiter, noch völlig unbebauter Zwischenraum, unwirthlicher Boden, aus dem die abgekohlten Stämme des niedergebrannten Urwalds noch gemüthlich aufragen — man mache sich darüber keine Sorgen, es wird Alles schon beseitigt werden! In einigen Jahren, wahrscheinlich in einigen Monaten schon, werden hier dieselben kolossalen Massivbauten oder dieselben freundlichen Villen stehen, die jetzt im Geschäftsviertel oder im Wohnviertel unser Erstaunen erregen. Es wird, es wird! Hier herrscht das Futurum. Die Gegenwart kann nur die Züge im Großen feststellen und Einzelnes ausführen.

Es sind richtige Stadtskizzen, in denen dieses und jenes Detail bereits sorgfältigst bis auf das letzte Tüpfelchen ausgemalt ist, während man an einer andern Stelle noch die völlig unbemalte Leinwand sieht. Der Künstler, der den Laien vor ein solches unfertiges Bild stellt, lacht, wenn sich der Unkundige durch diese grauen Flecke in dem farbenreichen Gemälde stören läßt, und verhöhnt ihn, wenn er aus dem bereits Fertigen nicht erkennt, wie die Leinwand nach der Uebermalung ungefähr aussehen wird.

Die bedeutendsten Städte an der pacifischen Küste sind ungefähr alle nach demselben Muster angelegt. Daß bei dem Bebauungsplane die stereotype amerikanische Stadtplanschablone zur Anwendung kommt, versteht sich von selbst. Der typische amerikanische Stadtplan ist furchtbar nüchtern, aber unzweifelhaft praktisch. Er zeigt deutlich die Tendenz der Uniformirung, die den Amerikanern zu eigen ist. Auch die Städte werden sozusagen auf Massenfabrikation angelegt, und wenn die Natur nicht dafür sorgt, so müssen sie darauf verzichten, irgendwelche Eigenartigkeit, irgendwelche besondere Physiognomie zu besitzen. Die Architektur thut nichts dafür. Vom Anpassen des Baustils an die Bedingungen der Landschaft und des Klimas, wie er in den Werken der kunstsinnigen

Städtebauer der ältesten Kultur, namentlich in den Städten des Morgenlandes, in seiner unvergleichlichen harmonischen Wirkung zum vollkommensten Ausdruck gelangt, ist hier keine Spur wahrzunehmen.

Einfach, nüchtern, geschäftsmäßig, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens, auf die Umgebung, wird das für die Errichtung der neuen Stadt ausersehene Gebiet von dem wildesten aller Despoten, der ehernen und allgewaltigen Zweckmäßigkeit, eingetheilt. So muß es gemacht werden! Wie es nun gemacht werden kann, ist Nebensache. Weil es aber so gemacht werden muß, wird es so gemacht! Hoc volo, sic jubeo.

Demgemäß wird nun also der ausersehene Raum in so und soviel geradlinig parallellaufende Straßen zerlegt, die rechtwinklig von anderen Straßen durchschnitten werden und also gleich große Häuserquadrate, die sogenannten Blocks, bilden. Die breiteren Straßen, die nach der einen Richtung hin laufen, nennt man „avenues“, die diese rechtwinklig von der andern Richtung durchschneidenden schmäleren „streets“; und damit man sich den Kopf nicht lange darüber zu zerbrechen braucht, welche Namen diesen Straßen zu geben seien, werden sie einfach numerirt oder mit den Buchstaben des Alphabets versehen. Bisweilen bekommen sie noch als besondere Bezeichnung den Zusatz der Himmelsrichtung: „Avenue A West“ oder „First Street North“. So ist es mit geringen Abweichungen, wie in den meisten anderen amerikanischen Städten, auch hier.

Die wichtigsten Städte in den Küstenstaaten des Stillen Oceans weisen aber, abgesehen von dieser Gemeinsamkeit mit allen anderen, nun auch noch starke besondere Uebereinstimmungen unter sich auf.

* * *

Es liegt in der Natur der Sache, daß die menschlichen Ansiedlungen eine entschiedene Tendenz nach den Küsten und großen Wasserläufen haben. Die der Einwanderung zunächst liegenden Ostküsten sind auch in der Neuen Welt zunächst bevölkert worden und jetzt im Vergleich zu den anderen Gebieten des amerikanischen Festlandes eigentlich schon übervölkert. Auf relativ eng begrenztem Raum liegen da hart nebeneinander — wir nehmen für die Angaben der Bevölkerungszahlen die uns als zuverlässigst bezeichneten Ziffern Anfang 1891 — New York mit 1 750 000, Brooklyn mit 950 000, New Jersey mit 150 000, Hoboken mit 40 000, Newark mit 160 000, Staten Island mit 30 000, Philadelphia mit 1 050 000, Baltimore mit 500 000, Washington mit 260 000, Providence mit 150 000, so daß sich also etwa der zehnte Theil der Bevölkerung des ganzen großen Gebiets der Vereinigten Staaten auf den geradezu lächerlich geringfügigen Raum zwischen New York und Washington zusammendrängt.

Die nächstbedeutenden Menschenansammlungen finden sich dann an den großen Binnenseeen: Buffalo, Cleveland, Toledo am Erie-See, Detroit an dem breiten Fluß, der den St. Claire-See mit dem Erie-See verbindet, Chicago und Milwaukee am Michigan-See, zu denen neuerdings auch noch Duluth am Lake Superior hinzuzurechnen wäre.

Die südöstliche Küste des Atlantischen Oceans ist verhältnißmäßig noch weniger bevölkert.

Am Golf von Mexico thront New Orleans an der Mündung des Mississippi, an dessen mittlerem Laufe St. Louis und an dessen nördlichem Theile die beiden großen Schwesterstädte St. Paul und Minneapolis zu wichtigen Handelscentren der Union aufgestiegen sind.

Alsdann suchte die Einwanderung sogleich die fernste Westküste auf, und die Hauptstädte des Westens weisen in den letzten Jahren die überraschendste Zunahme der Bevölkerung

auf, so San Francisco, Los Angeles, Portland, Tacoma, Seattle und Spokane, das ebenfalls dem Wasser, der bedeutenden Kraft der dortigen Fälle, sein unglaublich schnelles Aufblühen vor Allem verdankt.

Die wichtigsten Städte des Westens liegen also unmittelbar an den Ufern des Meeres und seiner Arme und sind allesammt, soweit sie in jüngster Zeit wegen ihres bedeutenden Aufschwunges die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, Hafenstädte.

Die Ufer des Stillen Oceans steigen nun aber gewöhnlich gleich von der Wasserfläche ziemlich jäh auf, zum Theil sogar zu beträchtlicher Höhe. Der schachbrettartige Stadtbebauungsplan hätte also wegen der hier herrschenden Terrainschwierigkeiten gar nicht zur Durchführung kommen können, wenn nicht die moderne Technik alle Schwierigkeiten der Bodenbeschaffenheit in großartigster Weise überwunden hätte. Erst die Erfindung der Drahtseilbahn, die ohne Rücksicht auf Hebungen und Senkungen des Bodens die schwersten Wagen in demselben schnellen Tempo über Berg und Thal befördert und zwischen Höhen und Niederungen mühelos die unausgesetzte Verbindung herstellt, hat die Anlage dieser jungen Städte ermöglicht, hat den schon vorhandenen die merkwürdige Entwicklung gegeben.

Für San Francisco wie für Los Angeles, für Portland wie für Seattle und Tacoma, ebenso für die Zukunftsstädte an der canadischen Grenze, Vancouver, Fairhaven u. s. w., ist also die elektrische oder die Kabelbahn — welcher von beiden der Vorzug gegeben wird, hängt von lokalen Bedingungen ab — eine Lebensfrage. Alle diese Städte sind auf sehr unebenem hügeligem und bergigem Terrain unmittelbar am Wasser aufgebaut.

In der sehr belebten Unterstadt, die dem Wasser am nächsten liegt, befinden sich die großen Geschäftshäuser, meistens

massive Backsteinbauten in riesigen Verhältnissen, die schon auf die Zukunftsbedürfnisse mit berechnet sind. Wenn auch manche noch leer stehen, es wird immer munter weitergebaut. Da sind also die ansehnlichsten öffentlichen und halböffentlichen Gebäude, die vorwiegend weltlichen Zwecken dienen, wenn auch an Kirchen gerade kein Mangel ist. Massive Kirchen gehören noch zu den Seltenheiten. Die imposantesten Gebäude der Stadt sind gewöhnlich die klotzigen Renommirbauten der Banken und Länderagenturen und vor Allem das großartige prächtige Hotel, das den Stolz einer jeden dieser Säuglingsstädte bildet, und das nach dem bekannten amerikanischen Princip errichtet ist: wenn für die Befriedigung der Bedürfnisse gesorgt wird, werden sich die Bedürfnisse schon einstellen! Also wenn ein schönes Hotel da ist, werden die Fremden schon kommen! Und wenn die elektrische Bahn in die Wüste hineinläuft, werden da schon mit der Zeit Häuser entstehen. Da befindet sich auch neben den stattlichen Geschäftshäusern mit den glänzenden Läden, den Fabriken und den zweifelhaften den Musen geweihten Tempeln der nach demselben Grundsatz gegründete Club mit seinen in solidestem Luxus ausgestatteten Räumen, in denen alles Mögliche zu finden ist: funkelnagelneue Billards, auf denen fast nie gespielt wird, ein Lesezimmer mit allen möglichen Zeitungen und guter Bibliothek, das von keinem Menschen benutzt wird, Sammlungen von Curiosen, die sich auf die Lokal- und Landesgeschichte beziehen, ein Musikzimmer mit einem ausgezeichneten Steinway-Flügel u. s. w. Kurzum man findet alles Mögliche da, nur eben keine Menschen. Immer nach der alten Melodie: wenn der Club nur erst da ist, werden die Mitglieder schon kommen! (Ich spreche hier natürlich nur von den Clubs in den allerjüngsten Städten, denn in den älteren, in San Francisco ganz besonders, erfüllen die Clubs ihren Beruf vollkommen und erfreuen sich sogar eines

ungewöhnlich starken Besuchs.) Dieser untere Stadttheil ist also das eigentliche Geschäftsviertel, die City, und da entfaltet sich das lebhafteste Treiben.

Nach englischem Muster trennt auch der Kaufmann der Neuen Welt sein Geschäftslokal, seine Bureaus gern durch eine möglichst weite Entfernung vom Sitz seiner Familie, vom Wohnhaus.

Das Wohnviertel, residences, das „Westend" der neuen Städte, ist immer sehr freundlich und hübsch. Jeder einigermaßen wohlhabende Geschäftsmann bewohnt mit den Seinigen das Haus allein. Gewönlich ist es das erste Besitzthum, das er in der Stadt erwirbt. Die Villen, die von kleineren Gärtchen oder größeren parkartigen Anlagen umgeben sind, sind meist aus Holz gebaut. Am beliebtesten ist der Stil der englischen Herrensitze, Queen Anne, mit Elementen des Feudalstils versetzt: burgartige Bauten mit Thürmchen, mit Erkern und Altanen. Den Villen wird fast immer ein dunkler Anstrich gegeben, tiefstes Braunroth oder tiefstes Dunkelgrün. Der Geschmack der einzelnen Bauten ist oft recht anfechtbar. In ihrer hübschen Umgebung und in ihrer Ansammlung macht aber die Gesammtheit doch stets einen sehr erfreulichen und behaglichen Eindruck. Die Villenviertel bauen sich immer nach der Höhe hinauf, möglichst nahe der Waldung an, und da ist es den ganzen Tag hindurch merkwürdig ruhig. Nur das verwünschte Klavierspiel und das ewige Gesinge! An der einen Stelle fügen sich die Villen schon ziemlich dicht aneinander, dazwischen liegen allerdings noch breite Strecken unbebautes Land, mit zertretenem und vergilbtem Gras bewachsen, mit den verkohlten Stämmen des vernichteten Waldes. Die Städte sind immer sehr weitläufig angelegt, und überall sind noch gehörige Lücken zu füllen, um die Reihen zu schließen.

Man darf eben von diesen Werdestätten in den Flegeljahren ihrer Entwicklung nicht verlangen, daß sie die Fertigkeit

der Jahrhunderte alten Städte unseres greisen Europas aufweisen. Eine solche Prätension wäre einfach kindisch. Man darf eben nichts Anderes erwarten, als den Entwurf, der der spätern Ausführung harrt.

Wer bei jedem Schritt auf dem oft mit wackligen Bohlen bedeckten Fußsteige oder über den noch ungepflasterten kothigen Fahrweg daran denkt, daß der Macadam der Boulevards, das Pflaster der Ringstraße und der Asphalt der Linden eigentlich vorzuziehen seien, der wird für die phänomenalen Leistungen der amerikanischen Städtebauer schwerlich jemals das rechte Verständniß besitzen. Der aber sollte sich des Geibel'schen Wortes erinnern, das der Dichter in edler Regung denen zurief, die von dem eben begründeten unfertigen Reiche schon die Vollkommenheit verlangten:

Sind wir unter festem Dach
Sicher erst geborgen,
Läßt für wohnliches Gemach
Sich schon weiter sorgen.

Einen starken Irrthum würde man indessen begehen, wollte man aus diesem Citat, das ich nur auf das Allgemeine angewandt sehen möchte, etwa schließen, daß es um das „wohnliche Gemach" selbst schlecht oder auch nur mangelhaft bestellt sei. Das ist gerade unter den Wundern, die sich dem Auge des Beobachters aus Europa darbieten, vielleicht das wunderbarste, wie sich diese Ansiedlungen von gestern sogleich die älteste Kultur mit allen ihren Errungenschaften aneignen, wie sie auf der Stelle für die Bequemlichkeit und das Wohlleben der Einzelnen mit einem schier unheimlich zu nennenden Scharfsinn und äußerstem Raffinement Sorge tragen!

Die noch in den Windeln liegende junge Stadt hat sogleich ihr großartiges Hotel, in dem der Gast, der hier Umschau hält, so gut aufgehoben ist, wie in irgend einem andern Gasthofe ersten Ranges der verwöhntesten und anspruchsvollsten

Weltstädte. Sie hat ihren Club mit allem erdenklichen Comfort, ihre Pferde-, Dampf-, Drahtseil- oder elektrische Bahn, die alle Entfernungen aufhebt, ihre Bankfilialen, die dem Großgeschäft alle Vortheile der centralen Lage bieten, die besten Maschinen der neuesten Construction, elektrische Beleuchtung der Straßen, Telephon in viel höherer Vollkommenheit als bei uns, Kalt- und Warmwasserleitung, die bis zu den noch halb in vereinsamter Wildniß stehenden Häusern geführt ist, selbstverständlich Telegraph, Post und Bahn.

Das Alles ist buchstäblich richtig, und es ist durchaus keine Uebertreibung, wenn ich sage: die Bewohner dieser Wunderstädte, die aus dem Boden schießen, man weiß nicht wie, erfreuen sich in unbeschränktem Maße und nicht selten sogar in gesteigertem Grade aller der Vorzüge, die bei uns bis zur Stunde noch nur der verhältnißmäßig geringen Anzahl derer, die in den allergrößten Städten leben, gewährt werden können, und die den Neid vieler unserer ältesten, bestsituirten und wohlhabendsten Provinzialstädte hervorrufen.

Wie es die Amerikaner anfangen, um das zu erreichen — ich weiß es nicht. Die bei uns beständig wiederkehrende Redensart: „Wer soll's bezahlen? Unsere Commune ist nicht reich genug, um sich diese Annehmlichkeiten und Erleichterungen des Daseins zu gönnen", hört man hier nie. Sobald sich ein paartausend Menschen, an Zahl nicht mehr als die Bewohner eines großen Dorfes oder einer ganz kleinen Stadt, hier auf irgend einem bis dahin öden Platze ihre Herbergen aufschlagen und zu der Einsicht kommen: hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! so versteht sich's auch von selbst, daß die Verbindung in der Stadt auf schnellstem, bequemstem und billigstem Wege geschaffen wird, daß man nur den Hahn aufzudrehen braucht, um die Küche mit Wasser zu speisen und die Wanne zu füllen, daß die Elektricität den mündlichen Verkehr von Haus zu Haus vermittelt und das nächtliche

Dunkel erhellt. Das ist, wie gesagt, selbstverständlich. Kein Mensch fragt: was kostet's? wer bezahlt's? Es muß sein, also wird es sein, muß bezahlt werden, und es wird auch bezahlt. „Regardless of expense" ist ein echt amerikanischer Satz.

Darf man es nun den Amerikanern verargen — ich meine jetzt insbesondere die „Western men", die Städtegründer des Westens, die die Prospectors, Trapper, Pioniere und Hinterwälder von ehedem verdrängt haben (jene sind die Typen des abenteuerlichen amerikanischen Unternehmungsgeistes aus der Zeit vor der Eisenbahn, diese sind die Träger derselben Ideen, die Kinder desselben Geistes, die der mächtigste Kulturfactor unseres Zeitalters, die Eisenbahn, in's Leben gerufen hat) — darf man's ihnen verdenken, wenn sie in frohem Stolze sich des Errungenen rühmen? Und ist es nicht menschlich und erklärlich, daß das Bewußtsein des schon Geleisteten dazu verleitet, bei den Einen Utopien über das noch zu Leistende zu erzeugen, wie Andere zu einer gewissen Geringschätzung der bedächtigen Gangart unserer ältern Kultur und zur Ueberhebung zu stimmen?

Wer sich in seinem alteuropäischen Kulturbewußtsein dadurch verletzt oder auch nur unangenehm berührt fühlen kann, daß er in diesem rührigen Neulande von dem Einen und Andern das alte Thema: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen", in allen möglichen Variationen zu hören bekommt, der muß die allgemeine Bedeutung der Erscheinungen, die sich dem Auge des Fremden hier darbieten, doch recht ungenügend erfassen. Dieses Allgemeine ist ungeheuer, ist großartig, ist kaum begreiflich.

In ein paar Jahren entstehen hier an Stellen, die bisher unwirthsam, unzugänglich und vollkommen ungenützt dagelegen hatten, die von undurchdringlichem Urwald bedeckt waren oder im Wüstensande dorrten, Städte. Man vergegenwärtige sich nur, was das heißt. Tausende und Abertausende von Menschen

finden hier Dach und Fach und Alles, was des Lebens Unterhalt erheischt. Sie finden Arbeit, und die ehrliche Arbeit findet wohlverdienten Lohn. Für diese Tausende ist ein fester Boden zur Begründung der Wohlfahrt gewonnen. Und Alle sind voll Vertrauen, Alle frohgemuth in ihrer Arbeit, Alle ganz erfüllt von starkem Gemeinsinn, der nirgends in der Welt so entwickelt ist wie bei den Amerikanern der jüngsten Städte.

Man durchwandere dieses Werdeland von einem Ende bis zum andern. Mit kühler nüchterner Kritik wird man oft über die optimistischen Uebertreibungen, über die sanguinische Wildheit in der Ausmalung phantastischer Zukunftsbilder lächeln. Leute aber, die da sagen: „In diesem vermaledeiten Neste ist aller Liebe Müh' umsonst! Der Nachbar hat's doch besser als wir!" solche Leute wird man hier vergeblich suchen. Jedermann rühmt vielmehr mit rührender Ueberschwänglichkeit die ganz unvergleichlichen Vorzüge seines engern Bezirks. Ein so gesundes Klima, so kräftigen Baumschlag, so reichhaltige Minen, eine solche Wasserkraft, so fetten Getreideboden, so herrliches Obst und Gemüse, so wunderbare Viehzucht, so günstige Bedingungen für Ausfuhr und Einfuhr, wie gerade hier in der neuen Heimat des Betreffenden, giebt's in der ganzen weiten Welt nicht zum zweiten Mal! Hier ist die wahre Zukunft, das „Emporium" des Landes! Die kleine Stadt wird sicher alle anderen überflügeln!

Das ist's, was man allerorten von allen Leuten zu hören bekommt, und diese Regel duldet keine Ausnahme. Ich habe thatsächlich während meines verhältnißmäßig doch ziemlich langen Aufenthalts im Westen nicht einen einzigen Menschen über die Verhältnisse klagen hören und kleinmüthig gefunden. Manchmal war es geradezu rührend, meinethalben auch ein bischen lächerlich. In einem erbärmlichen Neste, von dem ich später noch sprechen werde, das vollkommen aufgegeben ist, in dem keine zwei Dutzend Menschen mehr leben, sagte ich

dem alten Freunde, den ich dort wiederfand — ich könnte beinahe sagen: sagte ich dem Einwohner: „Hier geht's aber nicht gut! Ich wundere mich, daß Sie es nicht wie die Anderen gemacht, Ihre Habseligkeiten aufgepackt und irgendwoanders ihr Heim gegründet haben.“ Da zog mein Freund mitleidig lächelnd die Achseln und antwortete: „Die Anderen sind Narren. Es giebt weit und breit keinen feineren Platz, und wir haben eine große Zukunft.“ Der Glückliche!

Aus demselben Geiste heraus erklärt sich auch die geradezu komische Rivalität der benachbarten Städte, die sich wechselseitig immer zu überbieten suchen, und von denen die eine an der andern kein gutes Haar läßt, wie oben an der canadischen Grenze Vancouver und New Westminster im Kleinen, wie am Puget Sound Tacoma und Seattle im Großen, wie in Minnesota St. Paul und Minneapolis im ganz Großen. Das sind Erscheinungen, die bei unseren völlig verschiedenen Bedingungen des städtischen Daseins kaum verstanden werden, und die auch hier eine solche Consistenz und eine so greifbare Gestaltung nur haben annehmen können durch jene erstaunliche Entwicklung des Gemeinsinns, von der ich vorher sprach. Hier geht eben das einzelne Individuum in der That in der großen Gemeinsamkeit der Stadt, des Bezirks, des Sonderstaats völlig auf. Hier fühlt sich Jedermann vor Allem als Bürger seiner Stadt, an der er mit dankbarer Liebe hängt, weil sie ihm die Grundlage seiner Thätigkeit gewährt. Das Allgemeingut ist seine eigenste Sache, das Gedeihen der Stadt ist sein eigenster Stolz. In dem Bewohner des kleinsten Nestes, das weniger Wochen zählt als Rom Jahrzehnte, steckt schon das Bewußtsein der klassischen Ueberhebung: „Civis romanus sum!“

Und da wird denn der Fremdling, der seines Weges gezogen kommt, um sich auf diesem interessanten Flecke Erde ein wenig umzuschauen, um sich eine Vorstellung davon zu

verschaffen, wie die kolossale Macht der Gesittung, die rittlings auf dem schnaubenden eisernen Ungeheuer der Locomotive dahergerast kommt, sich das Urland unterjocht — der also wird mit Zahlen gefüttert und mit statistischen Angaben über den Stand der Bevölkerung, über die Zunahme in so und so viel Wochen, Monden und Jahren, über die Leistungskraft der Fabriken, den Mineralgehalt der Berge, die Ergiebigkeit der Wälder und Felder, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Gleichzeitig wird ihm natürlich klar gemacht, daß das Alles eigentlich noch gar nichts sei im Vergleich zu dem, was in einigen Jahren sein werde.

Denn das ist das unausbleibliche Correlat der Freude in der Gegenwart: die sichere Erwartung einer noch glänzenderen Zukunft.

Diese charakteristischen Züge sind all den jungen Städten, die vor einigen Jahren entweder nur geringe Bedeutung besaßen oder überhaupt noch gar nicht vorhanden waren, ganz besonders aber den Städten am Küstengebiete des Stillen Oceans, gemeinsam.

* * *

Einen Festtag feierte Tacoma während meines Aufenthaltes. Der Präsident Harrison hatte mir schon in Washington, als ich die Ehre hatte ihm im Weißen Hause vorgestellt zu werden, gesagt, daß er in einigen Monaten die westlichen Staaten, Californien, Oregon und Washington, besuchen werde. Als ich San Francisco verließ und durch Portland kam, wurde in beiden Städten an den Vorbereitungen zum Empfang des Präsidenten schon gehörig gearbeitet. Geradeso war's in Tacoma.

Die Ovationen der amerikanischen Städte für erlauchte Gäste scheinen immer denselben Charakter zu haben. Was

ich hier in Tacoma sah, war eine ganz genaue Wiederholung der festlichen Begrüßungen, die vor acht Jahren bei der Eröffnung der Northern Pacific-Bahn Henry Villard und seinen Gästen bereitet worden waren. Die Straßen hatten ganz genau dieselben Ausschmückungen. Es waren dieselben Triumphbogen errichtet, dieselben Ausstellungen der Landeswunder. Aus den benachbarten Wäldern hatte man ein paartausend Bäume und Bäumchen geschlagen und damit die Empfangsstation und die Wege, die der Gast zu nehmen hatte, geschmückt. Die Häuser waren mit Gewinden aus Tannenzweigen und mit lächerlich kleinen Fähnchen decorirt, und einige in aller Eile aufgeschlagene hölzerne, mäßig bekleidete Triumphbogen von anfechtbarem Geschmack vervollständigten den festlichen Begrüßungsschmuck.

Auch diesmal war mit der Ovation für den Gefeierten eine mächtige Reclame für die Ergebnisse des Landes verknüpft. Einer der Bogen war aus großen Klötzen von Steinkohlen hergerichtet, deren Provenienz mit riesigen Buchstaben angegeben war. Diese Aufschriften sind echt amerikanisch und sehr scherzhaft.

Auf dem Kohlen-Triumphbogen stand: „Jährliche Ausbeute: 1892343 Tons" auf der einen, auf der andern Seite: „150 neue Coaksöfen sind im Bau begriffen."

Die Riesenmaste, die den andern Triumphbogen flankirten, sollten Zeugniß ablegen von der Kraft und Schönheit der Washingtoner Wälder. Auch sie waren mit ihrem Ursprungszeugniß versehen.

Ein benachbartes Kohlenbergwerk hatte einen gewaltigen Klotz heranschaffen lassen: ein einziges Stück Kohle, das bei dem Aufzuge vor dem Präsidenten mit besonderm Ehrengeleite auf einem vierspännigen Wagen vorübergefahren wurde. Dieses Kohlenstück war etwa 12 Fuß lang, 3 Fuß hoch und 4 Fuß breit und trug ein großes Plakat mit der stolzen Auf-

schrift: „Wir können die ganze Welt mit Kohlen heizen!“ — „We can warm the world on coal.“

Die Feier verregnete übrigens gründlich. Ein wahrer Wolkenbruch ergoß sich während der ganzen Zeit des Aufenthaltes des Präsidenten, und unter strömendem Regen wurde der Anker des Dampfers gelichtet, der den Präsidenten und seine Begleitung über den Sund nach dem benachbarten Seattle brachte.

* * *

Sehr auffällig zeigen sich hier im Nordwesten die Nachwirkungen des letzten Indianerkrieges, als dessen hervorragendstes Opfer der vielgerühmte und vielgeschmähte Held Sitting Bull gefallen ist.

Wenn ein Schauspiel, wie es bei unserer ersten Fahrt durch Amerika uns geboten wurde: die Vereinigung eines ganzen Stammes, und obenein eines der vornehmsten, der Krähen-Indianer — einer Sippe von etwa 2500 Köpfen mit über 20000 Pferden —, auch damals als etwas ganz Außergewöhnliches, ja Einziges angesehen werden mußte, und wenn es selbst denen, die ihr halbes Leben inmitten der Indianer verbracht haben, kaum je zuvor beschieden gewesen war, ein so großartiges Volksfest der Rothhäute mitzumachen, so gehörten doch zu jener Zeit die Indianer noch immer auf der ganzen Strecke durch Dakota, Montana, Idaho, Oregon und Washington zur regelmäßigen Staffage. Man sah sie an allen Haltepunkten der Bahn. Man sah sie in kleinen Trupps auf ihren zwar nicht sehr edlen, aber sehr leistungsfähigen und starken kleinen Ponys über die Prairie jagen, sah sie in ihrem Lager vor den Wigwams kauern . . .

Jetzt sind sie von der ganzen Strecke wie weggeblasen. Von den echten kulturfeindlichen Indianern in der charakteristischen Nationaltracht, mit ihrem buntbemalten Gesicht und

ihren gefärbten Gliedmaßen, mit dem charakteristischen Kopfschmuck der Vornehmeren: den aufrechtstehenden Adlerfedern, habe ich auf meiner Fahrt durch den ganzen Norden diesmal kein halbes Dutzend gesehen.

Die einzigen, denen man hier noch begegnet, und namentlich also in den den sogenannten Reservationen naheliegenden größeren und großen Städten, sind die sogenannten civilisirten Indianer, das heißt also diejenigen, die ihren Frieden mit der Kultur gemacht, das nomadenhafte Leben aufgegeben, sich gewöhnlich zum Christenthum bekehrt haben und seßhafte Grundbesitzer, Ackerbauer und Viehzüchter geworden sind.

In nächster Nähe von Tacoma befindet sich eine solche Reservation, die der Puyallups. Die Halbkultur bekommt den Indianern Nordamerikas recht schlecht. Die Civilisation, wie sie die Yankees den Urbewohnern gebracht haben, besteht hauptsächlich in der Syphilisation, in der Einimpfung der Blattern und der Vergiftung mit Alcohol.

Catlin aus Wyoming, der schon vor sechzig Jahren als einer der ersten Weißen in innigsten Verkehr mit den Indianern getreten ist und beinahe sein ganzes Leben in ihrer Mitte verbracht hat, hat vor einem halben Jahrhundert mit aufrichtiger Wehmuth und tiefem Mitgefühl die Vernichtung der Indianer durch die Segnungen der eigenthümlichen Yankeekultur prophezeit. Er hat Recht behalten. Daran ist jetzt nicht mehr zu zweifeln. Ratzel spricht in seiner „Völkerkunde" *) den eben so betrübenden wie unanfechtbaren Satz aus, daß die Bevölkerung keines andern Erdtheils so tiefgreifende und mannigfache Veränderungen durch das Eindringen der Europäer, und zwar im vorwiegend ungünstigen Sinne, erfahren habe wie die Indianer. Und nach Millionen berechnet er die beklagenswerthen Opfer der gewaltthätigen Kultur!

*) Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888. II. Band S. 561 u. f.

Die Scheu der Indianer vor einer Annäherung an die weißen Männer erklärt sich also zur Genüge. Die ersten Weißen, die mit ihnen in Verbindung getreten sind, waren die rohesten und habgierigsten Betrüger, namentlich die Pelzhändler, die die unwissenden Leute in schamlosester Weise ausbeuteten, beschwindelten und durch Branntwein zu ihrem schmählichen Tauschhandel geneigt machten. Die Weißen brachten ihnen die Pocken und andere widerwärtige Krankheiten. Die Weißen verjagten sie von den Jagdgründen ihrer Väter, auf denen sie seit unvordenklichen Zeiten ihr freies Leben geführt hatten. Und entflammte der gerechte Unwille über diese oder jene Gewaltthätigkeit den Einzelnen oder ein kleines Häuflein zu blutiger Rache, so war dies für die Weißen nur ein willkommener Anlaß, um ein fürchterliches Blutbad anzurichten und Tausende und Abertausende abzuschlachten.

„Die Indianer", schreibt Catlin, „sind von Natur sittsam, bescheiden und harmlos, und so weit die Geschichte geht, wurden die Weißen bei der ersten Ankunft in ihren Dörfern überall freundlich und gastlich aufgenommen." Genau so berichtet der Entdecker Amerikas an den König und die Königin von Spanien: „Ich schwöre Eueren Majestäten, daß es in der Welt kein besseres Volk giebt als dieses, keines, das wohlwollender, freundlicher und sanfter wäre. Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst und sprechen stets lächelnd." Zu grausamen Bestien hat sie erst die Niedertracht der Kultur gemacht.

Es ist bezeichnend, daß gerade die besseren und besten Elemente der Urbewohner in dem ungleichen Kampfe der Civilisation gegen die Wildheit unterlegen sind, und daß sich nur die Schlechtesten, die Ehrlosen und Feigen, zum Frieden, oder besser gesagt, zum Waffenstillstande mit den fremden Eindringlingen bequemt haben.

Die Indianer in den Reservationen machen denn auch

einen jämmerlichen Eindruck. Wo sind sie, die fremdartigen elastischen Gestalten in ihrem seltsamen Federschmuck, in ihren festlichen Gewändern, kindisch, roh, wild, aber von großartigem malerischen Reize? die buntbemalten Indianer, die in Montana den Kriegstanz mit Rasseln und Tamtam und unter kreischendem Gesang aufführten? Und wo die herrlichen Mohaves, die an den Needles in Arizona an dem wilden Ballspiel sich betheiligten, nackt bis auf den Schurz oder den rothen Mantel, der ihre Schultern umflatterte? Da war doch Leben, Kraft, Gewandtheit und Freudigkeit.

Hier in den Reservationen ist Alles Verdrossenheit, kränkliches Dahinsiechen und Verkommenheit!

Der Typus ist zwar noch rein erhalten. Man erkennt sie auf den ersten Blick an der eigenartigen Hautfärbung, an dem scharfen charakteristischen Profil mit der großen Habichtsnase, an dem wilden Ausdruck des Auges, an dem stumpfen Schwarz der Haarzotteln. Aber sie sind abstoßend häßlich. Und unsere Kleidung steht ihnen so schlecht!

Selbst die Begüterten unter ihnen — und es giebt deren in den Reservationen — sehen zerlumpt aus und starren von Schmutz. Freilich ist da eine „Agentur" errichtet, die von Staats wegen dazu ausersehen ist, die den Indianern eingeräumten oder vielmehr belassenen Rechte zu schützen und für ihr sittliches und geistiges Wohlgedeihen Sorge zu tragen. Wenn man den Baum an seiner Frucht erkennt, so ist es um diese Agenturen herzlich schlecht beschaffen. Von irgend welchem nennenswerthen Resultate der Schulen hat man nie etwas vernommen. Die Kirchen werden freilich besucht, aber alle Kenner der Verhältnisse stimmen darin überein, daß für die Indianer das Christenthum nur eine neue Form des Aberglaubens ist, die sie blos um des lieben Friedens willen mit der ältern: mit dem Glauben an ihren großen Geist, vertauscht haben.

Einen schrecklichen Eindruck macht die Jugend. Sieht man die unglücklichen Kinder, die fast alle an Hautkrankheiten leiden, mit ihren Drüsenanschwellungen und triefenden Augen, so kann man sich kaum vorstellen, daß diesem Geschlecht überhaupt noch ein nächstes folgen werde.

Nirgends hat die Traurigkeit des Absterbens eines Volksstammes deutlicher zu mir gesprochen als bei der Durchwanderung der Reservationen. Im Gegensatze zu dem frischen Zuge thatkräftigen Lebens, der den jungen Ansiedlungen entströmt, weht hier nur Moderduft und Verwesung.

---

8. Seattle.

Eifersüchtelei zwischen Seattle und Tacoma. — Die Namen der hohen Berge des Nordwestens. — Seattle nach dem großen Brande. — Ueberbauung. — Lage am Sunde. — Gelegentliche Bemerkungen über amerikanische Reclame.

Schon mehrfach habe ich von der Eifersucht gesprochen, die zwischen den benachbarten großen Städten Amerikas besteht, und ich werde diesen Punkt noch öfter zu berühren haben. Die Rivalität zwischen Seattle und Tacoma hat in ihren Aeußerungen beinahe etwas Burleskes. Die Leute von Seattle ärgern sich darüber, daß in verhältnißmäßig geringer Entfernung — sie beträgt nur etwa 30 englische Meilen — sich eine Stadt aufgethan hat, die ihnen den Ruhm, der bedeutendste Platz, das unvermeidliche „Emporium" am Puget Sound zu sein, streitig macht. Wer sich einmal am Puget Sound niederläßt, der, meinen sie, könne auch nach Seattle kommen. Jeder Gewinn Tacomas dünkt sie ein Verlust, den sie zu erleiden haben, und jeder Sieg des jungen rührigen Nachbars eine Niederlage. Bis vor nicht gar langer Zeit blickten sie mit dem Gefühl lächelnder Ueberlegenheit auf den

Knirps herab, der sich erkühnte, es mit dem kräftigen Seattle aufnehmen zu wollen. Aber siehe da, der kleine Kerl wuchs und wuchs, so schnell, so beunruhigend, daß sie sich fürder keinen Illusionen mehr darüber hingeben durften, wie dieses Bürschchen auf dem besten Wege war, dem großen Bruder über den Kopf zu wachsen. Nun entfalteten sie eine um so fieberhaftere Thätigkeit. Seattle selbst nahm kolossal zu. Aber Tacoma ließ sich ebensowenig lumpen. Und immer und immer sah Seattle den verhaßten Nachbar an seiner Seite, wie den guten Kameraden, in gleichem Schritt und Tritt. Jetzt dürften die beiden großen Städte am Puget Sound thatsächlich ungefähr dieselbe Einwohnerzahl und dieselbe Bedeutung auf dem Gebiete des Handels und der Industrie haben. Die Wahrheit ist schwer festzustellen. Fragt man einen Seattler, so beansprucht er die unbedingte Ueberlegenheit für seine Stadt, der Tacomaner aber für die seinige. Uns, die wir keine lokalen Interessen haben, ist es schließlich auch ganz gleichgültig, nach welcher Seite hin sich das Züngelchen der Wage senkt.

Wir sehen zwei Städte, die einen fast unnatürlich zu nennenden Aufschwung genommen haben. Die eine, Tacoma, die bei der Zählung von 1880 volle 1000 Einwohner aufwies und, als wir vor noch nicht acht Jahren diese Straße gezogen kamen, noch immer ein großes und nicht einmal schönes Dorf von 3000 Einwohnern war, durcheilten wir damals im Fluge. Wir brauchten uns kaum umzusehen. Es waren die erbärmlichsten Bretterbauten wie überall, miserable Wege, ein paar große Schuppen. Wir blieben kaum eine Stunde da, und sie entschwand unserm geistigen Gesichtskreis ebenso schnell wie unseren Blicken.

An die andere, an Seattle, dagegen dachten wir oft zurück, wie an eine der überraschendsten und rührendsten Erscheinungen, die uns bei unserm ersten Besuche des fernen Nordwestens entgegengetreten war. Wir hatten den Namen

nie zuvor gehört, hatten vermeint, in eine Wüstenei zu kommen; und siehe da! eine frohlebige, jugendkräftige Stadt mit allen deutlich wahrnehmbaren Symptomen der daseinsfreudigen und lebensfähigen Entwicklung trat uns unerwartet in herrlicher Landschaft entgegen. Eine Dampferflottille hatte unser Schiff begrüßt. Der Jubel eines Volksfestes umlärmte uns. Eine Rednerin von seltener Anmuth hatte den Segen des Himmels auf den Vollender der nördlichen Pacific-Bahn und die Seinen herabgefleht. Und wir alle fühlten uns wahrhaft ergriffen, als wir — zu früh! — bei scheidender Sonne unsern Dampfer wieder besteigen mußten, als die Anker gelichtet wurden, sich die Fackeln des Festzugs am Ufer entzündeten und hier am Ende der Welt ein deutscher Männergesangverein das Lied des deutschen Vaterlandes anstimmte. Weit vom Ufer schwamm schon unser Dampfer auf dem stillen Sunde, die rothen Lichter der einzelnen Fackeln flossen zu einheitlicher Gluth zusammen, und noch immer trug der ruhige Wasserspiegel aus weiter Ferne her schwächer und schwächer das deutsche Lied zu uns.

Seattle zählte zu jener Zeit (September 1883) etwa 7000 Einwohner. Das war für diese damals noch verlassene Gegend sehr viel. Heute zählt es deren 43 000, und das von uns kaum eines Blicks gewürdigte Tacoma kaum weniger. Seattle hat also trotz seines erstaunlichen Aufschwunges, der weit über alles Erwarten hinausgegangen ist, den Anspruch auf die Alleinherrschaft am Puget Sound aufgeben müssen. Und sein Verdruß, ja seine Wuth darüber spricht sich in der kindlichsten Weise aus.

Die große Schönheit des Puget Sound ist jener mächtige Schneevulcan, der in seiner grandiosen Vereinsamung durch seine herrliche Gestalt und sein blendend weißes Schneegewand einen unauslöschlichen Eindruck macht. Man könnte diesen Berg den Fusiyama des Nordwestens nennen, denn mit dem berühmten japanischen Vulcan besitzt er eine Aehnlichkeit,

die Jedermann in die Augen springt, der ihn erblickt, und der ihn längst auf allen bildlichen Darstellungen der Japaner gesehen zu haben wähnt. Dieser Berg führt in der wohllautenden Indianersprache den klangvollen Namen Tacoma, den auch die Stadt, von der aus man ihn am besten sieht, angenommen hat.

Die Berge des höchsten Nordwestens sind aber, seitdem sie von den Weißen entdeckt worden sind, ihrer alten indianischen Namen verlustig gegangen. Die erste englische Erforschungsexpedition in diesen fernen Gegenden wurde vom Kapitän Vancouver befehligt. Nach ihm erhielt die langgestreckte Insel gegenüber dem westcanadischen Ufer den Namen Vancouver Island. Sein erster Lieutenant hieß Puget. Nach diesem wurde der Sund benannt. Die westliche Küste des amerikanischen Festlandes scheidet sich, wie man beim ersten Blick auf die Karte wahrnimmt, fast geradlinig vom Ocean bis zum hohen Nordwesten. Da dringt das Wasser des Oceans in's Land ein, zerfetzt es, bildet wildzerrissene Ufer und läßt zahlreiche kleinere und größere Inseln frei. Die bedeutendste dieser Inseln, die von den beiden Armen, dem Georgia-Golf und der San Juan de Fuca-Straße, eingeschlossen wird, ist die obengenannte Vancouver-Insel. Durch die San Juan de Fuca-Straße zwängt sich das Wasser nach Süden vor, und dieser Wasserarm des Stillen Oceans führt also den Namen Puget Sound, an dessen südlicher Spitze Tacoma liegt, im Osten, etwa in der Mitte, Seattle, und als nordwestlichster Punkt des Festlandes Port Townsend.

Dies Gebiet war es nun, das Vancouver mit seinen Leuten durchforschte, und die beiden englischen Marineoffiziere gaben den hohen Bergen die Namen der damaligen Lords of admirality, denen sie damit eine Ehre erweisen wollten. Nach diesen Admiralitäts-Lords: Hood, Baker, Adams, St. Helens (nicht St. Helena, wie irrthümlich sogar auf

unseren besten deutschen Karten zu lesen ist) und Rainier, wurden die Bergriesen des Cascaden-Gebirges genannt. Der größte und schönste, der Mount Rainier, hat nun im Laufe der Jahre seinen wohllautenden ursprünglichen Namen Tacoma wieder erhalten. Aber die Leute von Seattle sind wegen ihrer unfreundlichen Gesinnung gegen die gleichbenannte Rivalenstadt um keinen Preis der Welt dazu zu bewegen, diese Thatsache anzuerkennen. Und wer sich unterfangen sollte, in Seattle vom Tacoma-Berge zu sprechen, könnte sich argen Unannehmlichkeiten aussetzen. Um die Leute von Tacoma zu ärgern, bringen die Bewohner von Seattle demonstrativ bei jeder Gelegenheit den Namen Rainier an. Das größte Hotel der Stadt heißt Rainier-Hotel, der beste Club „Club Rainier".

Lassen wir diese Kindereien.

In seinen Haupttheilen gehört Seattle zu den allerjüngsten Städten des amerikanischen Westens. Es ist sogar jünger als Tacoma, denn im Juni 1889 hat eine ungeheure Feuersbrunst beinahe die ganze Stadt in Asche gelegt. Das wichtigste Geschäftsviertel am Sund ist bis auf wenige Häuser vollständig zerstört worden. Wie alles in Amerika, so haben auch die amerikanischen Brände in ihren Verhältnissen etwas Kolossales. Wald-, Prairie- und Städtebrände sind gleich furchtbar. Wir haben diesen Verwüstungen durch die den Fesseln entraffte erschreckliche Feuersmacht zum Glück kaum ein anderes Beispiel als den Brand von Hamburg an die Seite zu stellen. Die meisten Häuser der neuen amerikanischen Städte sind bekanntlich aus dem trocknen Holz des Fichtenstammes gefertigt, also dem schönsten Brennmaterial, das man sich nur denken kann; und wenn da einmal das Feuer ausbricht, so wird die Verheerung blitzschnell eine riesige.

In Amerika scheinen nun gerade die gebrannten Kinder besonders zu gedeihen. Die eigentliche Größe, Schönheit und

Bedeutung des größten Städtewunders, Chicagos, datirt vom großen Brande her. Eine andere der beachtenswerthen nordwestlichen Städte, die wir noch kennen lernen werden, Spokane, ist ebenfalls erst, seidem sie aus der Asche aufgestiegen, zu einer wirklichen bedeutenden und schönen Stadt geworden. Geradeso verhält es sich auch mit Seattle, das, ehe noch die Trümmerhaufen zu schwelen aufgehört hatten und die Gluthen verglommen waren, herrlicher, kräftiger und großartiger als je mit echt amerikanischer Uebergeschwindigkeit wieder aufgebaut worden ist. Von jenem Seattle, das wir damals durchzogen hatten, ist mit Ausnahme der auf der Höhe einsam thronenden Staatsuniversität wohl kaum eines der wichtigeren Gebäude stehen geblieben. Alles ist neu. Und für den Neubau der Stadt ist nun natürlich Material verwandt worden, das der Flamme größern Widerstand entgegenstellt. Das neue Seattle besteht in seinen Hauptverkehrsstraßen fast ausschließlich aus feuerfesten oder nahezu feuerfesten Ziegel-, Back- und Sandsteinbauten. Diese massiven Prachtgebäude sind mit einem Aufwande, einer Kostbarkeit und Großartigkeit aufgeführt, die geradezu verblüffend wirken. In seinem neuesten und wichtigsten Viertel steht Seattle mit seinen massiven Prunkgebäuden auch dem Schönsten, was die amerikanischen Städte in dieser Hinsicht bieten, durchaus nicht nach.

Die Leute sind unglaublich in's Zeug gegangen. Im Juni 1889 brannte die Stadt nieder, und bis December desselben Jahres waren Neubauten im Betrage von über $13^1/_2$ Millionen Dollars aufgeführt. In demselben Verhältniß ist im Jahre 1890 weitergebaut worden.

Daß Seattle damit seine normale Leistungsfähigkeit erheblich überschritten hat, erscheint auch dem Laien einleuchtend. So manchem Bauherrn ist denn auch, um einen volksthümlich treffenden Ausdruck zu gebrauchen, die Puste ausgegangen. Weit über die Bedürfnisse hinaus ist fieberhaft gebaut worden,

und viele der Riesenpaläste stehen halb leer. Die auf große Geschäftsräume berechneten Wohnungen haben zum Theil zu wesentlich herabgesetzten Preisen an Familien vermiethet werden müssen; bei der Kostbarkeit des Materials und der Theuerung des Grund und Bodens verzinsen sich die Gebäude nun natürlich miserabel, und die allzu vertrauensseligen Draufgänger haben sich in Schulden gestürzt.

Die Klügeren haben noch bei Zeiten ihren Irrthum eingesehen und mitten in der Arbeit den Bau, wie hier die Deutschen sagen, einfach „gestoppt". Man sieht daher ganz seltsame Fragmente: Bauten mit riesigen Fundamenten, in größten Verhältnissen angelegt, aus klotzig festem Material, ersichtlich dazu bestimmt, die Wucht von sechs oder sieben Stockwerken zu tragen. Der Bau ist indessen nicht über das Erdgeschoß oder über das erste Stock hinaus gediehen. Angesichts des Wohnungsüberflusses hat sich der Eigenthümer kurzer Hand entschlossen, um die starken Baukosten, die die Vollendung erfordern würde, zu sparen, resolut aufzuhören. Er hat über den Hausanfang ein Nothdach legen lassen und das bereits Fertiggewordene provisorisch zu vermiethbaren Läden und Wohnräumen hergerichtet, natürlich unter dem Vorbehalt, im Falle des eintretenden Bedarfs auf dem sichern Untergrund fröhlich weiterzubauen. Diese Baulichkeiten mit ihrem grandios angelegten Erdgeschoß aus kolossalen Hausteinen, auf dem das eigentliche Haus als cura posterior einstweilen noch unberücksichtigt geblieben ist, wirken natürlich sehr sonderbar. Man denkt unwillkürlich an die Späße des Circusclowns, der sich mit großer Ostentation zu einem Riesensprunge anzuschicken scheint, einen mächtigen Anlauf nimmt, in dem Augenblick aber, da man erwartet, daß er nun losspringen wird, plötzlich stehen bleibt und umkehrt.

Im Uebrigen thun diese architektonischen Foppereien der Gesammtwirkung des ganz ungewöhnlich glänzenden Geschäfts-

viertels wenig Abbruch. Es sind noch immer genug, mehr als genug — ja, es sind zuviel gewaltige, himmelanstürmende, babelhafte Gebäude da, die in dieser Massenhaftigkeit und in dieser Pracht bei einer Mittelstadt von etwas über 40 000 Einwohnern aufzufinden billig unsere äußerste Verwunderung hervorrufen muß. Nach diesen Geschäftsstraßen von Seattle muß der Fremde auf eine Weltstadt von ein paarmalhunderttausend Einwohnern schließen.

Durch die ganze Anlage der Stadt wird diese Täuschung noch erheblich verstärkt. Die Lage am Sunde ist entzückend. Wie alle Großstädte der Nordwestküste steigt auch Seattle terrassenförmig auf, umschlossen von Wasser. Seattle wird noch im Rücken bespült von einem großen und schönen Binnensee, dem Washington Lake. Das Areal der Stadt ist unverhältnißmäßig groß. Es können da getrost noch die paarmalhunderttausend Menschen, die man hier vermuthet, in Wahrheit zuziehen, ohne daß irgend welche Enge, irgend welches Gedränge zu befürchten wäre. Der größte Theil der Stadt, wie sie in ihrer Vollendung den Idealisten von Seattle vorschwebt, ist einstweilen noch so gut wie unbebaut. Nur einige spärlich verstreute Villen deuten das Zukunftsbild an. In den anderen verkehrsreichen Vierteln aber, die sich am Wasser des Sundes, an dieser Einbuchtung „Elliot Bay" geheißen, entlang ziehen, stehen die Häuser, die imposanten Geschäftsgebäude und die schmucken Villen in geschlossener Reihe hart aneinander. Hier macht Seattle einen durchaus fertigen, groß-, ja weltstädtischen Eindruck. Und gerade diesen schönsten Theil der Stadt erblicken wir zuerst, wenn wir vom Schiff aus der höchst merkwürdigen Stadt uns nähern. An imposanter Wirkung „bietet" — um den allgemein beliebten Amerikanismus unserer guten Landsleute zu gebrauchen — Seattle seine südliche Rivalin Tacoma ganz entschieden.

Natürlich hat Seattle seine Kabel- und elektrische Bahn

und natürlich alle anderen großstädtischen Einrichtungen: elektrische Beleuchtung, Telephon, Wasserleitung, sein übergroßes, überreiches Luxus-Hotel, so und soviel Theater, Tingeltangel in ungezählter Menge, ein Dutzend Banken, einige vierzig Kirchen, fünf Tages- und zehn Wochenblätter ꝛc. Es ist mit einem Worte die richtige amerikanische Werdestadt, wie sie im Buche steht, mit allen ihren Erstaunlichkeiten, mit ihrer respectgebietenden Schaffenskraft und ihrem trotzigen Wagemuth, und auch mit allen ihren Unarten, namentlich mit den ohrenzerreißenden gellenden Anpreisungen.

* * *

Und da uns hier die amerikanische Reclame in einigen ihrer vordringlichsten Beispiele vor die Augen geführt wird, mögen gleich einige allgemeinere Bemerkungen über die Mittel des amerikanischen Ausposaunens, wie sie nicht blos in Seattle, sondern überall vorkommen, hier eingeschaltet werden.

Alles, was irgendwie geeignet erscheint, auf einen Verkaufsartikel, der neu eingeführt werden soll, auf ein Geschäftslokal, eine Kneipe, ein Theater ꝛc. die Aufmerksamkeit zu lenken, ist nach amerikanischen Begriffen nicht blos erlaubt, sondern wenn es seinen Zweck erreicht, auch absolut gut. Geschmacklosigkeiten scheint es in dieser Beziehung hier überhaupt nicht zu geben. Das schönste Beispiel dafür ist wohl das folgende: Ein Chokoladenfabrikant sicherte einem interessanten und vielgenannten Verbrecher, der zum Tode verurtheilt war, für die Hinterbliebenen eine anständige Rente zu und beanspruchte als Gegenleistung nichts Anderes, als daß der Betreffende unmittelbar vor der Hinrichtung als seine letzten Worte in den Phonographen sprach: „Die beste Chokolade ist die des Herrn X.X. Sie ist auch mein letzter

Genuß auf Erden gewesen." Die betreffende Walze ist reproducirt worden, es sind so und soviel Phonographen aufgestellt, und da kann also Jedermann von der Stimme des Verbrechers die Vorzüge der Chokolade preisen hören.

Die erste Bedingung ist natürlich die, für den neuen Artikel einen möglichst auffallenden Namen zu finden, der zugleich die Güte und Unübertrefflichkeit der Qualität feststellt. Ein unsagbarer Mißbrauch wird da vor allen Dingen mit dem Worte „standard" getrieben. „Standard" ist nach amerikanischen Begriffen alles Mögliche, das nec plus ultra, das allein Maßgebende, Richtige u. s. w. Es giebt Standard-Zahnbürsten, Standard-Beinschienen, Standard-Brillen, Standard-Schreibmaschinen, Standard-Strumpfbänder u. s. w. Sehr beliebt sind ferner die poetischen Bezeichnungen für den höchsten Grad der Vollkommenheit, z. B. Diamant-Strahlen-Streichhölzer, Elite-Stiefelwichse, Eiffelthurm-Tingeltangel, Palast-Insectenpulver, Niagara-Spucknäpfe. Auch Wortspiele und Witze sind willkommen. Auf vielen Läden sieht man die geheimnißvollen Buchstaben I. X. L. Das heißt eben: „I excel", „Ich excellire". Die Zeitungen bringen in schauerlichen Holzschnitten die Bildnisse der Kurpfuscher, die ihre Specialkenntnisse anpreisen, der Metzger, die die berühmtesten Schinken verkaufen, der Klavierstimmer u. s. w. Die Plakate, die übrigens oft von sehr geschickten Künstlern gezeichnet und in wirksamem Buntdruck nicht übel ausgeführt werden, haben Größenverhältnisse, von denen wir uns gar keine Vorstellung machen. Da werden ganze Scenen aus Sensationsdramen in Buntdruck dargestellt, mit zehn, zwölf Personen in Lebensgröße und darüber.

An allen denkbaren und undenkbaren Stellen werden Reclamen angebracht: auf den Fußsteigen, auf den Brücken, an den Geländern, selbstverständlich an den Brandmauern, an den Neubauten, sogar an den zum Neubau erforderlichen

herangefahrenen Steinhaufen, die da einige Tage liegen müssen. Auch die werden beklebt und bemalt. Ja, mitten im Urwalde habe ich diese Reclamen getroffen. Auf dem Wege von Vancouver nach New Westminster sah ich auf verkohlten Baumstämmen die bekannten Anpreisungen des besten Zahnwassers, der Verdauungspastillen und anderer medicinischer Hausmittel. In den neuen Städten ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß auf dem noch nicht bebauten Grunde an verkohlten schwarzen Stämmen in weißer weithinleuchtender Schrift diese marktschreierischen Anpreisungen strahlen.

Außer diesen unbeweglichen sind aber auch die mobilen Reclamen sehr beliebt. In einer Stadt sah ich verschiedene weiße Hunde, die sich in den Straßen herumtrieben und auf ihrem Rücken in schwarzer Schrift den Namen und die Adresse eines Hutmachers trugen. Ueberall sieht man Wagen mit Riesenplakaten durch die Straßen rollen. Einige fahren eine musicirende Bande durch die Stadt, in der Mitte einen Fahnenträger, auf der Fahne in Riesenbuchstaben der Zweck des Aufzugs. Das ist in Wahrheit Reclame mit Pauken und Trompeten, wie sie nicht besser gedacht werden kann. Dann werden wiederum von burlesk aufgeputzten Trägern, meistens Schwarzen, auf hohen Stangen die Namen und die verlockenden Reize irgend eines empfehlenswerthen „Saloon" verkündigt. Eine der scherzhaftesten Ankündigungen dieser Art, die ich gesehen, hat der Fabrikant eines Toilettenartikels, dessen Name nur aus sieben Buchstaben bestand, ersonnen. Er hatte sieben pechrabenschwarze Kerle in eine blödsinnig extravagante Toilette gesteckt, in Fräcke, die auf der Mitte der Brust aufhörten und deren Zipfel kaum die Rückseite der weißen Weste erreichten. Die Beine waren in schwarze Tricots gesteckt. Die Hände waren von den übergroßen Manschetten vollkommen eingepreßt. Ellenlange Vatermörder begruben die beiden Seiten des Gesichts. Der Hut war ganz schmal, aber etwa drei Fuß

hoch. Und auf der Vorderseite dieses schneeweißen Hutes war in tiefstem Schwarz je ein Buchstabe aufgemalt; tief, sehr tief auf dem Rücken, unter den Frackschößen, auf dem schwarzen Hintergrunde in weißer Farbe ein anderer, so daß das aus den sieben Buchstaben gebildete Wort sich dem Beschauer leicht einprägte, und daß es den schwarzen Brüdern sowohl von vorn wie von hinten abzulesen war. Die Leute marschirten zunächst in tadellosem Paradeschritt über die breiten Fahrdämme, manchmal in Frontstellung, manchmal im Gänsemarsch. Als ich sie Abends wiedersah, hatten sie sich offenbar an den Bars zu oft gestärkt. Sie waren vollkommen betrunken und wankten nun ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche Anordnung in wildem Durcheinander der Buchstaben unter dem Gejohle des Janhagels durch die Straßen.

In Superlativen wird in den Reclamen das Mögliche und Unmögliche geleistet. Man sollte meinen, auch die Steigerung könne einmal einen Höhepunkt erreichen, der nun nicht mehr zu übertreffen sei. Die Amerikaner aber bringen es fertig, auch über das nec-ste plus ultra noch hinauszugehen. Eine Zahnseife wurde in der That angekündigt als „surpassing all superlatives".

Es ist geradezu scherzhaft zu lesen, wie die erbärmlichsten, lumpigsten kleinen Tingeltangel, die von zweifelhaftester Gesellschaft besucht werden, und in denen sich Stümper und Pfuscher von bemitleidenswerthem Jammer produciren, ihre Künstler und Künstlerinnen, die lediglich dazu da sind, die Logenbesucher zum Consum anzuregen, bei dem verehrungswürdigen Publico einführen. Wie harmlos erscheint daneben unser Theaterdirector, der seinen Kalauermann „urkomisch" findet und als solchen beständig ankündigt, wie kindlich der Gelegenheitsdichter, der in seinem Inserat sich das Zeugniß ausstellt, daß er auf allen Gebieten das Beste leiste und täglich frische Einfälle habe! Ich gebe hier die wortgetreue Uebersetzung

eines Theaterzettels aus einem kleinen Neste des fernsten Westens, das keine zweitausend Einwohner zählt.

Erste Nummer: „Klassische Träume. Orchestrale Symphonie, von der Capelle unter Leitung des Professors X."

Dazu ist zu bemerken, daß die Capelle aus einem Klavierpauker schlimmster Gattung, einem Trommler und dem geigenden Professor bestand, der Tabak kaute und beständig spuckte.

Daran schlossen sich folgende Nummern:

„Das Juwelen-Terzett in seinem unvergleichlichen Schnelltanz von statuarischer Grazie."

„Die tanzende und singende Venus in ihrer vollendetsten Beweglichkeit."

„Das größte Wunder des Ostens, der irische Champion-Tänzer, ohne Zweifel der größte Beinkünstler des Planeten."

„Die Monarchen der allgemeinen Heiterkeit."

„Die Lieblingsteutonin mit ihren unerhörten Jodlern."

Dann in besonders großen Buchstaben:

„Mit enormer Gage auf kurze Zeit angeworben: der großartigste Akrobat der beiden Hemisphären."

Und endlich und mit noch größeren Buchstaben, alle anderen überragend:

„Der Pyramiden-Tenorist. Vom 1. Mai an für die Königliche Oper in Madrid engagirt."

Hier in Seattle war eine Reclame, die sogar in Amerika ihren Zweck erreicht hat, und von der ich schon in vielen Städten, die ich besucht, hatte sprechen hören. Der Hersteller eines Wassers zur Beförderung des Haarwuchses hat angeblich sieben — ich habe nur fünf gesehen — sogenannte Schwestern engagirt, die sich durch ganz phänomenalen, unwahrscheinlich wirkenden Haarwuchs auszeichnen. Für die Bedürfnisse des genügsamen Europäers genügt die Eine „Ich Anna Csillag"; für Amerika müssen gleich fünf bis sieben solche Haarwunder-

mädchen aufmarschiren. Der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß ich allerdings niemals in meinem Leben Haare von dieser Fülle, Pracht und Schönheit der Farbe gesehen habe, wie bei diesen fünf Mädchen. Das Bild des Dichters:

La chevelure qui l'inonde
Plus longue qu'un manteau de roi!

ist hier zur vollsten Wirklichkeit geworden. Die Haare hüllen die ziemlich großen Mädchen vollkommen ein, und in fast gleichmäßiger Ueppigkeit. Sie reichen bei den einen bis an die Knöchel, bei zwei anderen streifen sie sogar den Boden. Zwei dieser Mädchen sitzen mit aufgelöstem Haar in den beiden Schaufenstern, mit dem Rücken gegen das Publicum, und scheinen sich furchtbar zu langweilen. Sie schmökern den ganzen lieben langen Tag Colportageromane. Zwei andere sitzen im Laden selbst auf einer Erhöhung, von denen eine sich beständig kämmt, und zwar mit einem goldenen Kamme, gerade wie die Loreley — zum Glück singt sie kein Lied dabei. Die fünfte ist die Verkäuferin des Haarwassers. Sie hält einen papageienhaft eingelernten Vortrag über Haarwuchs. Die fünf Mädchen sind nicht hübsch, aber die Ueppigkeit ihrer schönen Haare ist stupend. Das entsetzliche Geschäft des tagelangen Stillsitzens scheint sie sehr anzuspannen, sie sehen allesammt kränklich aus. Schwestern sind es vielleicht, aber wie die Schwestern des Ungarn — nicht Geschwister untereinander.

IV. Ausflug nach Britisch Columbia.

1. Ueber den Puget Sound nach Victoria.

Der Sund. — Die San Juan de Fuca-Straße. — Luftspiegelung. — Die Vancouver-Insel. — Victoria. — Canadische Indianer. — Chinesen. — Gelegentliche Bemerkungen über die amerikanischen Deutschverderber.

An einem sonnigen Maitage bestiegen wir in Tacoma den Dampfer „City of Kingston", der der großen Alaska-Dampfer-Gesellschaft angehört. Die Einrichtung der mächtigen Sund-Dampfer, die ganz nach dem Muster der berühmten schwimmenden Paläste des Mississippi gebaut sind, ist reich und geschmackvoll. Wie die Mississippi-Dampfer sind auch diese weiß gestrichen, auf nur geringen Tiefgang berechnet und ragen in beträchtlicher Höhe in zwei Stockwerken über dem Wasser auf. Die zahlreichen Fenster in gleichen Abständen rufen allerdings die Wirkung einer schwimmenden Miethskaserne hervor. Die Räder, die am Hintertheil des Schiffes angebracht sind, geben dem Ganzen eine recht malerische Wirkung. In der Mitte liegen die großen Salons, die nahezu die ganze Länge des Schiffes in Anspruch nehmen, und um diese sind in zwei Stockwerken die Kajüten gelagert, die hier erheblich größer und eleganter sein dürfen, als es bei der nothgedrungenen Raumknauserei der Oceandampfer möglich wäre. Wer die Kosten nicht scheut, kann hier sogar eine kleine Privatwohnung finden, bestehend aus einem hübschen Salon und einem Schlafzimmer mit breiten Doppelbetten.

Der Sund mit seinem klaren Wasser und den grünbewaldeten Ufern war herrlich, ganz besonders schön aber durch die großartig beleuchtete gebirgige Umrahmung. Im Süden stieg der Tacoma, einer der mächtigsten und edelst gebildeten Berge der Welt, in stolzer Vereinsamung auf dem lichten Hintergrunde des wolkenlosen Himmels auf. Der 14 500 Fuß hohe Berg glänzte im Sonnendunste des frischen Morgens im unbestimmten Schimmer einer schwachen Silberfärbung. Der schneeige Mantel, der die edle Gestalt umhüllte, reichte fast bis zur Sohle hinab. Im Norden trat in kräftigen Umrissen die langgestreckte Kette der olympischen Berge hervor. Alle diese Berge haben fast dieselbe Höhe. Sie reihen sich so aneinander an, daß sie den einzigen unendlich langgezogenen Grat eines phantastisch gewellten Bergrückens zu bilden scheinen. Hier war nur der breite obere Saum mit Schnee bedeckt, der bald dicht aufgeschichtet lag, bald nur lose aufgestreut war, so daß aus den willkürlichen Rissen und Löchern des weißen Schneekleides der nackte Körper der Berge in zart bläulichem Tone sichtbar wurde.

Am Peer von Seattle legten wir an. Vom Schiff aus macht Seattle, das in seinem niederen Stadttheil viel dichter gebaut ist als das weit ausgedehnte Tacoma, mit seinen prächtigen Kolossalbauten und den bedeutenden Anlagen am Wasser einen besonders guten Eindruck.

Während wir auf dem stahlblauen, leicht bewegten Wasser des Sundes weiterfahren, tritt allmählich östlich die imposante Kette des Cascaden-Gebirges hervor. Die stolzen hohen Berge mit ihren scharfen Spitzen sind ganz in Schnee gehüllt und blenden jetzt in der Mittagssonne. Etwas abgelöst von ihnen steht als erster und mächtigster der steinige Flügelmann des großen Gebirgsstrangs, der den ganzen amerikanischen Continent durchschneidet, da, der Mount Baker, 12 000 Fuß hoch. Am nördlichsten Punkte des Sundes, an der kleinen Stadt Port

Townsend, machen wir kurze Rast. Bei unserer flüchtigen Durchwanderung der Stadt bemerken wir ähnliche Erscheinungen, wie in Los Angeles, Tacoma und Seattle: die unverkennbaren Spuren der allzu vertrauensseligen Ueberbauung, fragmentarische Riesengebäude, leerstehende Läden und viele Plakate, die Wohnungen zu herabgesetzten Preisen empfehlen.

In langsamen gleichmäßigen Hebungen und Senkungen durchfährt unser großer Dampfer die San Juan de Fuca-Straße, die den nordwestlichsten Staat der Union von der canadischen Insel Vancouver trennt. Das Wasser ist spiegelglatt. Es wirkt in dieser Fülle und Unbewegtheit dickflüssig und ölig. Immer herrlicher werden die olympischen Berge, in zartester hellgraubläulicher Färbung, in unbeschreiblich schönem feuchtem Dufte, in dem die schneeigen Flächen und Kämme in ihrer zarten Abtönung nur noch wenig hervortreten. Das Meer sieht aus wie von Millionen glitzernder Brillantsplitter übersäet. Die feuchte Luft ist von wunderbarer Reinheit. Und wir sehen die erste seltsame Luftspiegelung. Eines der kleinen Felseneilande, die hier zahllos aus dem glatten Spiegel aufragen, scheint sich zu verdoppeln. Auf die aus dem Wasser aufsteigenden Umrißlinien setzt sich in die Luft die scharfe Profilirung, natürlich in umgekehrtem Spiegelbilde, noch einmal. Wir glauben zunächst an eine optische Täuschung, aber die Spiegelung ist eine ernste Wirklichkeit, keine Einbildung. Durch unser Fernglas sehen wir den auf den Kopf gestellten Luftreflex der kleinen Insel ganz deutlich, oben haarscharf in wagerechter gerader Linie, dem Wiederschein des Wasserspiegels, vom Horizonte sich abhebend; und erst als wir mit dem Schiff näherkommen, zerrinnt das merkwürdige Bild im blauen Aether. Große Schaaren wilder Enten sonnen sich auf dem Wasser. Als das Schiff naht, laufen sie auf dem Wasserspiegel in großer Schnelligkeit davon, mit schnellem Flügelschlage Schaum aufjagend, oder ducken unter, zunächst

eine kreiselartige Spur hinterlassend, die immer größere und immer krausere Kreise zieht, bis endlich die völlige Ruhe des glatten Spiegels wieder hergestellt wird. Die ganze Landschaft macht den Eindruck des blühenden, sonnigen, herzerfreuenden Südens. Vom rauhen Hauche des wilden Nordens ist jetzt keine Spur wahrzunehmen.

Und so sehen wir die Hauptstadt von Vancouver Island, Victoria, in goldigem Sonnenscheine an der Küste aufragen, während sich im Hintergrunde die olympischen Berge in immer wachsender Schönheit und Pracht zeigen. Es ist keine Einbildung, man sieht es Victoria auf den ersten Blick an, daß es nicht zu den Vereinigten Staaten gehört. Es macht einen durchaus monarchischen Eindruck. Der englische Typus der Stadt ist deutlich erkennbar. Auch hier haben sich seit unserm letzten Besuche überraschende Veränderungen vollzogen. Auch hier haben sich die stattlichen Häuser erheblich vermehrt. Sie lassen es sich freilich an bescheideneren Verhältnissen genügen, aber sie sind zum Theil recht hübsch, sehen behaglich und solide aus.

Als ich Victoria zum ersten Mal besuchte, im Jahre 1883, zählte es etwa 12 000 Einwohner, und darunter befanden sich etwa 800 Indianer. Jetzt ist die Zahl der hier ansässigen Indianer auf 50 bis 60 zusammengeschmolzen, während die Einwohnerzahl auf 22 000 sich vermehrt hat. Früher sah man die schmutzigen Kerle und Weiber überall herumlungern, jetzt muß man sie aufsuchen, um sie zu finden. Aber was sie damals schon waren: Bauernfänger, das sind sie geblieben. Victoria ist eine Art von Stapelplatz für indianische Curiosa, namentlich für die indianischen Artikel aus Canada und Alaska. Gewöhnlich sind die Händler auch Indianer; und die Preise, die sie für ihren Schund verlangen, sind geradezu albern. Es herrscht die absoluteste Willkür. Die echten und interessanten Sachen sind immer sehr theuer und

immer sehr häßlich. Die geschnitzten Fratzen aus Alaska haben eben nur ethnologischen Werth. Die gefälligeren sind gewöhnlich nicht echt, aber eben so unsinnig hoch im Preise. Für einen ganz gemeinen Löffel aus Büffelhorn, der dreißig Cents werth sein mag, werden fünf bis sechs Dollars gefordert. Meistens sind es grobe, dumme, ungeschlachte Schnitzereien oder Arbeiten primitivster Art aus aufgezogenen Perlen, geflochtenem Leder, die hier feilgeboten werden. Unter den Metallarbeiten sind die gebogenen Armspangen mit eingekratzten Ornamenten einfachster Art die gefälligsten. Am hübschesten sind die Flechtereien aus buntem Stroh. Aber diese hübschesten sind auch die wenigst originellen. Die echten Waffen und Geräthe sind fast sammt und sonders widerwärtig in den Formen, klotzig und plump.

Im Gegensatz zu den Indianern haben sich die Chinesen hier sehr stark vermehrt. Sie werden übrigens von Ihrer Majestät Unterthanen viel menschenwürdiger behandelt, als von den Bürgern der freien Republik. Sie scheinen sich hier auch sehr wohl zu fühlen; aber sie verdienen offenbar sehr viel weniger als in den amerikanischen Staaten des Stillen Oceans, wo man sie mit Füßen tritt, schurigelt, mit äußerster Verachtung behandelt, aber gehörig arbeiten und dafür ordentlich verdienen läßt.

Auch Victoria besitzt, wie San Francisco und Portland, seine besondere Chinesenstadt, die aber viel weniger charakteristisch und originell ist als die in den amerikanischen Städten. Hier sind die Straßen breit angelegt, und die Polizei sorgt für Reinhaltung. Die engen Gassen mit den elenden Baracken und den Schlupfwinkeln für alle möglichen Verbrechen, Laster und Krankheiten hat die britische Regierung einfach niederbrennen lassen. Wie und ob sie sich mit den Eigenthümern abgefunden hat, ob auch hier eine Art von Expropriationsgesetz besteht, oder ob die Regierung einfach

aus Gründen der allgemeinen Wohlfahrt diese Gewaltmaßregel ergriffen hat, habe ich leider nicht feststellen können. Im Allgemeinen empfängt man hier den Eindruck, als wolle die englische Regierung in der Behandlung der Chinesen einen humanen Gegensatz zur Regierung von Washington schaffen, als wolle sie ad oculos demonstriren, daß mit den gelben Herren aus dem Osten ganz gut auszukommen sei. Jedenfalls ist es der britischen Regierung aber noch nicht vollkommen gelungen, den Beweis zu führen, daß die Chinesen die Bedingungen unserer Kultur ohne Weiteres annehmen. So sehr es ihnen auch von Polizei wegen erschwert wird, sind sie auch hier ihrer Vorliebe für dachsbauartige Einschachtelung der Wohnungen und für unsinniges Zusammenpferchen von Menschen treu geblieben.

Victoria macht einen freundlichen, fast ländlichen Eindruck. Das Gebäude des Gouverneurs liegt in einem schönen parkartigen Garten mit alten Eichen, Cypressen, Taxus; und der liebevoll behandelte, grüne, saftige englische Rasen könnte den höchsten Beamten der Regierung an das grüne Eiland, an die ferne Heimat erinnern, wenn er nicht ohnehin schon durch die tadellos sauberen Uniformen der Policemen daran gemahnt würde, daß er der Bürger eines Staates mit monarchischer Ordnung ist. Die Privathäuser, die das Geschäftsviertel umlagern, sind auch hier sehr hübsch und gemüthlich, und am Meere zieht sich ein ganz ungewöhnlich schöner öffentlicher Park hin.

Ueberall findet man Deutsche, aber so wenig wie hier auf Vancouver Island wohl kaum auf irgend einem andern zugänglichen Flecke unseres Planeten. Unser Freund, der während unseres Aufenthaltes in Victoria unser treuer Begleiter blieb, war einer der wenigen Deutschen, die hier im westlichsten Punkte von Canada zu finden sind. Er freute sich, deutsche Landsleute zu sehen, und gab sich die größte Mühe, deutsch

zu sprechen. Der Unglückliche war in seiner sprachlichen Hülflosigkeit geradezu erbarmungswürdig. Er litt an einem aphasieähnlichen Zustande. Die gebräuchlichsten Wörter waren ihm entfallen. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, wenn er nach irgend einem Worte suchte, dessen er sich dunkel erinnerte, und das er durchaus ohne fremde Beihülfe selbst wiederfinden wollte. Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß man seine Muttersprache bis zu dieser mitleiderweckenden Unbeholfenheit vergessen könne. Ich konnte gar nicht glauben, daß er als zweiundzwanzigjähriger Mensch Deutschland verlassen habe. Aber er wiederholte mir diesen Satz der Deutlichkeit halber sogar englisch und fügte tiefbetrübt hinzu, daß er „dreißig Jahre zurück nix deutsch gesprochen habe".

* * *

Die sprachliche Verwilderung unserer Landsleute ist ja leider im Auslande im Allgemeinen sehr stark und ganz besonders in den englisch sprechenden Ländern. An dem Maße, in dem die deutschen Auswanderer inmitten ihrer englisch sprechenden Umgebung die Reinheit und Geläufigkeit ihrer Muttersprache sich erhalten, läßt sich nahezu mit Bestimmtheit erkennen, über welchen Umfang von Wissen und Bildung sie bei ihrer Auswanderung verfügt haben. Die wirklich gebildeten Deutschen verlernen ihre Muttersprache niemals. Sie nehmen wohl diese oder jene deutschwidrige Wendung des fremden Idioms an, sie übersetzen specifisch englische Phrasen wörtlich und falsch in's Deutsche, aber bis auf diese Kleinigkeiten, die sie bei einiger Ueberwachung sofort wieder abstoßen können, bleiben sie doch ihrer Muttersprache durchaus mächtig. Die weniger Gebildeten und Ungebildeten aber, die notabene auch nicht gut englisch lernen, „mixen" ein entsetzliches Kauderwelsch zusammen, verlieren vollkommen das Sprachgefühl für die deutsche Sprache, ihr deutscher Wörterschatz verringert sich

von Jahr zu Jahr, und schließlich ergeht es ihnen wie dem braven Canadier, der uns durch Victoria führte: sie wissen nicht ein noch aus. Es ist ihnen unmöglich, auch nur den einfachsten Satz in richtigem Deutsch auszudrücken. Ich spreche hier von dem Deutsch unserer Landsleute im Allgemeinen, nicht etwa von dem besondern pennsylvanischen Deutsch, einer Mischsprache, die sich beinahe zu einer sprachlichen Selbstständigkeit, zu einem eigenen Dialekte gefestigt hat.

Die Deutsch-Amerikanismen zerfallen in sechs sehr scharf von einander abgegrenzte Arten.

Die bei dem Nachahmungs- und Aneignungstriebe des Menschen einfachste und erklärlichste Art ist die Einflickung einiger der allerhäufigst wiederkehrenden Wörter und Wendungen der englischen Umgangssprache in das Deutsch unserer amerikanischen Landsleute, wie: „Yes, Sir!“ „No!“ „Well!“, das gewissermaßen den Auftact einer jeden Beantwortung bildet, „All right!“ „I say!“ u. s. w.

Daran schließt sich die Anwendung von im Allgemeinen im Deutschen ungebräuchlichen englischen Fremdwörtern zur Bezeichnung specifisch amerikanischer Einrichtungen und Verhältnisse. Man geht an die „Office“, um sein Gepäck „checken“ zu lassen, oder um sich ein „Ticket“ zu lösen, „Stamps“ zu kaufen und dergleichen. Man benutzt die „Street Car“ oder die „Elevated“, fährt nach dem „Peer“ und nimmt da auf dem „Steamer“ einen „Stateroom“. Man nimmt an der „Bar“ einen „Drink“ und läßt sich verleiten, den Abend in irgend einem „Saloon“ zu verbringen, weil der „Manager“ es verstanden hat, sein Unternehmen gehörig zu „puffen“ oder zu „boomen“. Jede wichtigere Stadt ist ein „Emporium“, und ihre Zeitung hat eine beträchtliche „Circulation“. Der Weg dahin führt durch irgend eine „Scenery“. Eine Rechnungsangelegenheit wird nicht erledigt oder abgeschlossen, sie wird „gesettlt“.

Ferner die zwitterhaften englisch-deutschen Sprachungeheuer, englische Wörter, die deutsch conjugirt oder declinirt werden, für deren Anwendung nicht der geringste Grund, nicht einmal der der Faulheit und Bequemlichkeit vorliegt, wie „muhwen" (move), rücken, ziehen, „juhsen" (use), gebrauchen, ausnutzen, „dihlen" (deal), kartengeben, „schöffeln" (shuffle), mischen, „renten" (rent), miethen, den „Train ketschen" (catch), den Zug erreichen, „stoppen" (stop), aufhören, aufhalten.

Eine vierte Gruppe umfaßt die wörtlichen, vollkommen deutschwidrigen und sinnentstellenden Uebersetzungen englischer Sprachwendungen. Ein Großkaufmann besitzt nicht Millionen, er „ist Millionen werth" (is worth). Er hat sein Vermögen nicht vor fünf Jahren erworben, sondern „fünf Jahre zurück" (ago). Man erkundigt sich nach dem Befinden eines Bekannten mit der Frage: „Wie fühlen Sie?" (How do you feel?) Um einen Gastfreund aufzufordern, sich Gemüse zu nehmen, sagt der Wirth: „Helfen Sie sich selbst zu Vegetabilien!" Help yourself to vegetables!) Eine schwierige Sache wird nicht auf diese oder die andere Weise gelöst, sondern „dieser Weg oder der andere Weg" (this way or the other way) ermöglicht die Lösung. Eine freundliche, rührige, zukunftsreiche Stadt ist „ein feiner Platz". Das Haus gehört nicht Mr. Johns, sondern „es wird durch Mr. Johns geeignet" (owned by), oder auch „Herr Johns eignet es". Und wo das Haus liegt, wird unser gefälliger Freund nicht ermitteln, sondern „ausfinden" (find out). Für „das bedeutet" oder „das heißt" sagt der Deutsch-Amerikaner: „das meint" (mean). Zur Kategorie dieser wörtlichen und falschen Uebersetzungen ist wohl auch hinzuzufügen, daß die hohen amerikanischen Berge weit über 10000 „Füße" hoch sind. Eine der allerschlimmsten und zugleich verbreitetsten dieser Falschübersetzungen ist „gleichen" und „besser gleichen" (like und like better) für gern haben, vorziehen. Die meisten älteren deuschen Ansiedler

jenseits des Felsen-Gebirges „gleichen den Westen viel besser" als den Osten.

Die eigenthümlichste und schauderhafteste der deutsch-amerikanischen Sprachverquatschungen ist die Uebernahme englischer Wörter, die mit deutschen gleichlautend sind, oder stark an diese anklingen, aber eine durchaus verschiedene sinnliche Bedeutung haben. Was da für Ungeheuerlichkeiten entstehen, ist kaum zu sagen. Es ist der Schmerz vieler Amerikaner, daß Canada noch immer zu Großbritannien „belangt" (belongs to). Es ist kalt, aber im Winter „bekommt" es noch kälter (is becoming). Wenn Sie die Stadt sehen wollen, will ich sie Ihnen „schauen" (show); wir können dann noch einen guten Freund „miethen" (meet), der pünktlich um acht Uhr, wenn „gebellt" wird, oder wenn man die „Bell ringt" (ring the bell), zur Stelle sein wird; wir gehen dann in's Theater, und Sie werden sich freuen, denn unser Opernhaus „bietet" (beat) das Metropolitan von New York; außerdem ist es nicht theuer, wir wollen es schon „erfordern" (afford); vielleicht können wir auch den Zoologischen Garten besuchen, mit Exemplaren von seltenen „Schnecken" (snake), unter denen die „Natterschnecke" — die Klapperschlange — die gefürchtetste ist; in einem großen „Besen" (basin) sind da auch sehr merkwürdige Fische.

Am üppigsten wuchert das sprachliche Unkraut in den Spalten der Zeitungsanzeigen, die sich ja auch in Deutschland selbst nicht gerade durch akademische Reinheit des Ausdrucks auszuzeichnen pflegen. Es ist kaum glaublich, was man in einer einzigen Nummer einer großen deutsch-amerikanischen Zeitung unter den Anzeigen an Mischmasch und Verquatschungen unserer braven Muttersprache findet. Da treten als Stellensuchende auf: Bartender, Waiter, Barkeeper erster Klasse und gute Mixer, Lunchmen stets an der Hand, die im Lunch-counter-Tenden bewandert sind oder auch Lunchbar tenden

können oder auch als Dinner-Waiter keine Arbeit scheuen, die Oysters und Clams öffnen, Orders kochen können und sich nach einem beständigen Platz, Stadt oder Land, bei besten Cityreferenzen, umsehen. Außerdem melden sich Handwerker, Industrielle u. s. w., wie Bäcker-Bosses, auch Bäcker gute zweite Hand, die am liebsten mit dem Boß arbeitet, auch erster Klasse Vormann-Bäcker an allen Sorten Frenchwaare, an Cakes, Rolls und Pies. Ferner Blacksmiths, Butchers, namentlich tüchtig im Beefgeschäft, Carpenters, Engineers, Fresco-Painters, Drivers, Kundenschneider an Waists, Riding oder Jackets, Patternmakers, ein Schreiner-Vormann, der seine eigenen Estimates machen kann, Hauskeepers beider Geschlechter, Janitors. Da sucht ein Mädchen Stelle in einem Boardinghause oder in einer Laundry, eine junge Frau als Ladysmaid oder Nursery-Governeß.

Da werden allerhand Wohnungen angeboten: Butcherstores zu mäßiger Rente, ein großes Basement für Manufacturing-Zwecke, mit Boiler, ein Cornerstore, passend für Grocer, oder auch ein Singlestore, billige Flats aller Art, Heiß- und Kaltwasser-Flats, Parlorflats, größere und kleinere Lofts, Floors mit Steam-Elevator, Private-Halls, die in einem feinen Block liegen, luftige Rooms mit Improvements, eine gutgelegene 10-Room-Cottage, bequem zu Ferrys und Cars. All' diese Apartments, die durchwegs neu gepaintet sind, sind auf kürzere oder längere Zeit zu leasen oder zu verleasen oder zu verrenten, für verhältnißmäßig wenig Dollars Cash. Einige haben den Watchmann am Platze, Stationery Tubs, Dumb Waiters, Ranges, Stall-Accomodation, verschiedene Sets, auch Brick-Tenements. Zum Theil sind die Lokale schon an gute Tenants verrentet. Es sind aber durchgehends ausgezeichnete Investments in erster Klasse Ordnung. Prachtvolle Propertys mit absoluten Bargains. Sendet nur für neue illustrirte Kataloge! Und wie schön sind diese Wohnungen

eingerichtet! Mit Mirrors, eine Suit ist in Tapestry, ein Dining-Set in Embossed-Leder! Da steht auch ein Upright-Pianino. Das findet man Ice-Boxes, Show-Cases, Gas-Fixtures, Scales, Canisters, Coffee-Mills, Desks, Refrigerators, Garden-Urns, Oil-Tanks, Folding-Betten, Springmatratzen, Rug-Suits, Carpets. Alles das wird von Deutschen Deutschen angepriesen.

Beim Durchlesen dieser Anzeigen sind mir übrigens einige komische in die Augen gefallen, die ich hier nur nebenbei erwähne, obgleich sie weniger durch ihre Fassung, als durch ihren Inhalt auffällig erscheinen. Da finden wir einen Schneider, der gut mit Pferden umgehen und melken kann, auch auf eine Farm geht, ferner eine Dame erster Klasse Rasirer, die für ihre Wirksamkeit die Country vorzieht, und endlich zwei beim Standesamt anerkannte Geistliche, die in und außer dem Hause arbeiten, vertrauensvolle gesetzlich gültige Eheschließungen und Kindtaufen vollziehen.

All' diese Beispiele sind einer einzigen Nummer der größten und angesehensten deutsch-amerikanischen Zeitung, der „New Yorker Staats-Zeitung", entnommen, deren Redaction übrigens für diese Sprachungeheuer in keiner Weise verantwortlich gemacht werden soll. Es ist im Gegentheil in hohem Maße anzuerkennen, daß gerade die „New Yorker Staats-Zeitung" im Verein mit der „Illinois Staats-Zeitung" in Chicago und der „Westlichen Post" in Saint Louis sich in dem Redactionstheile im Allgemeinen der rühmlichsten Pflege der deutschen Sprache befleißigen.

Ich habe keine philologische Studie schreiben wollen, und der Anspruch auf eine erschöpfende Behandlung der Frage liegt mir fern. Die schlagendsten Beispiele und verbreitetsten Missethaten der deutsch-amerikanischen Sprachmanscher und Sprachverderber glaube ich aber doch ziemlich vollständig hier aufgeführt zu haben.

2. Die jüngsten Städte des Festlandes an der canadischen Grenze.

Vancouver und New Westminster. — Die eigenthümliche Bodengestaltung des nordwestlichen Zipfels des Festlandes. — Whatcom, Sehome und Fairhaven. — Eine Großstadt von achtzehn Monaten. — Künstlerische Erholung in den jüngsten Ansiedlungen.

Zu später Abendstunde bestiegen wir in Victoria den „Islander", einen ziemlich schlechten Dampfer der Canadian Pacific Navigation Company, der zwischen den canadischen Inseln und dem canadischen Festlande läuft, denn die Zeit der Abfahrt war auf die dritte Morgenstunde angesetzt. Die Kajüten waren eng und nicht von jener strahlenden Sauberkeit, die den Aufenthalt auf guten Schiffen so angenehm macht, die Betten herzlich schlecht, die Fenster schlossen nicht, und die Bedienung ließ Alles zu wünschen übrig. Man wurde ihrer nur gewahr, wenn die Stewards durch ihre überlaute Unterhaltung auf dem Corridor uns aus dem Schlafe weckten, oder wenn sie Bezahlung verlangten. Die weniger bemittelten Reisenden, die sich nicht den Luxus einer eigenen Cabine, eines sogenannten Stateroom, gönnen konnten, lagen in dem Raum zwischen den beiden Kajüten in den verwegensten Stellungen auf dem Boden, und als ich zu später Stunde diesen Raum durchschreiten mußte, sah diese Gesellschaft der auf ihren Bündeln oder auf nacktem Boden liegenden halbentkleideten, beschmutzten und zerlumpten Schlummernden genau so aus wie ein schwimmendes Asyl für Obdachlose. Auch der widerwärtige Geruch erinnerte lebhaft an die nun glücklich beseitigten Gräuel der sogenannten „Palme" in der Friedensstraße zu Berlin.

Wenn man diese jüngsten Städte von Britisch Columbia und Washington durchwandert, wird man ein gewisses un-

heimliches Gefühl nicht los. Man empfindet so etwas wie das besorgte Mütterchen Baucis:

Wohl! ein Wunder ist's gewesen,
Läßt mich heut noch nicht in Ruh,
Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Und die Spukgeschichten des Philemon sind hier zu greifbarer Wirklichkeit geworden:

Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herr'n an seiner Statt zu sein.
So erblickst du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links in aller Breite,
Dicht gedrängt, bewohnten Raum.

Gleich die erste Stadt Canadas, die wir besuchen, Vancouver, ist so ein unheimliches Wunderkind — ein Päppelkind der Canadian Pacific-Bahn, deren Endstation sie bildet. Die Stadt ist vor kaum sechs Jahren gegründet und zählt heute schon 12 000 Einwohner, nach Angabe der Ansässigen sogar 15 000. Vancouver liegt in unmittelbarer Nachbarschaft des etwas ältern, rührigen Städtchens New Westminster. Die beiden Städte sind etwa zwölf englische Meilen von einander entfernt. Und dasselbe ein bischen kindische und lächerliche, aber doch naiv rührende Schauspiel, das in größeren und ganz großen Verhältnissen Tacoma und Seattle, Minneapolis und Saint Paul darbieten, die Komödie der rasendsten Eifersucht, wird auch hier aufgeführt. Vancouver ist das jüngere, elegantere, schmuckere und verzogenere, New Westminster das ältere — hier sagt man schon „das alte" von der zwanzigjährigen Stadt —, das weniger ansprechende, aber thatkräftigere, das „tüchtighaftere", um ein Goethe'sches Wort zu gebrauchen,

und belebtere. Vancouver macht ein bischen den Eindruck einer Renommirstadt. Es scheint, als hätten die Leute der Canadian Pacific Bahn mit der Gründung dieser Stadt sagen wollen: „Sie haben gesehen, was wir können". Es ist Alles großartig angelegt, manches schon ausgeführt, für vieles Andere freilich nur die Form gegeben, der der Inhalt noch fehlt. Die Lage ist reizend. Am Burrard Inlet, einem Fjord des Georgia-Golfs, der Meeresstraße zwischen Vancouver Island und dem Festlande von Britisch Columbia, steigt die Stadt nach dem Muster der anderen pacifischen Städte auf unebenem Boden bergan, und der Blick auf das weite herrliche Wasser, in das liebliche und lustige kleine Inseln mit bewaldeten Uferhöhen eingesprenkelt sind, und auf die großartigen Schneeberge als Abschluß des Bildes ist ganz wundervoll. Im untern Geschäftsviertel geht es ziemlich lebhaft zu. Aber das ganze Leben hat doch eine bedächtigere Gangart, als in den fieberhaft hastenden jungen Städten des Nachbarstaates. Mit diesen gemeinsam hat es die übertriebenen Verhältnisse in der Anlage. Es ist Alles viel zu groß, viel zu viel!

Vergegenwärtigt man sich, daß die Stadt — eine wirkliche Stadt, keine Potemkin'sche Blendmalerei, die blos auf Fernwirkung und Täuschung berechnet ist — sechs Jahre zählt, so ist man mehr als erstaunt, man ist geradezu verblüfft. Bei uns braucht eine Commission, die sich über den Bau des Reichstagsgebäudes schlüssig machen will, mehr Zeit, als hier der Bau der ganzen Stadt erfordert hat. Bevor noch bei uns ein engerer Ausschuß der größeren Commission seine wohlüberlegten Beschlüsse zu Beschlußfassung berathend der vorgesetzten Behörde unterbreitet hat, ist hier die Stadt schon fertig — so weit fertig, daß sie eben da ist, mitspricht und einen Factor in der Bedeutung des Staates und damit zugleich des Gesammtreiches bildet. Das ist doch etwas! Es ist sogar kolossal viel. Während bei uns der Bau eines

einzigen großen Monumentalgebäudes ausgeführt wird, brennt eine amerikanische Stadt ein paarmal ab und wird immer wieder aufgebaut.

Der nordwestliche Zipfel der Vereinigten Staaten und die westlichen Ausläufer von Canada zeigen eine sehr merkwürdige Bildung. Während sich die westliche Küste des amerikanischen Festlandes scharf und fast geradlinig von der ungeheuren Wassermasse des Stillen Oceans scheidet, hat sich hier im äußersten Norden das Meer in das Land hineingezwängt, die zu Britisch Columbia gehörige große Vancouver-Insel losgerissen — die nördliche Wasserstraße führt den Namen Georgia-Golf, die südliche San Juan de Fuca-Straße — und ist dann südwärts in das Land vorgedrungen. Der durch die San Juan de Fuca-Straße vom großen Ocean vorgeschobene Meeresarm mit seinen wirren und krausen Ufern, mit seinen größeren und kleineren Inseln, die die wunderliche Zerfetzung noch wunderlicher machen, ist der schöne Puget Sound, an dessen südlichster Spitze sich Tacoma erhebt, am östlichen Ufer das bedeutende Seattle und als nördlichste Wacht Port Townsend an der Fuca-Straße liegt. Da, wo sich der Sund mit dem nördlichen Arm des Oceans, dem Georgia-Golf, vereinigt, bietet sich dasselbe Bild phantastischer Zerrissenheit dar. Zahllose Inseln in den seltsamsten Gestalten steigen aus dem Wasser auf, dem hier die Küste des Festlandes offenbar nicht genügend starken Widerstand entgegenzustellen vermocht hat, und das sich nun in größeren und kleineren Einbuchtungen seinen Weg in's Land gespült hat. Diese Küstenbildung hat also mit der norwegischen eine große Aehnlichkeit, und auch hier darf man von Fjords sprechen.

An diesem Theile des Georgia-Golfs liegen nun die Städte und Städtchen, die für die Neubevölkerung des hohen Nordwestens vor Allem in Betracht kommen, die das anschau-

lichste Bild der Städtebegründung, des rühmlichen Kampfes der Kultur gegen die Wildniß, bieten. Am nördlichsten liegt Vancouver, etwas tiefer, am Einfluß des Fraser-Flusses in den Georgia-Golf, New Westminster und noch etwas südlicher, an dem Bellingham Bay genannten Theile des Georgia-Golfs, das schon etwas ältere Whatcom und die beiden allerjüngsten Städte, Sehome und Fairhaven.

Wenn — um die Städtejahre in die Jahre des menschlichen Lebens umzurechnen — Städte wie Seattle und Tacoma das Jünglingsalter noch nicht erreicht haben, New Westminster aber noch in frühester Kindheit steht, so sind Whatcom und Vancouver kleine Babys, die noch nicht laufen können, Sehome und Fairhaven aber neugeborene Säuglinge. In diesem curiosen Strich Landes gilt freilich New Westminster schon als „alter Platz", denn hier haben ja in der That schon vor einem Vierteljahrhundert ein paar Baracken gestanden.

Das sechsjährige Vancouver ist nur auf den Specialkarten allerneusten Datums zu finden. Fairhaven und Sehome aber findet man nicht einmal auf diesen. Vancouver und New Westminster gehören zum britischen Canada, die anderen drei eben genannten Städte zur amerikanischen Union.

Der „Islander" hatte mich, wie ich schon sagte, von Victoria nach Vancouver gebracht. Da nahm ich einen Wagen und fuhr in Begleitung des besten Führers, eines landeskundigen, wohlerfahrenen Freundes, des Herrn Paul Schulze, der mich und die Meinen schon in Tacoma auf das Herzlichste aufgenommen hatte und mir auch diesmal, wie vor acht Jahren, während meines ganzen Aufenthaltes im Nordwesten mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit berathend, erklärend und belehrend zur Seite stand, nach New Westminster. Die Fahrt beansprucht etwa zwei Stunden auf der guten Straße, die durch den Urwald gelegt ist.

Der Wald ist hier, wie im ganzen Nordwesten, wenn

er nicht durch Brand grausam vernichtet wird, von ergreifender Schönheit. Die größte Stärke und Pracht entwickeln die mächtigen Cedern, unter denen die rothe Ceder mit ihren Riesenstämmen und kolossalen Wurzeln wohl die erste Stelle einnimmt. Auch ungewöhnlich schöne Exemplare der sogenannten Douglas-Föhre, des wichtigsten Baums der amerikanischen Forsten, der mit seiner rauhen Borke und seinem harten Holz das brauchbarste und meistbenutzte Bauholz für Brücken, Wege und Häuser im Nordwesten liefert, sind hier in erstaunlicher Fülle vertreten. Dazu der Dogwood, dessen Anblick uns schon an den Ufern des Columbia so erfreut hat, mit den prachtvollen weißen, zartduftenden Blüthen, unter denen die Blätter ganz verschwinden. Zwischen den Nadelhölzern wächst hier an den Ufern des Puget Sound und des Georgia-Golfs noch ein fast tropisch wirkender Baum mit immergrünem Blätterschmuck, von zartgraufarbigem Stamm, der sich ähnlich wie der der Platane und des Eukalyptus abschält. Auf das Reizendste wird die Waldlandschaft durch die Büsche des Kletterahorns mit dem wundervollen Hellgrün, durch die Hollunderbüsche mit ihrer weißgelblichen starkduftenden Blüthe, durch die kräftig rothblühende wilde Johannisbeere und andere Sträucher, die bei uns in Ziergärten gezogen werden, belebt. In den sumpfigen Niederungen gedeihen vor Allem die Eschen und Erlen und die grauen Weiden.

Die Stadt New Westminster ist lebhafter und geschäftiger als Vancouver. Ursprüglich war hier nur ein einfaches „Camp", ein Lagerplatz für die Minenarbeiter, die in der Nähe des Fraser-Flusses reiche Ausbeute gefunden hatten. Nachdem alles Edelmetall aus der Erde herausgeholt worden war, fristete das Städtchen durch die Segnungen des Fraser-Flusses seine Existenz. Der starke Fall des Wassers ermöglichte die Anlage einer sehr bedeutenden Sägemühle; vor Allem aber war es der Reichthum an gutem wohlschmeckenden

Lachs, der nun eine Haupterwerbsquelle der Leute von New Westminster wurde. Der Fraser-Salm wird von Kennern sogar über den Columbia-Salm gestellt, und der Lachshandel in New Westminster nimmt von Jahr zu Jahr größere Verhältnisse an. Die Straßen der Stadt sind mit den Spänen, die die Sägemühle abwirft, bestreut, und diese ersetzen wohl oder übel das mangelnde Pflaster.

Ueber den hier sehr breiten Fluß befördert eine große Dampffähre Menschen, Wagen und Güter. Vom Landungsplatze auf dem jenseitigen Ufer bis zum nächsten Flecken, dem kleinen Neste Liverpool, das noch auf keiner Karte zu finden ist, nicht einmal auf den Specialkarten der Eisenbahn, braucht man etwa zwanzig Minuten. Hier in diesem westcanadischen Liverpool beginnt eine neue Bahnlinie, die uns auf das Gebiet der Vereinigten Staaten zurückführt.

Die Bahnstrecke war noch nicht eröffnet, und unser Specialwagen war der erste, der auf diesem neuerschlossenen Wege befördert wurde. An dem sehr bedächtigen Tempo, an den starken Schwankungen unseres Wagens und an der Begleitung durch drei mit gespanntester Aufmerksamkeit beständig ausschauende Ingenieure merkten wir auch, daß der Weg noch nicht ganz geheuer war, und daß die Schwellen noch nicht fest genug in den Boden eingerammt waren.

Fairhaven, die achtzehn Monate alte Stadt, zu sehen, war für mich besonders verlockend. Denn die Beobachtung des interessanten Schauspiels, wie eine Stadt entsteht, auf das wir, wenn wir unsere deutsche Heimat nicht verlassen, ein für allemal zu verzichten haben, tritt uns hier in der anschaulichsten und überraschendsten Weise entgegen. Vor anderthalb Jahren wohnten hier am Ufer der Bellingham Bay Alles in Allem etwa 15 bis 1800 Menschen. Soviel Einwohner mochte zu jener Zeit Whatcom zählen, bis zum Herbst 1889 das einzige Städtchen in dieser Gegend. Jetzt haben

sich hier etwa 15 000 Menschen angesiedelt. Die Einwohnerzahl von Whatcom ist auf 5000 gestiegen, und ungefähr die gleiche Zahl weisen die beiden anderen Städte, Sehome und Fairhaven, auf. Auf dem Papier, das hier ganz besonders geduldig ist, in den „pamphlets“, wie man hier die anpreisenden Reclameschriften, die in Wort und Bild die unvergleichlichen Vorzüge der neuen Ansiedlungen preisen, zu nennen pflegt, wird in der drastischen Gegenüberstellung des Fairhaven vom September 1889, 150 Einwohner, mit dem Fairhaven im September 1890 die Zahl der Bevölkerung sogar auf 7000 angegeben. Ich habe die landesübliche Abrundung nach oben gleich abgezogen.

Die Lage auch dieser jüngsten Stadt ist landschaftlich sehr lieblich, am aufsteigenden Ufer der Bay, mit freiem Ausblick auf das Wasser, auf die dicht bewachsenen kleinen Inseln und auf die Berge im Hintergrunde. Den Städten dieser Art wird natürlich nicht die nöthige Zeit gelassen, sich in besonders eigenartiger Weise zu entwickeln. Fairhaven sieht gerade so aus wie alle anderen bedeutenderen Städte Washingtons. Es hat dasselbe unverhältnißmäßig große und prächtige Hotel, dieselben Bankgebäude, Kirchen, Hospitäler u. s. w., wie alle anderen. Es hat dieselbe Kabelbahn, dieselbe elektrische Beleuchtung. Daß aber diese im Handumdrehen entstandene Stadt bei allen Unfertigkeiten, die hier natürlich ebenso scharf hervortreten wie überall, auch dieselben erstaunlichen, ja geradezu unwahrscheinlichen Fertigkeiten zeigt, das ist's, was das Fassungsvermögen des ruhigen Europäers übersteigt. Auf Schritt und Tritt fragen wir uns: ist es denn möglich? Haben denn wirklich hier in diesen breit angelegten, mit Prachtbauten bestandenen, von einer elektrischen Bahn durchzogenen und mit elektrischem und Gaslicht beleuchteten Straßen vor noch nicht zwei Jahren die Bäume des Urwalds noch gestanden? All' diese Verkaufsläden mit

ihren massenhaft aufgestapelten Waaren und in einer Ausstattung, die großen festbegründeten Geschäften in einer der Hauptverkehrsstraßen unserer Weltstädte nicht zur Unzierde gereichen würde, sind gleichzeitig geschaffen, und all' die Menschen, die sich hier in geschäftigem Treiben tummeln, sind wirklich in wenigen Monaten zugezogen? Es hat etwas Traumhaftes, aber es ist die nüchterne Wahrheit.

Was thun die Leute aber auch, um die Erwerbslustigen, die von der auri sacra fames Besessenen hierher zu locken! Mit allen erdenklichen Mitteln werden die Herrlichkeiten dieses gelobten Landes, das seinesgleichen auf der Welt nicht hat, ausposaunt. „Kohlen", „Eisen", „Holz", „Steine", „Ackerbau", „Handel", „Unterricht", „Unternehmungsgeist", „Fortschritt", „Entwicklung", „Einigkeit", „Thatkraft", — so lauten die Schlagworte, die beständig an unser Ohr schlagen, und die uns unausgesetzt in Riesenlettern vor die Augen geführt werden. Ich hörte sie hier, wie ich sie allerorten gehört hatte, und hier vielleicht noch eindringlicher, als irgendwoanders. Es schwirrte mir vor den Augen, als mir durch die mir vorgelegten statistischen Nachweise der Beweis erbracht wurde, einen wie kolossalen, in der Weltgeschichte noch nicht dagewesenen Aufschwung Fairhaven genommen hatte.

Ich muß gestehen, ich fing an, des trocknen Tons satt zu werden, und ich hatte, nachdem ich mit mir wenig verständlichen Zahlen bis zur Uebersättigung gefüttert worden war, den Wunsch nach Ausspannung und Auffrischung. Was Wunder, daß ich zur Kunst, der holden Trösterin, der Wunder wirkenden Göttin, die uns aus der stickigen Luft des Alltagslebens mit seinen schnöden Sorgen in die reinen freien Sphären des süßen Selbstvergessens und der Freude am Schönen emporhebt, flüchtete? Und auch in künstlerischer Beziehung hatte sich Fairhaven schon großstädtischer Errungenschaften zu erfreuen.

Zwei Kunsttempel schmücken die junge Stadt. Der eine, die Musikhalle, in der die üblichen Minstrels ihre Vorstellungen gaben, interessirte mich weniger als das Theater, das Casino, in dem das neueste Drama: „Jack the Ripper“ gegeben wurde. Leider kam ich etwas zu früh zu diesem Kunstgenuß, so gegen neun Uhr. Da wurde noch eine Komödie gespielt, gottsjämmerlich, wie ich wohl sagen darf, und die zeitweilig unbeschäftigten Künstlerinnen erfreuten die Logenbesucher durch ihre Gegenwart und pokulirten coram populo mit ihnen, bis sie wieder auf den Brettern zu erscheinen hatten. Nach dieser Kunstspende sangen und tanzten einige Damen. Sie sangen schlecht und tanzten gut, um alsdann in die Logen zurückzukehren und in lustiger Gesellschaft weiter zu zechen.

Das Orchester bestand aus einem Klavierpauker und einem Geiger, die, wie ich vermuthe, sich erst vor ganz kurzer Zeit dazu entschlossen hatten, zu den ihnen noch nicht vertrauten Instrumenten in nähere Beziehung zu treten. Das Spiel des Klaviervirtuosen machte es mir begreiflich, daß an dem Pianino eines Saloon in Montana die Aufschrift angebracht war: „Man bittet, nicht auf den Klavierspieler zu schießen; er thut sein Bestes.“ Und der Geiger hätte ganz gut auf die Frage: „Spielen Sie Geige?“ die bekannte Antwort geben können: „Ich weiß es nicht, ich habe es noch nie probirt.“

Die Beiden hatten sich vorher offenbar gezankt und ließen nun ihre Wuth vor dem Publicum aus. Jeder ging seiner Wege. Der Eine spielte etwas im Rhythmus des Walzers, der Andere spielte etwas ganz Anderes, und die Sänger und Sängerinnen kümmerten sich weder um den Einen, noch um den Andern. Diese musikalischen Vorträge, die wirklich Steine erweichen und Menschen rasend machen konnten, dauerten so etwa bis gegen zehn Uhr.

Da nahm das Drama „Jack the Ripper“ seinen An-

fang. Nachdem der Unmensch seinen beiden ersten Opfern den Bauch aufgeschlitzt hatte, etwa fünf Minuten nach zehn, hatte sich meiner die Ueberzeugung bemächtigt, daß die nähere Bekanntschaft zur Füllung der Lücken meiner Bildung nicht viel dienen würde, und ich empfahl mich mit dem erhebenden Bewußtsein, wohl der erste deutsche Kritiker gewesen zu sein, der einer Theatervorstellung in Fairhaven beigewohnt hat.

Das Haus war übrigens nicht schlecht besucht. Es waren gewiß an die 28 bis 29 Menschen, da also wohl alle Kunstliebhaber der anderthalbjährigen Stadt.

V. Oſt-Waſhington und Montana.

1. Yakima.

Der Stampeda-Tunnel. — Im Cascaden-Gebirge. — North Yakima. — Indianerlager. — Eine Farm in der Wildniß. — Eine verrückte Stadt.

Die Gebirgsbahn, die vom Puget Sound, von Tacoma über das Cascaden-Gebirge in öſtlicher Richtung zunächſt nach dem Yakima-Thale führt, bildet in landſchaftlicher Beziehung ein getreues Seitenbild zur Bahn über die Sierra Nevada. Hier wie dort dieſelben geſprengten Felſen, derſelbe Hochwald, derſelbe Gebirgsſtrom — dort iſt es der Sacramento, hier der Green River —, hier wie dort derſelbe mit Ueberwindung unſäglicher Schwierigkeiten kühn hergeſtellte Bahnkörper, dieſelbe koloſſale Steigung. Die alte Zickzackbahn, die mit einer Steigung von 1100 Fuß in ſieben engliſchen Meilen früher ſcharfwinklig über den Stampeda-Paß führte, iſt jetzt verlaſſen. Verlaſſen ſind auch die Blockhäuſer des constructions camp, des Lagers der Eiſenbahnbauer, die an der Errichtung des Stampeda-Tunnels beſchäftigt waren.

Dieſer Stampeda-Tunnel, 2835 Fuß hoch über dem Meere und zwei engliſche Meilen lang, iſt der zweitlängſte der Vereinigten Staaten. Unſer Zug braucht genau fünfzehn Minuten und zehn Secunden, um den Tunnel zu durchfahren. 320 elektriſche Lichter in verſchiedener Anordnung, die bald an den gewölbten Bogen oben, bald auf beiden Seiten der

Felsendurchhöhlung angebracht sind, dienen zur Beleuchtung. Sie erfüllen ihren Beruf in wenig genügender Weise. Die schlechte Tragkraft des elektrischen Lichtes zeigt sich hier in erkennbarster Weise. Die Seitenlichter sind in einer Entfernung von je 66 Fuß von einander angebracht. Aber schon auf geringe Entfernung röthet sich die Flamme hinter uns und erlischt bald ganz in nächtlichem Dunkel. So macht der Tunnel durchaus den Eindruck einer langen Straße in tiefer Winternacht, die spärlich beleuchtet ist.

Sobald wir den Tunnel hinter uns haben, tritt uns eine großartige Gebirgslandschaft entgegen mit einem mächtigen Wasserfall, der unmittelbar über der Oeffnung von der Höhe herabrauscht, und ringsum ragen die tiefblauen Berge mit ihren schneeigen Häuptern auf, zum großen Theil bedeckt von den stolzen Stämmen der Schierlingstanne, Hamloc. Zu unseren Füßen sehen wir nun den Yakimafluß, den wir auf eine Strecke von 150 englischen Meilen nicht mehr verlassen. Allmählich verändert sich der Charakter der Landschaft, der Baumstand wird dürftiger, die norwegische Fichte dominirt. Schließlich wird die Vegetation immer dürftiger. Wir durchfahren lange kahle Strecken, und die allzu zuverlässigen Verkünder des Staubes, die graugrünen Büschel des Salbei, bedecken fast ausschließlich den Höhenzug, der sich in gleichmäßigen Formationen in sanfter Rundung mit den dem Basalt eigenthümlichen senkrecht abfallenden und staffelartig übereinander geschichteten Galerien dem von Gesträuch umfaßten Flußbett zu senkt.

Das Cascaden-Gebirge hat in seiner ganzen Gestaltung und in allen seinen Einzelbildungen mit der Sierra Nevada und den Rocky Mountains auffallend starke Uebereinstimmungen. Es ist dieselbe Mannigfaltigkeit, derselbe Wechsel von dichtbestandenen grünen Bergen und nackten grauen Felsen, und es sind dieselben von wildem, grünschäumendem

Wasser durchrauschten Schluchten, die Canyons, die engen Felsgassen, die der Strom durchbrochen hat, und an dessen Ufer nun die steilen Wände jäh aufsteigen. Das Big Canyon des Cascaden-Gebirges gehört in seiner wilden Romantik mit zu den schönsten.

Je mehr wir in den östlichen Theil des Staates Washington vordringen, desto trockener und steiniger wird der Boden. Das saftige Grün der kräftigen Bäume schwindet immer mehr und mehr, und nachdem wir den Gebirgszug überschritten haben und thalwärts gestiegen sind, bietet sich uns nur noch in der etwa 1000 Fuß über dem Meer liegenden weiten Ebene des Yakima das wenig erfreuliche Bild dar, das uns an den trostlosen Norden Mexicos erinnert.

In dieser Wüste ist nach dem Muster von Denver und Salt Lake City neuerdings eine Stadt entstanden, die dazu bestimmt ist, das belebende und befruchtende Centrum der ganzen Gegend zu werden: North Yakima. Wie in der Wüste von Arizona, so hat auch die chemische Untersuchung der dürren Ebene von Yakima ergeben, daß dieser Boden alle Elemente enthält, um für den Ackerbau von unschätzbarem Werthe zu werden, und daß ihm nur eines fehlt: das befruchtende Wasser. Hier aber sind im Gegensatz zu dem flußarmen Arizona wasserreiche Ströme. Und es handelt sich also nach der Auffassung der Sachverständigen lediglich darum, aus den vorhandenen natürlichen Wasserläufen eine künstliche Bewässerung in die dürren und jetzt unfruchtbar daliegenden Strecken zu leiten. Die Kenner der Verhältnisse behaupten, daß diese Aufgabe, wenn auch mit erheblichen Schwierigkeiten und Kosten verbunden, doch sehr wohl zu lösen ist. Und die junge Stadt North Yakima hat sich den Beruf gestellt, an die Lösung dieser Aufgabe heranzutreten.

Wenn man sieht, was bis jetzt in verhältnißmäßig kurzer Zeit in dieser Beziehung schon geschehen ist, und welche Re-

sultate bereits erzielt worden sind, so wird man diese optimistischen Zukunftsträume nicht ohne Weiteres zur Kategorie der westamerikanischen Phantasmagorien zählen wollen und die Vertrauensseligkeit der Yakima-Ansiedler wohl begreifen. Daß der Boden hier ungewöhnlich kräftig ist, erkennt man schon an der Beschaffenheit des untrüglichen Wahrzeichens jämmerlicher Dürre, des Salbei, von dem ich nirgendwo so üppige und volle Exemplare angetroffen habe wie hier. Es zeigt sich aber auch besonders in den jetzt schon künstlich bewässerten Strecken. Sobald die Wasserläufe gezogen sind, wandelt sich die Wüste in eine Oase. Schon jetzt erstrecken sich von der Station North Yakima meilenweit diese Wasserleitungen über das breite Thal, und in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit ist nahezu die Hälfte der frühern Wüste in erfreulichstes Kulturland umgewandelt worden. Da sieht man saftig grüne Felder, auf denen Getreide aller Art, vornehmlich aber das prächtige Futterkraut Alfalfa (Luzerne) gezogen wird. Die Luzerne gedeiht hier so schnell und üppig, daß sie im Jahre fünfmal geerntet werden kann; und die Bäume, die längs der Straßen des kleinen Nestes angelegt sind, erfreuen durch ihre Frische und Lebenskraft.

Auch hier tritt uns dieselbe Eigenthümlichkeit entgegen, die schon in anderen der jüngsten Städte des Westens unser Erstaunen erregt hat und auf diesem der Wüste eben abgerungenen sandigen Boden einen geradezu komischen Eindruck macht: das bewußte große Hotel mit elektrischer Beleuchtung. Auch die Straßen haben elektrisches Licht. Zwei Zeitungen werden hier schon gedruckt, und zwei monumentale Gebäude beherbergen die concurrirenden Banken. Der ganze Apparat functionirt für 2000 Einwohner, die North Yakima jetzt zählen mag. Unter diesen befinden sich natürlich schon wieder einige schlaue Chinesen, die zu wittern scheinen, daß hier etwas zu holen ist. Die sandige Stadt mit ihren breit an-

gelegten, noch spärlich bebauten Straßen, den Gräben mit fließendem Wasser und den jungen Bäumen erinnert an die beiden großen Städtewunder, die in ihren Anfängen wohl genau so ausgesehen haben mögen, an die Mormonenstadt Salt Lake City und an das schnell aufgeblühte Denver in Colorado.

An der Stadt selbst ist nicht viel zu sehen. Wir machten uns daher auf, um eine in der Nähe gelegene Farm in der Wildniß zu besuchen. Auf dem Wege begegneten wir einer verhältnißmäßig beträchtlichen Anzahl von Indianern, die meist beritten waren. Der eine jagte ein unberittenes Pferd durch Zurufe und Steinwürfe mit bemerkenswerther Geschicklichkeit vor sich her. Hätte er es an der Leine gehabt, so hätte es nicht besser gehen können. Andere Pferde hatten dagegen zwei Reiter zu tragen, gewöhnlich ein Ehepaar. Die Weiber sitzen wie die Männer rittlings hinter dem Mann und halten sich an der Schulter des Reiters. Es war übrigens eine schauderhafte Gesellschaft, Einer immer häßlicher, widerwärtiger und schmutziger als der Andere.

Am Ufer des Yakima selbst konnten wir sie noch ein bischen näher betrachten. Da trafen wir ein Lager von vier Wigwams. Die Männer waren wahrscheinlich auf Fischfang ausgegangen, wir fanden nur schauderhafte alte Weiber oder wenigstens alt wirkende Weiber und kleine Kinder, scheu, wild, nackt, von Schmutz starrend. Auf einem Brettgestell, das Stechkissen und Wiege zugleich bildet, wurde ein kleines Ungeheuer von der Mutter geschaukelt. In den Wigwams selbst sah es furchtbar aus. Da lagen am Boden Stücke von verbogenem Blech, gestohlene Petroleumkannen, Bretter von Kisten, Felle, schmutzige Geflechte aus Weide ꝛc. An den Bäumen neben den Zelten hingen Felle und Gedärme, die in der Sonne getrocknet wurden. Wir fanden auch das Skelett eines Ochsen, dessen Kopf und Hufe noch gut erhalten waren.

Die Farm, die wir besuchten, zeigte uns den interessanten Werdeproceß dieses Zukunftlandes in anschaulichster Weise, die Wandlung der Unergiebigkeit in Fruchtbarkeit, der Wildniß in Stätten der Kultur. Machte die Gegend, die wir durchzogen hatten, auf lange Strecken den Eindruck der sandigen und sonnigen Traurigkeit von Arizona, so sahen wir in unmittelbarer Nachbarschaft daneben wieder bebautes Land, das in seinem erfreulichen Gedeihen an die californischen Gärten erinnerte. Von der Farm aus bot sich uns der friedliche liebliche Anblick auf weite grüne Triften, auf gedeihliche Felder, auf Obstgärten dar, die ihren Abschluß an den dicht bewachsenen und mit schönen Bäumen bestandenen Ufern des Yakima finden. Das ganze weite Thal ist halb Kultur, halb Wildniß und rings umschlossen von einer Bergkette, über die sich im fernsten Hintergrunde der hier dreikuppig wirkende Gipfel des Tacoma und südwestlich der Mount Adams erhebt.

North Yakima hat eine selbst in der Geschichte der wahnwitzigen amerikanischen Städtegründungen einzige Vorgeschichte. Das alte Yakima war $4^1/_2$ englische Meilen weit von der Stätte, auf der jetzt North Yakima sich erhebt, angelegt, südlicher und etwa 70 Fuß tiefer, an einem Engpaß, wo sich die künstlich geleiteten Wasser aufstauten und das niedere Land versumpften. Die Interessenten, vor Allem der Landagent der Northern Pacific-Bahn Paul Schulze in Tacoma, der an der praktischen Verwerthung und Ausnutzung des Bodens besonders stark betheiligt ist, erkannten sehr bald, daß hier in der Anlage der Stadt ein Fehler begangen sei. Er trat mit den wichtigsten Persönlichkeiten in Unterhandlung, und da diese die Ueberzeugung theilten, daß die Stadt in ihrer niedrigen Lage nicht gehörig entwicklungsfähig sei, verfiel er auf den seltsamen Gedanken, die ganze Stadt zu verrücken, zu „muhwen" (move), wie man hierzulande zu

sagen pflegt. Er ließ also weiter nördlich, $4^1/_2$ Meilen vom alten Yakima entfernt, und höher einen breiten Bewässerungskanal anlegen, von dem aus in jede der noch nicht vorhandenen Zukunftsstraßen zwei kleine Wassergräben geführt wurden. Darauf ließ er an den noch gar nicht vorhandenen Straßen gegen 8000 Bäume anpflanzen. Nun war also das Wasser da, die Grundbedingung der Fruchtbarkeit, die jungen Bäume hatten Wurzel geschlagen und setzten die ersten Blätter an, es fehlten nur noch die Häuser und die Menschen.

Nach diesen Vorarbeiten trat er mit den Hausbesitzern des alten Yakima in Unterhandlung. Er hob die Vortheile der von ihm in Aussicht genommenen Lage der neuen Stadt North Yakima gebührlich hervor und stellte ihnen in der neu zu gründenden Stadt dasselbe Areal zur Verfügung, das sie in der ältern, tiefer gelegenen innehatten. Er erbot sich ferner, auf seine Kosten die Häuser mit Allem, was darin war, über das Thal nach North Yakima bringen zu lassen. Die bei weiten überwiegende Mehrheit der Leute von Yakima ging auf das unseren europäischen Ohren unglaublich klingende Anerbieten ein, die Gebäude wurden in der That aufgepackt und langsam weggerollt!

Die einfachen kleinen Wohnhäuser wurden einfach gehoben, auf Balken gesetzt und auf einem sogenannten Combinationswagen, der aus vier vierrädrigen Wagen besteht, von vierzig Maulthieren gezogen, direct von ihrem alten Standort nach dem neuen in der neuen Stadt kutschirt. Der Transport eines solchen kleineren und leichteren Hauses beanspruchte nicht mehr als einen Tag bis zwei Tage.

Mit den schweren und größeren Gebäuden war die Sache nicht so einfach. Die mußten auf Rollen ganz langsam über die Prairie geschleppt werden. Der Transport eines solchen Hauses dauert zwei bis drei Wochen. Drei Hotels, das Justizpalais mit einer Säulenvorhalle, zwei Kirchen sind auf

diese Weise befördert worden. Selbstverständlich waren es allesammt Holzbauten. Aber da war auch eine Bank mit feuerfestem Gewölbe. Auch diese mitsammt dem massiven Gewölbe ist von Maulthieren in etwa drei Wochen von dem alten Yakima nach dem neuen geschleift worden. Man hat das Gewölbe eben einfach ausgehoben und mit dem Fundament transportirt. Im Ganzen sind 180 Häuser vom alten Yakima nach North Yakima auf diese Weise verrückt worden. Und der Stadtumzug, der Januar 1885 seinen Anfang genommen hatte, war im Juni desselben Jahres beendet.

Während dieser ganzen Zeit sind die Geschäfte nicht einen Augenblick geschlossen worden. Die Bank mit ihrem feuerfesten Gewölbe hat ruhig weitergearbeitet. Ruhig? — Na ja, was man denn während der lärmenden Thätigkeit der städtischen Rückcompagnie ruhig nennen mag. In dem Hotel wurde vergnügt weitergekocht, im Gerichtsgebäude processirt und in den Kirchen gepredigt. Es klingt wie eine Münchhauseniade, es ist aber die vollkommene Wahrheit.

In dem kleinen Yakima von ehedem war nun aber auch eine conservative Partei, die sich mit dieser Exmission durchaus nicht befreunden wollte und mit Mac Mahon sagte: „J'y suis, j'y reste.“ Diese Widersacher des Schulze'schen Stadtumzuges setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um das Unternehmen zu Fall zu bringen und wenigstens die Locomotion zu erschweren und kostspieliger zu machen. Sie leiteten das Wasser in die Straßen, und die Druckerei der Zeitung, die sich zum Organ der Stadtverrücker gemacht hatte, wurde in die Luft gesprengt. Die an der Stadtverlegung Hauptbetheiligten erhielten tagtäglich die wüstesten Drohbriefe. Die geringste Unannehmlichkeit, die man ihnen in Aussicht stellte, war die, daß man sie hängen würde, sobald sie sich in Yakima blicken ließen. Die braven Leute von Alt-Yakima müssen in der That curiose Gesichter gemacht

haben, wenn sie aus ihren Fenstern sahen und dem betrübenden Schauspiel beiwohnten, wie einer ihrer Nachbarn nach dem andern nicht blos mit Sack und Pack, sondern auch mit Haus und Hof davonzog. In dem alten Yakima sind nur ein paar Dutzend Häuser geblieben.

An ernst- und scherzhaften Zwischenfällen während des Umzuges hat es natürlich nicht gefehlt. Man denke sich die Situation der Reisenden, die in Yakima eintreffen und ihrem Hotel, das gerade unterwegs ist, nachlaufen müssen. Die Meinungsverschiedenheiten über die Zweckmäßigkeit der Stadtverlegung haben aber auch blutige Köpfe gekostet. Daß es wieder einmal ein Deutscher ist, der diese amerikanischste aller Ideen durchgeführt hat, bekräftigt auf's Neue die alte Wahrnehmung: daß, wenn einer unserer Landsleute sich in der Neuen Welt einmal wirklich acclimatisirt, er amerikanischer wird als die vollblütigsten Yankees, und sie an Verwegenheit in Conception und Ausführung „bietet".

2. Spokane.

Wachsthum und Bedeutung der Stadt. — Die Fälle des Spokane — Lieblose Behandlung der Naturschönheit.

Im September 1883 machten wir auf dem Wege von Minnesota nach dem Stillen Ocean in einem kleinen Neste des östlichen Theils von Washington kurze Rast, das erst in den letzten Jahren an den Fällen des Spokane-Flusses aufgebaut war und den Namen Spokane Falls angenommen hatte. Die junge Ansiedlung zählte damals 1800 bis 2000 Seelen. Ein alter Landsmann, ein Achtundvierziger, sagte uns, während er uns durch die mit elenden Baracken spärlich besetzten Straßen führte: „Spokane Falls hat a great future;

die Wasserpower kann noch ganz anders ausgeused (sprich: ‚ausgejust') werden." Ich machte mich damals über den braven Mann ein wenig lustig, nicht nur über sein polizeiwidriges Deutsch, sondern auch über seinen Optimismus, den wir Alle als Vertrauensduselei bespöttelten. Mit Unrecht! Spokane, wie es jetzt heißt, ist in den letzten acht Jahren in Wahrheit zu einer der bedeutendsten Städte des Nordwestens herangewachsen. Die Wasserkraft der Fälle hat eine sehr bedeutende industrielle Ausbeutung erfahren, und die in der Nähe entdeckten ergiebigen Minen von Cœur d'Alène haben den Reichthum und das Gedeihen der Stadt wesentlich befördert. Die Einwohnerzahl von Spokane wird (Januar 1891) auf über 20 000 angegeben.

Spokane ist jetzt, abgesehen von seinen industriellen Unternehmungen, namentlich den Sägemühlen, der Hauptstapelplatz und die Verproviantirungsstätte für die meisten Ansiedler und Bergleute der umliegenden landwirthschaftlichen und Bergbaudistricte von Ost-Washington und Nord-Idaho. Wie in ihrem überraschend schnellen Aufschwung, so hat auch in ihrem Schicksal die Stadt eine starke Gemeinsamkeit mit Seattle. Die beiden Städte sind fast gleichzeitig durch kolossale Brände zerstört worden, Spokane Anfang August 1889. Auch hier ist der Neuaufbau in großartigstem Stile betrieben worden. Auch hier sind massive Kolosse entstanden; auch hier sind die bauenden Himmelstürmer weit über den Bedarf hinausgegangen, haben ihre Leistungsfähigkeit, die ja in Wahrheit schon eine erstaunliche war, doch noch überschätzt und inmitten der Arbeit aufhören und den von ihnen errichteten Gebäuden andere Bestimmungen geben müssen, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten. Die Verkaufsgewölbe sind zu bescheidenen Mittelwohnungen umgewandelt worden, und aus einer der dem schönen Bahnhofe naheliegenden Kirchen ist ein Saloon geworden, eine Trinkstube allergewöhnlichsten

Schlages. Durch die bunten Scheiben der gothischen Spitzbogen fällt nun das Licht auf die unheiligen Flaschen, die mit Reverent-Whisky, Gin, Brandy und sonstigen alkoholhaltigen Flüssigkeiten zur Herstellung der Mischtränke gefüllt sind.

Die Stadt zeigt dieselbe Physiognomie wie die anderen städtischen Pilze. In dem nach dem Brande massiv aufgebauten Geschäftsviertel finden wir dieselben prunkhaften Bauten für dieselben Zwecke: die Hotels, die Banken, die Versicherungsgesellschaften. Specialitäten sind hier noch das nach dem Muster von Chicago errichtete und mit demselben Namen benannte „Auditorium", ein unverhältnißmäßig großes Theater, in dem etwa ein Fünftel der gesammten Einwohnerschaft der Stadt Platz hat, und das geradezu lächerlich gigantische Zeitungsgebäude der „Spokane Review", das für ein Weltblatt wie die „Times" etwa schicklich wäre, für die „Revue" aber, deren Abonnenten wohl sammt und sonders in dieser Kaserne bequem Unterkommen finden könnten, burleskreclamehaft wirkt. Es ist das größte Gebäude von Spokane und zählt in seinem thurmartigen Aufbau, der ja nie fehlen darf, nicht weniger als zehn Stockwerke. All' diese bedeutendsten und stattlichsten Gebäude der Stadt sind ganz neu, alle erst seit dem Brande entstanden. Die ältesten tragen die Jahreszahl von 1889. Die kleineren Wohnhäuser sind von sehr verschiedener Beschaffenheit und glänzende mit dürftigen hier mehr vermengt als in anderen dieser Städte, wo gewöhnlich die Böcke von den Schafen scharf gesondert sind. Hier findet man inmitten des Pomphaften, ja Bombastischen, noch manches recht Armselige und Ruppige.

Die schönen Häuser der Reichen sind mit ganz ungewöhnlichem Luxus ausgestattet. Die meisten liegen — denn auch Spokane ist auf hügligem Boden gebaut und steigt oft ziemlich steil auf — auf der Höhe und gleichen in ihrer Anlage und

in ihrer Bauart den anheimelnden Herrensitzen der englischen Gentry. An das altweltliche Inselland erinnert auch der ganz wundervolle grüne Rasen, der diese Herrenhäuser umgiebt, und den ich nirgends so herrlich, so voll, so wohlgepflegt und saftig in der Farbe angetroffen habe wie hier. Hier und da springen aus dem Boden noch grobbröcklige Basaltstücke auf, deren Beseitigung bisher nicht gelohnt hat, oder die man als landschaftlichen Schmuck für Park und Gärten aufbewahrt, von denen einzelne mit Schlingpflanzen überzogen sind, andere zu Aussichtspunkten über die am Strome liegende Unterstadt verwerthet werden.

Bei der überwiegenden Mehrheit der Leute von Spokane scheint aber leider dieser Sinn für die Bewahrung der Naturschönheiten recht mangelhaft entwickelt zu sein. Die Stadt besaß — man darf in der That jetzt kaum noch sagen: besitzt — einen der imposantesten und schönsten Schätze der Natur der Neuen Welt: die Fälle des Spokane. Man darf natürlich nicht an den Niagara denken, auch nicht an die berühmten Wasserstürze am westlichen Ufer, im Yosemite-Thal und an den Ufern des Columbia-Flusses, an die Fälle des Yellowstone. Die Spokane-Fälle sind aber von bezaubernder malerischer Wirkung. Der breite Strom, der in seinem obern Bett spiegelglatt daherfließt, stürzt mit donnerartigem Rauschen über die staffelartige Terrasse in drei Absätzen herab, bis er das niedere Bett erreicht. In diesem wilden Fall ist der Spokane, der nun eine ganz ungeahnte Gewalt entfaltet, nur ein ungeheures Becken von Schaum, von wirbelndem Gischt, von hoch aufspritzendem Wasserstaub, in dem sich das Sonnenlicht in den Farben des Regenbogens bricht, der zitternd, bald in intensivem Colorit und scharfgezogener Zeichnung, bald verschwimmend und zerflatternd, über dem brausenden, wollig weißen Schwall sich wölbt. Ueberall stellen sich dem herabstürzenden Wasser trotzige Schwierigkeiten in den Weg, zackige

Riffe des felsigen Bodens, gegen die das wüthige Wasser mit verdoppeltem Ingrimm anprallt, die es nieder- und in seiner wahnsinnigen Fluth mit sich fortreißen möchte, die aber unerschütterlich fest dem unausgesetzten gewaltsamen Angriffe widerstehen. Heulend klatscht das Wasser gegen sie an, und ohnmächtig, den felsigen Widerstand zu brechen, rast es schäumend über sie hinweg oder quetscht sich an ihnen vorbei. Auch in der Niederung angelangt, kann es sich von den Anstrengungen des wilden Sturzes noch nicht erholen. Auch da soll es noch nicht zur Ruhe kommen. Auch da wird es noch von den kleinen abgesprengten Felsblöcken, die sich seinem Laufe entgegenstellen, gehänselt und geneckt. Der reißende Strom — hier ist der Spokane in Wahrheit ein reißender Strom — setzt noch in rasendem Fluge den Kampf gegen seine Peiniger, die aufragenden Felsstücke, fort. Ueberall bilden sich Stromschnellen, die das Wasser schaumig zusammenwirbeln, und erst nach langem qualvollen Ringen wird es ihm endlich vergönnt, seinen Lauf zu verlangsamen und ruhiger dem Mutterstrome zuzufließen, dem Columbia, der die Wasser des Spokane in sich aufnimmt und in den Stillen Ocean wälzt.

Daß die Kraft der Spokane-Fälle weidlich ausgenutzt werden würde, wird Niemand befremden. Es ist auch männiglich bekannt, daß sich die Industrien der ganzen Welt nicht gerade durch ästhetische Feinfühligkeit besonders hervorthun und mit den Schönheiten der Natur nicht viel Federlesens machen, wenn der praktische Nutzen Rücksichtslosigkeit gegen die Anmuth und Größe der Schöpfung rathsam erscheinen läßt. Aber zweifelhaft ist es mir trotzdem, ob nicht ohne Schädigung des Handels und Wandels eine liebevollere Schonung dieses mächtigen Naturbildes möglich gewesen wäre. Es macht indessen den Eindruck, als ob die Ansiedler von Spokane dieser Schönheiten gar nicht gewahr geworden

wären. Gerade die Bauten um die Fälle sind die unschönsten. Sie sind oft mit brutal zu nennender Nonchalance zum Theil so gestellt, daß sie das landschaftliche Bild vollkommen zerstören. Von den reichen Leuten, die sich auf der Höhe ihre kostbaren palastartigen Wohnsitze errichtet haben, ist sonderbarerweise auch nicht Einer auf den Gedanken gekommen, daß er hier, einen Büchsenschuß von seiner Erwerbung entfernt, sich hätte ein Haus aufbauen können, das ihm die Aussicht auf eins der wundervollsten Schauspiele der Natur gewährt haben würde. Da stehen aber nur die elendesten Baracken und jene Nützlichkeitsbauten, die die Kraft des Wassers dazu verwerthen, um Bäume zu schneiden, Wagen durch die Stadt rollen, Lichter brennen zu lassen.

Um das ungeberdige wilde Wasser zu bändigen und zu diesem Frohndienste zu zähmen, hat der kluge Mensch der freien Herrlichkeit der Natur ohnehin schon Gewalt anthun müssen. Riesige Wasserbauten sind da aufgeführt, Dämme aufgeworfen, die die Gewalt brechen und zweckmäßig vertheilen, so daß es nun ganz artig und gesittet in gleichmäßigen Stufen so herabfällt, wie es der Mensch für seine Zwecke eben braucht. Mag das auch vom Künstler bedauert werden. Angesichts der großen Vortheile, die für die Allgemeinheit daraus erwachsen, würde es mit Recht als eine thörichte Sentimentalität verspottet werden können, wollte man darüber Klage erheben. Wenn man sich aber auch nicht auf den einseitigen Standpunkt des Künstlers stellt und für die Forderungen des Nothwendigen und Nützlichen das volle Verständniß besitzt, so wird man gleichwohl die Art und Weise, wie die Leute von Spokane ihre Fälle mißhandelt haben, kaum begreiflich und unverzeihlich finden. Sicherlich war es nicht nöthig, daß der Blick auf die Fälle mit dem Blick auf den bei weitem häßlichsten Theil der Stadt combinirt werden mußte. Und wenn man auch vielleicht mit

gutem Grunde einstweilen noch die Kosten einer freundlich wirkenden „Suspension Bridge“ zu scheuen hatte — so absolut häßlich, so jämmerlich wie die über die tosenden Wasser geführten Holzbrücken jetzt sind, brauchten sie gewiß nicht zu sein.

Wenn man sieht, was aus dieser Stadt geworden ist, wie sie sich in ein paar Jahren aus einem unansehnlichen Neste zu einer wichtigen Handelsstadt entwickelt hat, wie hier offenbar die Keime einer gesunden und gedeihlichen Weiterentwicklung vorhanden sind, so wird man nothwendigerweise zu der Annahme geführt, daß auch für die verblendeten Naturfrevler von Spokane der Tag von Damascus einst kommen wird. Mit der wachsenden Wohlfahrt entfaltet sich auch der Sinn für das Schöne, und ist man über die gebieterische Frage des Daseins an sich einmal erst hinaus, so erwächst von selbst die Freude daran, das Dasein zu verschönen. Der Segen der Menschheit ist eben das Nimmerbefriedigte. Befriedigung ist Stillstand, Unbefriedigung Fortschritt. Und die Leute von Spokane sehen mir gar nicht danach aus, als ob sie sich nach Sabbathruhe sehnten und auf die Bärenhaut sich strecken möchten. Deshalb glaube ich auch, daß die scheußlichen, jetzt schon baufälligen Baracken mit der Zeit verschwinden, daß Paläste da entstehen werden, wohin sie gehören, und daß sich die industriellen Gebäude alsdann in der noblen Gesellschaft in ihrem häßlichen nothdürftigen Werkeltagskleide nicht mehr werden zeigen wollen, vielmehr auch ein schöneres Gewand anlegen, und endlich geschmackvolle Brücken das Städtebild von Spokane verschönen werden.

3. In Montana. Anaconda.

Eine Erinnerung. — Das Kupferschmelzwerk. — Großer Strike. — Besichtigung des leblosen Werks.

Das erzreiche Gebiet des Staates Montana, das vom Felsen-Gebirge durchschnitten wird, ist von großer landschaftlicher Schönheit. Von Westen kommend, folgen wir zunächst dem Laufe des Hellgate River, dessen Ufer die reichste Abwechslung bieten. Wir durchfahren Strecken, die einem künstlich angelegten Luftparke vergleichbar sind, mit kräftigen Bäumen, die auf dichtem lichtgrünem Untergrunde in anmuthiger Ablösung von Nadeln und Blättern natürliche Alleen bilden. Zwischen den norwegischen Fichten mit ihren langnadligen Büscheln, den Schierlingstannen mit ihren weit ausgebreiteten Armen, den Cedern und Föhren leuchtet das frische Hellgrün des Ahorn auf, des für das Auge anmuthigsten Baumes des amerikanischen Westens, mit seinen zarten Zweigen, die mit zierlichen Blättchen wie bestreut sind. Ringsum strahlt uns das frische saftige Grün des jungen Frühlings entgegen. Rauhe Wildheit und Anmuth, mit grünem Moos bezogene Höhen, auf denen Kühe und Pferde weiden, steile zackige Felsen, in deren Rissen der Schnee liegt, Wildniß und freundliche Zeugen der Kultur ziehen dioramenartig an uns vorüber. Es ist ein wundervolles farbenreiches Bild, das von tiefem, tiefem feuchtem Blau der Berge im fernen Hintergrunde harmonisch abgeschlossen wird. Die Bahn, die dem Laufe des sich schlängelnden Hellgate River zu folgen und sich an den Höhen vorbeizuwinden hat, macht beständig starke Curven.

Nicht ohne eine gewisse wehmüthige Regung sehen wir auf der Hälfte des Weges zwischen Missoula und Helena die Stelle wieder, die sich unserm Gedächtniß besonders scharf

eingeprägt hat: das kleine, von bewachsenen Höhen umschlossene Plateau, durch das sich ein Nebenflüßchen des Hellgate River windet, der Gold Creek. Hier in dem ebenfalls Gold Creek benannten Flecken war es, wo am 8. September 1883 von dem Vollender der nördlichen Pacific-Bahn, Henry Villard, der letzte Nagel eingeschlagen wurde, wo sich die eisernen Wege vom Osten und Westen her zusammenfügten und das große Werk der neuen transcontinentalen Verbindung zu feierlichem Abschluß gelangte. Alle Einzelheiten des großartigen Festtags vergegenwärtigten sich mir, als unser Zug gleichgültig wie an allen anderen Stationen auch an Gold Creek vorüberfauste, und in die freudige Stimmung, die die Erinnerungen in mir wachriefen, mischte sich auch ein schwermüthiges Gedenken an so viele der Festtheilnehmer — zwischen denen sich während des zweimonatlichen Zusammenseins eine sonderbare Gemüthlichkeit und freundschaftliche Gemeinsamkeit gebildet hatte —, die seitdem die Augen für immer geschlossen hatten.

Diesmal nahm ich nicht den nächsten Weg nach Helena, sondern fuhr auf der Linie der Montana Union-Bahn von der Station Garrison ab südlich nach den beiden Bergwerkstädten Butte und Anaconda. Butte ist eine in den letzten Jahren zu fröhlichem Gedeihen aufgeblühte Stadt. Es verdankt seinen schnellen Aufschwung der Entdeckung der überreichen Kupfergruben in der unmittelbaren Nachbarschaft. Anaconda ist von Butte tributär. Die ganze Stadt ist nichts weiter als ein riesiges Kupferschmelzwerk.

„Anaconda müssen Sie sehen!“ hatten mir die Leute im Nordwesten überall gesagt. „Die Verhältnisse, die Bedeutung und die praktische Einrichtung der Kupferschmelze von Anaconda haben ihresgleichen nicht in der Welt!“

Durch das freundliche Entgegenkommen der Bahndirectionen wurde mir eine Locomotive zur Verfügung gestellt,

die unsern Wagen auf der kleinen Bahn, die Butte mit Anaconda verbindet, nach Anaconda brachte. Butte ließ ich einstweilen noch links liegen, um mich auf dem Rückwege ein wenig dort umzuthun. Nach etwa dreiviertelstündiger Fahrt sah ich auf der Höhe von Anaconda die so viel gerühmten Riesenwerke in einer langen Reihe staffelartig aufgerichteter Bauten auftauchen: ein mächtiger Complex, der die begeisterten Anpreisungen meiner westlichen Freunde auf den ersten Blick zu rechtfertigen schien. Das Bild aber hatte etwas Befremdliches. Ich konnte mir im ersten Augenblick nicht Rechenschaft davon ablegen, was da nicht stimmte! Wir waren einige Minuten weitergefahren. Die Kolossalbauten traten immer schärfer hervor, und ganz plötzlich wurde mir klar, was den eigenthümlichen Eindruck beim ersten Erblicken auf mich gemacht hatte. „Es raucht ja nicht!“ sagte ich dem guten Sellers, der mit großer Gewandtheit zugleich die Dienste des „Carporters“ und des Reisemarschalls versah. „Wird denn hierzulande Kupfer ohne Feuer ausgeschmolzen?“ Die unzähligen aufragenden Schornsteine ohne Rauch machten eine unheimliche Wirkung.

Der Zug hielt. In der Nähe des kleinen Bahnhofsgebäudes standen in größeren und kleineren Gruppen fünfzig bis sechzig Müßiggänger, mit den Händen in der Hosentasche, die allesammt auf etwas zu warten schienen und unsern kleinen Extrazug mit einer Aufmerksamkeit musterten, die in Amerika zu den Seltenheiten gehört. Der von unserer Ankunft telegraphisch benachrichtigte Ingenieur, der uns am Bahnhof empfing, gab uns bald die freilich nicht sehr erwünschte Lösung des Räthsels. Seit einigen Tagen arbeiteten die Werke überhaupt nicht mehr. Der Ingenieur, einer der obersten Beamten der Anaconda-Schmelzereien, führte uns für den vollkommenen Ausstand Gründe an, die, wie ich später hörte, von einer gewissen Einseitigkeit der Anschauungen eingegeben waren. Er

erzählte uns, daß zwischen der Direction der Kupferschmelze und den Directionen der vereinigten Montana Union- und Northern Pacific-Bahnen über die Transporttarife ein Kampf bis auf's Messer und auf Tod und Leben ausgebrochen sei. Die Eisenbahnen hatten eine Frachterhöhung beansprucht. Die Anaconda-Schmelzerei, die monatlich etwa 300000 Dollars Fracht zahlte, würde nach dem neuen Tarife etwa 450000 Dollars zu zahlen haben. Darauf wollte die Anaconda-Gesellschaft nicht eingehen. Alle Versuche, eine Einigung herbeizuführen, scheiterten. Darauf erklärte nun das Schmelzwerk, daß es unter diesen Bedingungen nicht weiterarbeiten könne, und es hat dieser Androhung sofort die That folgen lassen. Anfang März (1890) brach der Conflict aus. Am 19. März wurden die Erzbeförderungen von Butte nach Anaconda eingestellt. Die Schmelzerei hatte noch genügende Vorräthe, um eine Weile mit dem Vorhandenen weiterzuarbeiten. Die Arbeit wurde zunächst verringert. Es wurden mehr und mehr Arbeiter entlassen, und schließlich, etwa acht Tage vor unserer Ankunft, am 9. oder am 10. Mai, wurde, nachdem die letzten Erze ausgeschmolzen waren, die Arbeit vollkommen eingestellt. Jetzt ist Alles todt. Alle Arbeiter sind entlassen, alle Feuer sind gelöscht. Die Anaconda-Gesellschaft hat inzwischen Ingenieure ausgeschickt, die bereits damit beschäftigt waren, eine neue Bahn von Butte nach Anaconda auszulegen, um sich von den Directionen der Montana Union und der Northern Pacific unabhängig zu machen. Die Bahnen sehen diesem Vorhaben mit stoischer Gelassenheit zu und sind der Ansicht: Bangemachen gilt nicht. Die Leute werden schon wiederkommen und werden zahlen, was wir verlangen und was wir mit Fug und Recht beanspruchen dürfen.

In den benachbarten Städten Montanas wurde über diesen „Anaconda fight“ eine andere Version gegeben. Da sagte man, daß die Einstellung der Arbeit in Anaconda nicht

auf die Tariferhöhung, sondern auf den Umstand zurückzuführen sei, daß man augenblicklich viel zu viel Kupfer auf den Markt geschleudert habe. Die Tariferhöhung habe man nur als einen passenden Vorwand benutzt, um mit Anstand zu feiern. Sobald die Nachfrage nach Kupfer wieder eine genügend starke sein werde, würden sich die feindlichen Gewalten schnell einigen. Ich habe nicht mehr ermitteln können, welchen Ausgang der Conflict gehabt hat, ob die Anaconda-Gesellschaft wirklich ihre Specialbahn errichtet oder sich mit den Directionen der vorhandenen Strecke geeinigt hat.

Eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern, wie Anaconda, die lediglich darauf angelegt ist, die Familien der im Schmelzwerk beschäftigten Arbeiter zu beherbergen, und deren Gesammtbevölkerung nun brotlos geworden ist, sieht natürlich tieftraurig aus. So ungefähr würde Essen wirken, wenn die Krupp'schen Fabriken sammt und sonders stillständen. Unten in der Stadt, wie oben im Schmelzwerk herrscht die Ruhe des Kirchhofs. Die Schmelzerei von Anaconda beschäftigt über 2000 Leute, die dazu gehörigen Kupfergruben in Butte über 3000, so daß von dem Conflict insgesammt über 5000 Arbeiter mit ihren Angehörigen getroffen werden. Die Gesellschaft zahlte monatlich an Arbeitslohn 300 000 Dollars aus. Von diesen 5000 Leuten waren Alles in Allem etwa 50 geblieben: einige höhere Beamte, ein paar Aufseher und einige Arbeiter, die die Säle und Maschinen putzten und das Schadhafte in Gemächlichkeit reparirten.

Nun war ich aber einmal zur Stelle, und ich konnte es mir doch nicht versagen, das riesige Etablissement, das größte Schmelzwerk der Neuen Welt, unter Führung eines Landsmannes, des einzigen Chemikers, der von den dort beschäftigten zwölf Chemikern geblieben ist, flüchtig zu durchwandern. Ein trauriges Gefühl überkam uns, als wir allein die Riesenräume durchschritten, in denen sonst die ausströmende Gluth

den Aufenthalt beschwerlich macht, und die jetzt eisig kalt waren, in denen man sonst vor dem Geschnurre und Gesause der Maschinen sich kaum verständlich machen kann, und in denen jetzt unsere Schritte unheimlich hallten.

Auf dem Hofe ließ man mich durch ein Loch in einen kolossalen Kellerraum sehen, in welchem nun nichts als das tragende Gebälk sichtbar war. „Da werden die Erze eingeschüttet," sagte mein Begleiter. „Jetzt ist nichts da." Im obersten Bau zeigte er mir die „stamps", die Dampfhämmer. „Hier werden die Erze zermalmt," fuhr er fort. „Jetzt sind keine da." In dem sich daran schließenden tiefer liegenden Bau erklärte er mir die Construction und den Zweck der „jiggs", der Maschinen, in denen, ähnlich dem mexicanischen Patioverfahren, die verkleinerten Erze durch Wasser gesiebt werden, so daß sich das schwere Metall sackt und von den leichteren werthlosen Bestandtheilen der Masse scheidet. „Sonst sind die Kessel voll von dem griesartig zermalmten Mineralerz. Jetzt ist keins da." Alsdann führte er mich in ein anderes Gebäude mit gewaltigen, kasserolartigen Oefen, die ähnlich wie unsere Kaffeetrommeln in eine unausgesetzte Drehung gebracht werden, und die dadurch bewirken, daß die hineingeschütteten Erze immer neue Oberflächen der höchsten Hitze darbieten. „Hier werden die Erze geröstet, um schließlich in dem reverberatory furnace geschmolzen zu werden." „Jetzt sind keine Erze da," das war hier wie überall das Schlußwort jeder einzelnen Erklärung!

In gewöhnlichen Zeiten liefert das Schmelzwerk monatlich 8000 Tons geschmolzenes Kupfererz mit einem Kupfergehalt von 60 Procent. Es bringt also allmonatlich 5000 Tons reines Kupfer auf den Markt. All diese Angaben und die flüchtige Schilderung können von der Wirklichkeit natürlich keine genügende Vorstellung geben. Ich habe selten einen niederdrückenderen und unbehaglicheren Eindruck empfangen

als von dem verödeten Schmelzwerk von Anaconda. Gerade die kolossalen Verhältnisse der Anlage erhöhen die tragische Wirkung des Ganzen. Da stehen in den einzelnen Räumen immer 50, 60, 80 Maschinen nebeneinander. Da sind hunderte von Feuerlöchern. Es schwirrt Einem vor den Augen, wenn man an dem einen Ende der riesigen Räume steht und bis zum andern hinabblickt, wenn man längs der Decke all' diese Riemen, diese Räder, Transmissionswellen u. s. w. sieht. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, wie es hier aussehen mag, wenn diese Werke in Betrieb sind, wenn Alles das schnurrt und pafft und stampft und saust, wenn aus den Oefen die weißliche Gluth ausstrahlt, vor den Feuerlöchern die rußigen Heizer, die aus den auf Schienen herbeigerollten Kohlenwagen beständig neue Nahrung für die Flamme aufschaufeln. Und nun ist Alles kalt, öde, verlassen, farblos, still. Kaltes Licht, kalte Luft, Unbeweglichkeit. Es hat etwas Schauriges.

4. Butte.

Eine typische Bergwerksstadt. — Der amerikanische Bergmann. — Hoher Lohn und Verschwendung. — Auffindung des Edelmetalls. — Begründung einer Grubengesellschaft. — Das Spiel. — Die Spielhöllen und deren Dependenzen: Leihhaus und Wuchergeschäfte. — Die Theater im Westen. — Tingeltangel in Montana. — Freundliche Bedienung. — Verdienst der singenden Kellnerinnen. — Eine Schießerei im Tingeltangel zu Spokane: zwei Todte, eine Verwundete. — Die wüstesten Lokale in Helena.

Dem benachbarten Butte merkt der Fremde nicht an, daß die Kupfergruben zur Zeit eine schwere Krisis durchgemacht haben. Da geht es, namentlich in den Abend- und Nachtstunden, laut und lebendig genug zu. Butte ist der höchstgelegene Punkt der Northern Pacific-Bahn, 5700 Fuß hoch

über dem Meer. Die Stadt ist die bevölkertste von Montana. Die Ortseingesessenen behaupten, daß Butte 40 000 Einwohner zähle. Appletons Reiseführer durch Amerika, der allerdings in seinen Angaben, wie das bei der Natur der Sache gar nicht anders möglich ist, oft veraltet sein muß, giebt nur 7000 Seelen an. Die Wahrheit wird ungefähr in der Mitte liegen. Aber auch mit seinen 20- bis 25 000 Einwohnern würde Butte noch immer die erste Stelle unter den Städten Montanas in der Bevölkerung einnehmen. An allgemeiner Wichtigkeit wird es indessen von Helena weit übertroffen. Das ganze Geschäft, der Großhandel Montanas, concentrirt sich in Helena. Helena ist auch in seinem Aeußern viel ansprechender und schöner.

Im Uebrigen haben alle Städte Montanas starke Gemeinsamkeiten. Sie alle verdanken der Ausbeutung des erzreichen Bodens, dem Bergbau, ihr Dasein und ihr Gedeihen, und die Gemeinsamkeit dieser Erwerbsquelle giebt ihnen allen denselben bestimmten Charakter. In den Montana-Städten geht es namentlich in den Feierstunden des Abends viel lauter und toller zu, als in den Städten, die sich von der Landwirthschaft, dem Handel und der Nicht-Montanindustrie nähren.

Der amerikanische Bergmann des Westens unterscheidet sich sehr wesentlich von seinem Berufsgenossen in der Alten Welt und in Mexico. Unsere Bergleute, wie die indianischen, sind immer ernst und freudlos, selbst wenn es ihnen gut geht. Sie machen allzeit den Eindruck des Gedrückten. Der westamerikanische Miner dagegen hat in seinem ganzen Gebaren viel verwandte Züge mit dem Matrosen, mit dem er ja auch die härteste menschliche Arbeit gemein hat. Er ist laut, übermüthig, verschwenderisch, roh und gemüthlich. Die amerikanischen Grubenstädte haben daher allesammt mit mehr oder weniger Berechtigung den Ruf sogenannter „wilder Plätze".

Aber auch hier sind in Wirklichkeit die Wilden gewöhnlich viel besser als ihr Ruf. Leichtsinnig sind sie, das muß ihnen der Neid lassen! Und wenn sie nach ihrer harten Arbeit wieder „nach oben" kommen, schmeißen sie nur so mit dem Gelde und verjubeln oft in einer Stunde die vierzehntägige Löhnung und darüber, verschreiben noch ihre Arbeit auf so und so lange Zeit hinaus den niederträchtigen Blutsaugern und Halsabschneidern, deren Geschäft hier besonders blüht. Der Tagelohn eines gewöhnlichen Bergarbeiters beträgt etwa $3^1/_2$ Dollars, und es gehört gar nicht zu den Seltenheiten, daß ein Miner, wenn er einmal im Schuß ist, in einer Nacht im Rausch mit Weibern und Karten ein paarhundert Dollars verpraßt. Spielratten sind sie allesammt, und wenn sie das Geld zum Fenster hinauswerfen, tragen sie immer die geheime Hoffnung, daß ihnen eines schönen Tages unerwartet das gütige Geschick doch wohl ein paarmalhunderttausend Dollars in den Schooß werfen werde. Ihren Freunden Bill und Tom ist es ja geradeso ergangen. Weshalb sollen sie verzweifeln? Verzeichnet doch die Chronik der Gegend die beruhigendsten und beglaubigtsten Geschichten.

„Verdammtes Loch!" rief ein Miner, nachdem er monatelang vergeblich gegraben hatte und sich anschickte, die Arbeit, die ja doch verloren war, nun endlich aufzugeben und die Gegend zu verlassen, und stieß voll Unmuth die Hacke tief in den Boden ein. Da begegnete sie unerwartetem Widerstande. Und als er die Erde wegschaufelte, stieß er nun auf die goldige Ader, die ihn im Handumdrehen zum vielfachen Millionär machte. Und der andere Bergmann, der am Abend von der Grube nach Helena heimkehrt und mit dem Fuß auf einen Stein stößt! Wie kommt der Stein hier in den Sand, wo er nicht hingehört? Er bückt sich und findet den schwersten Klumpen Gold, der jemals in Montana gefunden worden ist, und den er am andern Morgen für 860 Dollars an die

Bank verkauft. Das sind wahre Geschichten. Man kennt die Namen, man kennt sogar noch die Leute. Sie haben sich nicht in unvordenklichen Zeiten zugetragen — vor ein paar Jahren! Sie wiederholen sich noch immer.

Und wenn man nicht selbst das Gold auf der Straße findet, vielleicht findet's ein Anderer für den Grubenarbeiter. Denn alle Welt betheiligt sich an den beständig neu auftauchenden Unternehmungen zur Auffindung des Goldes.

Die Sache verläuft gewöhnlich so. Drei bis fünf verwegene tüchtige Kerle, die sich weder vor Hölle noch Teufel fürchten, thun sich zusammen und ziehen als Prospectors aus. Sie bilden zunächst unter sich eine Gesellschaft mit getheilten Chancen. Wenn sie etwas finden, gehört es der Gemeinsamkeit. Etwas Erz finden sie immer. Sobald sie irgendwo auf mineralhaltigen Boden gestoßen sind, lassen sie die Grube, von der sie einstweilen noch gar nichts wissen, die vielleicht eine sehr reiche Ausbeute geben wird, vielleicht so dürftige Ergebnisse bringt, daß die Ausbeutung gar nicht verlohnt, bei der Behörde einschreiben. Dieser sogenannte „record" kostet $2\frac{1}{2}$ Dollars Einschreibungsgebühr. Damit erwerben sie den Besitz des Grund und Bodens um das Loch, nach zwei Richtungen hin von je 600 Fuß, nach den beiden anderen von je 300 Fuß.

Sobald die Prospectors Erz gefunden und beim „Recorder" die gesetzliche Formalität erfüllt haben, wird das Ereigniß auch allgemein bekannt. Nun wird eine wirkliche Gesellschaft gebildet, eine Corporation. Es werden gewöhnlich 500 000 Antheilscheine, sogenannte „shares", ausgegeben. Der Nominalwerth dieser shares ist ganz willkürlich. Er beträgt 1, 2, 5 bis 10 Dollars. Von diesen werden etwa hunderttausend auf den Markt gebracht, um das Betriebskapital, treasury stock, zusammenzubringen, zunächst etwa zwanzigtausend, das Stück gewöhnlich zu 5 oder 10 Cents.

Mit diesem ersten Kapital von 1000 bis 2000 Dollars also wird nun losgegraben. Das reicht etwa für 50 Fuß Tiefe. Sind die Symptome günstig, verspricht die Mine etwas, so steigen die shares sehr schnell im Kurse. Die nächsten zehntausend werden bereits zu 25, 50 bis 75 Cents abgesetzt. Und so wird zur weiteren Ausbeutung durch immer erneute Ausgabe von shares das erforderliche Kapital beschafft.

Natürlich ist oft auch der Rückschlag unausbleiblich. Erweisen sich die Hoffnungen als trügerisch, so erleiden die shares eine ebenso schnelle Entwerthung, wie sie gestiegen waren. Aber oft ist das Geschäft sehr gut, und die Montana-Städte betheiligen sich allesammt im stärkstem Maße an diesen Speculationen, namentlich auch die Frauen. In Helena, Butte u. s. w. kaufen alle Schullehrerinnen, Näherinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, Typewriterinnen, Dienstmädchen, sobald sie 50 bis 100 Dollars zusammen haben, ihre shares. Die Montana-Städte sind also nichts Anderes als immerwährende Speculationsbörsen mit allen Aufregungen des Spiels.

Aber die langsame, beständig glimmende Erregung der Speculation genügt den Leuten natürlich nicht. Sie verlangen nach der acuten Erregung durch das Kartenspiel, das ihnen die Wechselfälle des Geschickes unmittelbar vergegenwärtigt, den sofortigen Gewinn, den sofortigen Verlust. So wimmelt es denn auch hier von Spielhöllen meist recht verdächtiger Art, denen man die gefährlichsten Ausschreitungen dadurch zu nehmen versucht hat, daß sie gegen eine bestimmte ziemlich hohe Steuer von Seiten der Behörde gestattet worden sind. Ueberall sieht man die weithin erkennbare Aufschrift: „Licensed Gambling House“.

Alle möglichen Spiele werden hier gespielt, meistens Tempel mit einem einfachen Spiel von 52 Karten. An der Wand sitzt der Bankhalter, der „dealer“, und neben ihm auf

einem sehr erhöhten Stuhle der Aufseher, der „look out“, der seine Füße auf ein an der Wand angebrachtes Brettchen stützt. Der „look out“ hat aufzupassen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht, daß der Bankhalter nicht etwa mit einem der Spieler unter einer Decke steckt, daß das verlorene Geld richtig eingezogen und das gewonnene richtig an die Spieler ausgezahlt wird. Dem Bankhalter wird natürlich auch von den Spielern gehörig auf die Finger gesehen, und die Möglichkeit des Betrugs erscheint dem Uneingeweihten völlig ausgeschlossen. Trotzdem sollen Betrügereien vorkommen.

Die Spieler haben ein, wie es scheint, nicht ganz ungerechtfertigtes Mißtrauen dagegen, daß dem Bankhalter die Karten überhaupt in die Hand gegeben werden. Früher machte man es so, daß man das Spiel mit einem starken Nagel in der Mitte des Tisches aufspießte, beim Abziehen also jede Karte zerriß. Bei der Höhe der Beträge spielt das Kartengeld selbstverständlich keine Rolle. Da konnte jedes Spiel natürlich nur einmal gebraucht werden. Jetzt hat man ein einfacheres Verfahren ersonnen. Die Karten werden zunächst gehörig gemischt, dann von Jedermann, der Lust dazu hat, nachgemischt, so oft man will. Dann wird abgehoben, ebenfalls ganz nach Wunsch, und alsdann werden die Karten in einen Behälter geschoben, der die Größe der Spielkarten hat, an den beiden Langseiten und an einer Schmalseite völlig geschlossen ist, und in dem sich ein metallner Boden von der Größe der Spielkarten befindet, gegen den eine Feder drückt. Die Karte kann also nur von oben genommen werden, und sobald sie abgezogen ist, drückt die Feder die nächste Karte bis an den Rand auf. Der Spaß des Volteschlagens hört hier natürlich auf, denn der Bankhalter bekommt nie die Karten in die Hand. Er zieht immer nur eine Karte, die oberste, ab.

Außerdem besteht nun noch eine Controle, daß er nicht

etwa zwei Karten auf einmal abzieht. Dem Bankhalter gegenüber setzt sich einer der Mitspieler. Vor sich hat er ein Gestell, ähnlich der Rechenmaschine der Chinesen, mit dreizehn Stäbchen, auf denen je vier Kugeln gleiten. Am Rande dieser Rechenmaschine sind über den dreizehn Stäbchen die einzelnen Karten vom Aß bis zur Zwei angegeben. Jede abgezogene Karte wird nun mit der Kugel markirt. Man kann also auf den ersten Blick sehen, wie stark die Taille noch ist, wieviel von jeder einzelnen bereits gezogen sind: und man braucht sich gar nicht zu übereilen, denn es wird sehr langsam gespielt. Wenn die zweiundfünfzigste Kugel aufgeschoben ist, muß die Taille zu Ende sein.

Es wird ziemlich hoch gespielt. Ich sah einen Arbeiter, schäbig, zerrissen, schmutzig, der jedesmal wenigstens 25 Dollars setzte, oft aber auch viel höhere Sätze machte.

In diesen Spielhöllen sieht es nicht sehr geheuer aus. Hier mischen sich unter die rauhen, aber braven und gemüthlichen Bergleute in ihrem Werkelkleide auch höchst verdächtig aussehende elegante Erscheinungen, die auf den ersten Blick wie Bauernfänger und Schlepper der schlimmsten Art aussehen und noch viel schlimmer sein sollen als sie wirken. Das sind die Menschen, die „gegen genügende Sicherheit" den Ausgeplünderten Geld verschaffen, ihnen momentan „aushelfen". Von jedem Naiven, von jedem Fremden oder guten Freunde lassen sie sich an der „bar" einen „drink" zahlen. Sie stehen auch mit dem Barhalter, dem Schankwirth, in geschäftlichen Beziehungen und beziehen Procente vom Consum. Sie sind ferner die Schlepper für die Halbsabschneider und Wucherer, deren verlockende Läden noch mitten in der Nacht in hellstem elektrischem Lichte strahlen. Diese höchst verdächtigen Pfandhäuser sind weithin erkenntlich an drei goldenen Aepfeln, die als leuchtendes Innungszeichen für gestattete Blutaussaugung oberhalb des Ladens angebracht sind und

durch die Aufschrift: „Money to loan“ ihren Zweck noch deutlicher bekunden. In der einen Main Street von Butte und in den Straßen von Helena sind Dutzende dieser Wucherergeschäfte. Ueberall sieht man die Aufschrift: „Tag und Nacht geöffnet“, und überall ist an sichtbarer Stelle eine Nachtklingel angebracht, damit die Spieler sofort ihre Seele diesen Schurken verschreiben können. In den Schaufenstern liegen hoch aufgestapelt die nicht eingelösten Pfänder, die billig zu verkaufen sind. Meistens sind es Schmucksachen und Uhren.

Die Unmasse von Juwelierläden, die hier immer mit Uhrenlagern verbunden sind, ist erstaunlich. Außer den Spielhöllen, den Sing- und Trinkhallen und den Pfandleihhäusern sind in diesen böseren Gegenden der Städte eigentlich nur noch Juwelierläden. In einem der Schaufenster sah ich einen vergoldeten Waschkorb, der bis an den Rand mit silbernen und goldenen Uhren gefüllt war. Als um ein Uhr Nachts das Schaufenster geleert wurde, kamen zwei Männer, die den Korb mit ersichtlicher Anstrengung aufhoben und in Sicherheit brachten. In allen Schaufenstern findet man ganz dieselben Sachen: Geschmeide, namentlich Brillantringe, goldene und silberne Uhren, musikalische Instrumente, vor Allem das Banjo, das Negerinstrument, eine Guitarre mit langem Griffbrett an einem mit Kalbfell überzogenen metallenen tambourinartigen Reifen, aber auch Geigen und Ziehharmonikas, und dann hauptsächlich Revolver und Schlagringe. Also Alles, was der ruhige Arbeiter für's Haus braucht.

* * *

Außer dem Spiel verschönen noch Wein, Weib und Gesang das Dasein des westlichen Mannes. Aber der Wein ist gepantscht, schlecht und sehr theuer, die Weiber sind zum größten Theil grausig, und der Gesang ist vielleicht das Erbärmlichste im lieblichen Dreibunde. Wer sich hier oben im Norden des fernsten Westens sein Dasein zimmern will, der muß in Bezug auf die Genüsse des Daseins, insbesondere in seinen Ansprüchen an die Kunst, recht genügsam werden. Auch in den großen und ruhigeren Städten der pacifischen Küste wird mit alleiniger Ausnahme von San Francisco den Ansiedlern recht wenig geboten. Von Zeit zu Zeit gastirt da wohl irgend eine Opern- oder Schauspielgesellschaft. Es sind von Privatunternehmern zusammengetrommelte Künstler dritter und vierter Gattung, die sich um irgend einen „star" zu schaaren haben. Durch aufdringlichste Plakate mit dem Riesenbildniß des Hauptkünstlers oder der Hauptkünstlerin in Buntdruck und mit allen erdenklichen Mitteln der Reclame werden die Vorstellungen vorher angekündigt. Nach ein paar Vorstellungen zieht die Wandertruppe weiter. Ab und zu wird wohl auch einmal ein bedeutender Virtuose von seinem Impresario hierher verschleppt. Aber diese Theatervorstellungen und diese Concerte gehören doch zu den Ausnahmefällen.

Während meines zweimonatlichen Aufenthaltes in den wichtigen Städten des Nordwestens wurde die Gegend von den sogenannten Bostonians, einer Operngesellschaft aus Boston, unsicher gemacht, die ich entweder selbst oder deren Spuren ich zum mindesten überall antraf, in Portland, Tacoma, Seattle, ja sogar in dem neuen Vancouver.

Die Theater in diesen Städten, die allesammt große Aehnlichkeit mit einander haben, sind übrigens wunderhübsch, alle neu, buntfarbig und lustig im Innern. Die Logen im Proscenium sind im maurischen Stil, in gebrochenen Hufeisenbogen, gehalten. Der ganze Saal ist in wundervoller, warm

abgetönter Holzarbeit ausgeführt und taghell beleuchtet. Es giebt wohl kaum ein Theater einer deutschen Provinzialstadt, das sich den Schauspielhäusern in Portland, Tacoma, Seattle und Vancouver an die Seite stellen ließe. Ganz sicherlich aber giebt es kein deutsches Provinzialpublicum — und hier dürfen wir sogar das hauptstädtische beinahe mit einbegreifen —, das so elegant und vornehm wirkte, wie z. B. das Publicum in dem fernen Tacoma, das seiner Einwohnerzahl nach etwa zwischen Kiel, Duisburg, Darmstadt, Münster und Gladbach seine Stelle finden würde. Die theuren Plätze, Parquet und Loge, die bei allen diesen Vorstellungen ausverkauft sind, machen den Eindruck, wie wir ihn eigentlich nur bei Galavorstellungen zu sehen gewohnt sind. Die Damen sind meist in großer Toilette, mit Blumen in den Haaren, halb ausgeschnitten, die Herren tragen Frack und weiße Binde. Wenn man die Stadt nur von der Straßenphysiognomie her kennt, so begreift man gar nicht, wie sie eine so große Anzahl gesellschaftsfähiger Erscheinungen zu stellen im Stande ist. Denn für gewöhnlich sieht man doch nur Leute, deren Kleidung man es anmerkt, daß sie sich nicht hier niedergelassen haben, um zu faulenzen, zu feiern und sich zu amüsiren. Man sieht vorwiegend abgetragene, zerrissene, schäbige, fleckige Anzüge bei den Männern, und die Frauen zeigen sich sehr wenig. Das alte Lied aus dem „Fest der Handwerker“:

Abends ruht der Hobel,
Da mach ick mir nobel,
Werfe mir in Wichs . . .

scheint für die Leute des Westens wie gemacht zu sein. Diese Theateraufführungen und Concerte sind die auserlesensten und vornehmsten Vergnügungen, für die verhältnißmäßig auch sehr hohe Preise gezahlt werden.

Außer diesen künstlerischen Darbietungen in den schönen Räumen der neuen Theatergebäude giebt es aber in den

Küstenstädten am Stillen Ocean und ganz besonders hier in Montana noch eine beträchtliche Anzahl ständiger Vergnügungsanstalten, die sich zwar auch Theater nennen, aber thatsächlich Tingeltangel der allerniedrigsten und erbärmlichsten Art sind, Spelunken, die eine Combination von Singspielhalle, Spielhölle und Gastwirthschaft mit angenehmer Bedienung bilden; die meisten einfach schmutzige, widerwärtige Buden, die entsetzlich langweilig sind, in Montana einige wenige mit der Besonderheit der charakteristischen Gemeinheit.

Die besten Vertreter dieser Gattung findet man eben in Butte und Helena. In den glänzend beleuchteten Schaufenstern sind neben den Portraits der sogenannten Künstler und Künstlerinnen die seltsam geformten Flaschen mit den merkwürdigsten Schnäpsen und große Stücke von prachtvollem Erz ausgestellt. Die Wirthe setzen eben mit Recht voraus, daß die Bergleute sich dafür besonders interessiren und stehen bleiben. Aus der halb offenen Thür dringen die Klänge des Klaviers, der Guitarre, menschlicher Stimmen.

In den harmlosesten dieser „Saloons" werden die Kunstgenüsse von zufällig anwesenden Gästen freiwillig geboten. Vom Platze aus, hinter dem großen Glase, das mit Wein, Bier, Schnaps oder einem Mischtrank gefüllt ist, beginnt plötzlich irgend einer der Gäste, natürlich in Hemdärmeln, zu johlen. Die Begleiter, der Klavier- und der Guitarrenspieler, thun ihr Mögliches, um im Rhythmus und in der Tonart des Vortrags mitzumachen. Die Anderen hören andächtig zu und sind allesammt sehr erfreut. Es ist das liebenswürdigste, rührendste Publicum, das ich je gesehen habe.

Wie genügsam der Mensch wird, und welche harmlose Freude die Musik in ihrem einfachsten Ausdruck, lediglich als Geräusch, dem Arbeiter am Feierabend gewährt, das kann man hier auf Schritt und Tritt beobachten. In einem kleinen Neste in Montana trat ich mit einem Freunde in eine

Schenke, um ein Glas Bier zu trinken. Da saß mitten in der Stube ein Schwarzer, der das Banjo auf das Knie gestemmt hatte und, ohne eine Idee vom Spiel zu haben, einfach die Saiten erklingen ließ, in willkürlichsten Accorden, oft in schrecklichsten Dissonanzen. Er strich mit dem Daumen auf den Saiten hin und her, und merkwürdige Klänge ertönten. Um diesen Naturspieler hatte sich ein halbes Dutzend ernster Arbeiter geschaart, die rauchend, kauend und spuckend in wahrhaft gehobener Stimmung und mit befriedigtem Kopfnicken dem freundlichen Lärmmacher lauschten. Vielleicht mochte wohl der Eine oder der Andere finden, daß der Neger nicht gut spiele, aber das war ihnen gleichgültig, sie hörten Töne, das genügte ihnen. Die Leute wollten eben irgend etwas hören, und da kein ausübender Musiker, kein Dilettant zu haben war, so begnügten sie sich mit dem Schwarzen, der leise die Saiten erklingen ließ, wie es die zufälligen Griffe der unkundigen Hand gerade fügten. Alle waren zufrieden.

Die Weiber, die man in diesen „Saloons" findet, sind meist alt. Sie zählen wohl an die vierzig, fünfzig Jahre. Sie sind schauderhaft geschminkt, und unter fünf sind zum mindestens vier stark angeheitert und eine völlig betrunken. Aber auch sie sind wohlgelitten und werden artig behandelt.

Hier trifft man die interessantesten Physiognomien des fernen Westens, wahre Prachtexemplare, wie sie im Buche stehen, namentlich in den Büchern von Bret Harte, vierschrötige Kolosse, die wohl an die 200 Pfund wiegen, das Beinkleid im Schaft des Stiefels, die meisten im Wollenhemd, in der Hüftentasche den unvermeidlichen Revolver, auf dem Kopf den Schlapphut, der mit der Zeit die abenteuerlichsten Formen annimmt, verwitterte Gesichter, Kerle mit Tatzen wie die Bären. Dem Fremden gegenüber sind sie allesammt ungemein artig, zuvorkommend und zutraulich. Sie begrüßen freundlich den Eintretenden, lassen sich mit ihm in ein Ge-

spräch ein, fragen ihn, woher der Fahrt, wohin er geht, interessiren sich augenscheinlich für ihn und fordern ihn schließlich auf, mit ihnen den unvermeidlichen „drink“ an der „bar“ zu nehmen.

* * *

Die eigentlichen Tingeltangel, die sich gewöhnlich „Opernhaus“ schimpfen und ein Eintrittsgeld erheben, haben einen andern Charakter. Sie sind theatermäßig eingerichtet, das heißt, es ist eine Art von Bühne da, die durch einen Vorhang verschließbar ist. Im Erdgeschoß sind Bänke für die Zuschauer aufgestellt, und die beiden oberen Stockwerke sind zu Logen hergerichtet, für die der englische Ausdruck „boxes“ der bezeichnendere ist. Der Fußboden im Parquet wie in den Logen ist mit Sägespähnen bestreut, und das erweist sich als recht nützlich, denn 75 Procent der verehrlichen Theaterbesucher kauen Tabak und spucken.

Das bezahlende Publicum besteht ausschließlich aus Männern, und zwar aus erwachsenen Männern. Minderjährige haben keinen Zutritt — „Minors not admitted“, was ein Deutscher etwas komisch übersetzte: „Minenarbeiter haben keinen Zutritt“. Die Uebersetzung ist nicht blos komisch falsch, sie wäre auch sachlich durchaus unzutreffend, denn 99 Procent der Theaterbesucher sind „miners“. In diesen Singspielhallen in Montana findet man auch, was an der Küste des Stillen Oceans vollkommen unmöglich wäre, sehr viele Chinesen, die anscheinend wohlgelitten sind und mit den Weißen kameradschaftlich verkehren. Ganze Bänke sind mit bezopften Mongolen besetzt. Man sieht sie aber auch unbehelligt mitten zwischen den Amerikanern sitzen. Einer der Chinesen hatte in seiner Freude als stolzer Vater seinen kleinen Jungen mitgebracht, ein etwa zweijähriges sehr putziges Kind mit den niedlichsten Schlitzaugen von der Welt. Der zwei-

jährige Stammgast war allbekannt und wurde in des Wortes wahrster Bedeutung auf Händen getragen. Die Bergarbeiter reichten ihn sich auf den breiten Flächen ihrer mächtigen Patschen von Bank zu Bank. Alle liebkosten ihn. Es machte den Eindruck, als ob große Kettenhunde mit einem kleinen Schooßhündchen spielten. Der Vater schmunzelte vergnügt und freute sich über die Erfolge seines Jungen.

Die Vorstellungen und Gesangsvorträge sind schauderhaft. Die drastischen Scenen, die hier aufgeführt werden, spotten in ihrer Widerwärtigkeit und Knotigkeit jeder Beschreibung. Der Hauptwitz beruht immer darin, daß einer der Schauspieler von den anderen mit weißer oder schwarzer Farbe bemalt und von allen übrigen Mitwirkenden bespieen wird. Ein ständiger Witz ist, daß einer der Künstler ein Glas Bier trinkt und alsdann das Getränk dem Partner in's Gesicht sprüht. Aber auch diese drastischen Sachen verfehlen ihre eigentliche Wirkung. Man bekümmert sich so gut wie gar nicht um das, was auf den Brettern geschieht. Die allgemeine lauteste Unterhaltung stockt während der Vorträge nicht einen Augenblick. Quer über den Saal von der einen Loge zur andern tauschen Freunde Mittheilungen mit überlauter Stimme aus, und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit schleudert ein Insasse der Prosceniumsloge rechts in eine Mittelloge links seinem Freunde die erbetene Cigarre hinüber.

Im Parquet geht es verhältnißmäßig noch ziemlich sittsam zu. Da mag es wohl wirklich noch einige harmlose Leute geben, die den Vorgängen auf den Brettern ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Anders in den Logen. Der Preis ist zwar überall derselbe, aber in den Logen wird die Sache doch erheblich kostspieliger. Der Director sorgt da für die holde Weiblichkeit, die im Publicum gänzlich fehlt. Er hat etwa vierzig Künstlerinnen angestellt, die meisten natürlich ohne Gage. Die Damen in den üblichen Aufzügen der

Chansonettensängerinnen, mit kurzen Röcken, tiefausgeschnittenen Kleidern, Tricots, sind gleichzeitig Kellnerinnen, und da von den vierzig doch immer nur eine künstlerisch zu wirken hat, die übrigen neununddreißig aber unbeschäftigt sind, so haben diese für die Unterhaltung der Kunstfreunde in den Logen zu sorgen. Sie sind am Verzehr mitbetheiligt. Für jede Flasche Bier, die einen Dollar kostet, erhalten sie einen Bon oder „Check", wie man hier zu sagen pflegt, von 20 Cents. Mit einem Wort: sie beziehen 20 Procent des Consums, den sie verursachen. Das ist bei der großen Mehrzahl der Mädchen das einzige Einkommen, das der Director ihnen gewährleistet. Da muß es denn natürlich die Masse bringen.

Infolgedessen erachten es die Künstlerinnen, die hier meistens in ganz jugendlichem Alter stehen, für ihre Hauptaufgabe, als Heldenreizerinnen die Besucher der Logen zum Trinken zu animiren und mitzutrinken. Sie sorgen freilich dafür, daß aus der Flasche möglichst wenig in die Gläser kommt, sie verschütten wohl die Hälfte, und von dem Glase, das sie für sich füllen, trinken sie gewiß kaum die Hälfte. Aber mit der Zeit summt es sich doch, und wenn man um elf, zwölf Uhr in eine der Logen tritt, findet man kaum noch eine einzige Halbnüchterne. Die meisten der Mädchen sind sogar die vollste Verneinung der Nüchternheit. Mit Neid erzählt die eine der andern, daß die rothe Bella heute wieder 29 Bons gehabt hat, also 5 Dollars 80 Cents Verdienst für sich. Solche Erfolge sind natürlich nur um den Preis der Nüchternheit zu haben.

Eines der Mädchen behauptete allerdings, daß sie für ihren Gesang und Tanz wöchentlich 35 Dollars beziehe. Das war aber gewiß gelogen. Die Richtigkeit einer viel unglaubhafteren Geschichte aber habe ich festgestellt. Ein anderes Mädchen berühmte sich, daß sie an einem Abend

einen Consum von 850 Dollars gehabt habe. Als ich erklärte, das sei doch vollständig unmöglich, antwortete sie trocken: „Well! Ganz richtig ging es nicht zu. Es wurden immer vier Flaschen Champagner, also für 20 Dollars Wein, gebracht, von denen drei immer wieder fortgenommen wurden. Denn der Gentleman war ganz betrunken.“ Die halbe Flasche Champagner kostet nämlich 5 Dollars. Demnach hätte die lustige Gesellschaft doch wirklich zwanzig volle Flaschen getrunken, und dafür hat der edle Gastgeber die Kleinigkeit von 850 Dollars gezahlt und der Kellnerin einen Verdienst von 170 Dollars zugewandt. Die Richtigkeit dieser Angaben über das Sectgelage, das erst einige Tage vorher stattgefunden hatte, habe ich mit Leichtigkeit feststellen können.

Unter diesen weincredenzenden Künstlerinnen ist die Zahl der ganz jungen Mädchen, Mädchen von 16, 17 Jahren, wie gesagt eine erschrecklich große. Aber trotz ihrer Jugend sind sie schon in schauderhaftem Zustande, widerwärtig hergerichtet und allesammt betrunken. Sie schreien, johlen, treiben allerlei Unfug. „Quid enim Venus ebria curat!“

Als ich mit einem Freunde — in Helena war's — in einer der gefährlichsten dieser Spelunken saß, hörte ich auf einmal aus dem allgemeinen Lärm heraus von einer fürchterlichen weiblichen Quetschstimme:

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n.

Ich traute meinen Ohren nicht. „Eine deutsche Landsmännin!“ rief ich erstaunt. Ohne auf eine besondere Aufforderung von uns zu warten, sagte die dienstfertige Künstlerin, die uns das Bier gebracht hatte: „Ich rufe sie Ihnen“, und schrie während des Gesanges aus der Loge heraus: „Bekky! Zwei deutsche Gentlemen sind hier! Wenn das Lied aus ist, komm herauf!“

Die Sängerin hatte nicht vollkommen verstanden und fragte, sich im Gesang unterbrechend: „Was sagst Du?“

„Hier sind zwei deutsche Herren. Komm nachher herauf.“

„Gut!“ antwortete Bekky und setzte nach der Pause, während deren das Klavier und die Violine das sentimentale Lied weitergespielt hatten, mit ihrer fürchterlichen Stimme wieder ein:

Behüt dich Gott! Es wär' zu schön gewesen.
Behüt dich Gott! Es hat nicht sollen sein.

Und in der That, fünf Minuten später beehrte uns Bekky mit ihrer Gegenwart. Sie war sichtlich erfreut, zwei Landsleute zu finden. Obgleich sie ihr Deutsch beständig mit englischen Worten untermischte, erkannte ich nach dem ersten Satze die sächsische Heimat der jungen Dame. Sie war aus Chemnitz. Seit vier Jahren hatte sie Deutschland verlassen, und resolut, wie sie war, hatte sie sich im Osten der Vereinigten Staaten nur ein paar Monat aufgehalten und trieb sich jetzt seit über drei Jahren im Westen herum, um durch die Macht ihres Gesanges die Seelen der Bergarbeiter zu erheben. Bekky war keineswegs schön, sie war auch wohl eine der ältesten der Künstlerinnen, obgleich sie noch bei jugendlichen Jahren war. Sie hatte offenbar schon sehr viel getrunken und leerte während der 20 bis 25 Minuten unseres Zusammenseins noch drei Flaschen Bier, oder vielmehr, sie sorgte dafür, daß wir sie zu zahlen hatten. Erst vor wenigen Tagen war sie in Helena angekommen, und es gefiel ihr da gar nicht. Sie kam aus Spokane. Da war es viel hübscher! Da ich einige Tage vorher auch in Spokane gewesen war, konnte ich als ziemlich Sachkundiger mitsprechen und fragte sie: „Wenn es da hübscher war, weswegen sind Sie nicht dageblieben?“

„In Spokane war es mir zu laut“, antwortete sie einfach, während sie einige Schluck Bier trank.

„Zu laut?“ wiederholte ich erstaunt. „Hier ist es doch auch nicht gerade ruhig.“

„Ja, aber“, entgegnete sie, „in Spokane war es doch zu laut! Sie haben ja von der dummen Geschichte gehört, vom Tom Billings!“ Sie nannte irgend einen Namen. Er mag Tom Billings oder anders geheißen haben.

„Ich weiß von nichts“, gab ich zur Antwort, „ich bin hier fremd.“

„Aber Sie müssen von der Geschichte doch gehört haben!“ wiederholte sie im trauten Singsang der fernen Heimat. „Sie hat ja Scandal genug gemacht. Es hat ja in allen Zeitungen gestanden! Die dumme Sache mit dem Tom Billings!“

Ich zuckte die Achseln und sah sie fragend an. Sie schüttete das halbgeleerte Glas aus, füllte es auf's neue, trank, und während sie noch schluckte, sagte sie: „Ach, es war schauderhaft! Der Tom Billings, der Esel, hatte sich in meine Freundin Mable verliebt. Betsey, Mable, Ray und ich hatten gerade eine schöne Nummer, ein Quartett. Wir waren vier Nonnen und hatten Bettlaken über den Kopf. Der Tom Billings hatte vorn die erste Box an der Bühne genommen. Der Esel war eifersüchtig auf die hübsche Mable. Auf einmal, ehe wir's uns versehen, steht er auf, zieht den Revolver, drückt ab, der Schuß trifft die arme Ray, die links von Mable stand, die Kugel geht ihr gerade durch die rechte Schulter und Ray bricht schreiend zusammen. Da kracht ein zweiter Schuß, der Mable mitten in die Brust trifft. Todt ist sie! Dann noch ein Schuß, und Tom Billings, der sich den Revolver auf die Stirn gesetzt hatte, fällt als Leiche vom Stuhl.“

Sie erzählte das Alles trotz ihres angeheiterten Zustandes mit epischer Nüchternheit, immer im gemüthlich melodischen Fall der sächsischen Mundart, nahm das Glas wieder zur

Hand, trank und sprach während des Trinkens und Schluckens: „Es war schauderhaft! Ganz schauderhaft!"

„Was!" rief ich erstaunt aus. „Zwei Personen getödtet? Und eine verwundet? Das muß ja furchtbar gewesen sein!"

„Ich sagte Ihnen ja: es war schauderhaft!" wiederholte die Chemnitzer Bekky, während sie sich den Mund wischte. „Die Vorstellung hat auf eine Viertelstunde unterbrochen werden müssen. Es war eine Aufregung! Ich kann's Ihnen gar nicht schildern . . . . Darf ich eine neue Flasche Bier bringen?"

„Gleich. Aber erzählen Sie erst zu Ende!"

„Ja, nun weiter war nichts! Die Weiber schrieen alle auf, die Männer stürzten in die Loge. Da haben sie den Tom Billings herausgebracht. Der Vorhang mußte fallen. Die arme Mable wurde auch bei Seite geschafft, Ray kam in's Hospital. Und nach einer Viertelstunde — ach! es hat vielleicht noch länger gedauert! — nach einer halben Stunde konnte die Vorstellung erst wieder anfangen. Aber die Leute amüsirten sich nicht mehr. Alle sprachen durcheinander. Es war von nichts Anderm die Rede." Sie leerte die Neige ihres Glases und erwiderte mit staunenswerther Gelassenheit: „Es war schauderhaft! Ganz schauderhaft! Nun wollen wir aber noch eine Flasche trinken und nicht an die dumme Geschichte mehr denken!"

Das nannte die edle Bekky aus Chemnitz „zu laut"!

Thatsächlich hatte sich diese blutige Scene im Casino zu Spokane, wie ich später feststellte, vor einigen Wochen abgespielt.

In den Seitenstraßen findet man die schlimmsten dieser verdächtigen Vergnügungsbuden. Das böseste Lokal dieser Gattung in Helena ist ein Tanz-„Saloon", der in der Sprache der Stammgäste unter dem geschmackvollen Namen „Der Eimer Blut" („the bucket of blood") bekannt ist. Der Name

läßt schon darauf schließen, daß es hier nicht immer ganz friedfertig zugeht. Kenner der Verhältnisse behaupten, daß in keinem der Lustbarkeit geweihten Lokale des Westens so viel Stechereien und Schießereien vorkämen wie hier. Für blutige Raufereien kann man sich in der That auch kaum eine stimmungsvollere Umrahmung denken. Es ist eine niedrige Spelunke mit getünchten, von Staub und Rauch geschwärzten Wänden. In dem kleinen Vorderraum steht der Schenktisch, hinter dem der Wirth und sein Kellner — Beide natürlich in Hemdärmeln und Beide mit Augenschirmen, die ihren Augen vor den unmittelbar über ihren Köpfen angebrachten Gasflammen Schutz gewähren — ihre Höllentränke brauen. Im Nebenzimmer wird getanzt. Da sitzt in einer Ecke die Capelle, die aus vier Musikern, sämmtlich Schwarzen, besteht. Der Capellmeister und erste Geiger ist ein wahrer Herkules, der stärkste Neger, den ich in meinem Leben gesehen habe, über sechs Fuß hoch, mit einer Hünenbrust und von athletischer Musculatur. Er spielt nicht nur zum Tanze auf, sondern hat auch die ehrenvolle Aufgabe, Meinungsverschiedenheiten zu schlichten und unliebsame Gäste an die Luft zu befördern. Der Hausknecht aus Nubierland, wie er im Buche steht! Er soll seines Amtes als thatkräftiger Schiedsmann, wie man mir erzählte, mit bewundernswerther Gewandtheit walten. Sobald ein Streit entsteht, wirft er ohne Ansehen der Person zunächst zwei Gäste zur Thür hinaus. Er behandelt sie immer wie Vielliebchen, nimmt den einen in die rechte Faust, den andern in die linke, hebt sie auf und schleudert sie mit kühnem Schwunge durch die enge Gnadenpforte auf die Straße. Gwöhnlich genügt das schon, um Ruhe zu stiften. Zur Beruhigung der übrigen Gäste trägt er aber auch noch sichtbar den Revolver.

Die Tanzgesellschaft weiblichen Geschlechts bestand ausschließlich aus Negerinnen. Auch die Damen zeichneten sich

durch ungewöhnliche Formationen aus. Da war eine der Haupttänzerinnen, eine schon ziemlich betagte, unglaublich corpulente Schwarze, die gewiß ihre 200 bis 240 Pfund wog. Man hätte sie auf jedem Jahrmarkte zeigen können. Unmittelbar neben ihr tanzte eine Mulattin, die höchstens sechzehn Jahre alt war, mit ganz kleinen Füßen und Händen und von großer Anmuth in den Bewegungen. Sie war eben so betrunken wie alle Anderen. Das männliche Publicum gehörte der untersten Klasse der westlichen Bevölkerung an: es bestand aus schmutzigen Negern, noch schmutzigeren Chinesen, verhältnißmäßig wenig Weißen. Es waren offenbar sammt und sonders Strolche, Schwindler, Spieler und dergleichen und gehörten zur defecten Gilde der „tinhorns", die man hier nur noch in den bösesten und lichtscheuesten Spelunken antrifft.

In geringer Entfernung von dieser freundlichen Vergnügungsanstalt befinden sich Lokale, deren Hauptanziehungspunkt die holde Weiblichkeit bildet. Aller Herren Länder sind da vertreten, Weiße aus allen Reichen der Alten und der Neuen Welt, Negerinnen, Mischlinge, Chinesinnen, Indianerinnen, Japanerinnen. Die stillen freundlichen Wesen aus dem Reiche des Mikado in den japanischen Theehäusern unterscheiden sich übrigens sehr vortheilhaft von ihresgleichen aus anderen Ländern.

5. Helena.

Montanas Bedeutung. — Helena. — Begründung der Stadt. — Gewinnung des Berggoldes. — Goldwäsche. — Wechselvolles Schicksal der jungen Ansiedlung. — Dreimalige Zerstörung der Stadt durch Feuersbrunst. — Lynchrecht. — Montana-Typen. — Broadwaters Hotel. — Plötzlicher Winter. — Auf dem Wege nach Dakota. — An den Quellen des Missouri. — Kleinere Städte: Bozeman, Livingston, Castle, White Sulphur Spring.

Die Schilderung des wüsten Treibens in diesen Bergwerkstädten könnte leicht zu einer einseitigen und durchaus unrichtigen Beurtheilung der Gesammtheit verleiten. Die rauhe Arbeit bringt es nun einmal mit sich, daß auch die Vergnügungen, die sich der Arbeiter in den Feierstunden des Abends und der Nacht gönnt, dem verfeinerten Geschmack nicht behagen. Das verhindert aber nicht, daß auch hier mit bewunderungswürdiger Thatkraft und mit respectgebietendem Ernste ehrlich gearbeitet und gehörig geschaffen wird, und daß der Staat Montana auf seine jüngsten Errungenschaften mit Fug und Recht stolz sein darf: auf die erstaunliche Entwicklung, die er gewonnen hat, seitdem die Bahn das erzreiche Gebiet durchschneidet, die Verbindung mit dem Weltmarkte hergestellt und die rationelle Ausbeutung des Bodens durch die herbeigeschafften Maschinen ermöglicht hat. Unter den Staaten des fernen Westens hat das zukunftsreiche Montana im Verein mit Washington den Hoffnungen seiner Ansiedler wohl am meisten entsprochen und die hohen Erwartungen, die mit der Eröffnung der neuen Bahnlinie an einen gedeihlichen Aufschwung des Landes geknüpft wurden, in vielen Beziehungen sogar überboten. Seit dem November 1890 ist denn auch das frühere Territorium als Staat in den Bund aufgenommen worden.

Montana ist der drittgrößte der Vereinigten Staaten.

In seiner Länge von ungefähr 500 englischen Meilen von Osten nach Westen und etwa 275 Meilen von Norden nach Süden wird es in seinem Flächeninhalt nur von Texas und Californien übertroffen. Die Bevölkerung hat zwar sehr stark zugenommen, ist aber verhältnißmäßig doch noch ziemlich spärlich. Anfang Januar 1891 wurde sie auf etwa 140 000 Seelen angegeben.

Von Westen senkt sich das Gebiet, das eine durchschnittliche Höhe von etwa 3000 Fuß über dem Meere hat — Helena liegt 4250, Livingston 4500 Fuß hoch —, den Prairien von Dakota zu. Die beiden Hauptflüsse, die das Gebiet durchströmen, sind der Missouri und der Yellowstone.

Die wichtigste Quelle des Wohlstandes ist der auch von den ernstesten Geologen anerkannte außerordentliche Erzreichthum der Berge. Aus dem Schooße des Felsen-Gebirges in Montana ist in den fünfundzwanzig Jahren, seitdem zum ersten Mal Goldsucher ihre Hütten hier aufgeschlagen und erfolgreich das Gestein und das Land durchwühlt haben, bis Januar 1891 Gold im Betrage von 155 Millionen Dollars gewonnen worden. Im Jahre 1889 betrug die Ausbeute der Gruben in Montana an Gold und Silber $31\frac{1}{2}$ Millionen Dollars, an Kupfer gegen 14 Millionen Dollars, an Blei 2 Millionen Dollars. Montana steht jetzt also an der Spitze der Erzgebiete der Vereinigten Staaten und hat mit seinen $47\frac{1}{2}$ Millionen Dollars jährlicher Ausbeute nur noch einen ungefähr ebenbürtigen Gegner, den Staat Colorado mit $34\frac{1}{4}$ Millionen, während Californien in der Gewinnung der Edelmetalle auf $14\frac{3}{4}$ Millionen und Nevada auf $11\frac{1}{2}$ Millionen Dollars zurückgegangen sind.

Der Haupthandel ist in Helena concentrirt, der unbestritten wichtigsten und rührigsten Stadt des Staates. Die statistischen Ausweise suchen ziffernmäßig die Thatsache zu bekunden, daß der Staat im Allgemeinen und die großen Städte

Helena und Butte insbesondere in den letzten Jahren überraschende Fortschritte gemacht haben, und die Wahrheit dieser Behauptung tritt auch ohne statistische Nachweise Demjenigen, der diese Gegenden früher gesehen hat und sie nun wiedersieht, in greifbarer Gestalt vor die Augen. Die eigene Wahrnehmung, so bescheiden man davon auch denken mag, ist aber in mancher Beziehung vielleicht noch beweiskräftiger als die oft märchenhaft wirkenden zahlenmäßigen Angaben, die, soweit das Material der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird, oft an einem bedenklichen Mangel zu leiden scheinen: nämlich an dem der Zuverlässigkeit. Hierfür nur ein Beispiel. In der Schrift „Helena illustrated", die sich mit dem Geschick der Stadt, ihrem Handel und Wandel liebevoll beschäftigt, wird als Beweis für die ungewöhnlich günstige Bahnverbindung auf Seite 6 die Thatsache angeführt, daß täglich zweiundzwanzig Personenzüge im Bahnhof von Helena ein- und auslaufen. Auf Seite 12 derselben Schrift steht zu lesen, daß täglich achtundzwanzig Personenzüge das von den Bahnen besonders bevorzugte Helena passiren. Während des Drucks der paar Seiten sind also schon wieder sechs neue Züge eingeschoben worden! Schließlich kann es uns aber auch wirklich gleichgültig sein, ob täglich zweiundzwanzig oder achtundzwanzig Züge Helena berühren. Uns genügt die allgemeine Thatsache, daß die Eisenbahn in der That den Verkehr mit Helena ungewöhnlich begünstigt. Schon mehrfach habe ich zu meinem Bedauern auf mein sehr mangelhaft ausgebildetes Verständniß für Zahlen und Maße hinweisen müssen. Höre ich heute eine erstaunliche Ziffer, so habe ich sie morgen ganz gewiß schon wieder vergessen und irre mich mitunter um ein paar Millionen. Unter diesen Umständen wird man es begreiflich finden, daß ich auf zahlenmäßige Belege so viel wie möglich verzichte und mich darauf beschränke, mit voller Unbefangenheit die Erscheinungen so zu schildern, wie sie sich

mir zeigen, die Verhältnisse so, wie sie in wahrnehmbaren Symptomen der nüchternen Beobachtung sich darbieten. Das aber sieht man Helena in der That auf den ersten Blick an, daß hier ein rühriges, erfolgreiches Geschäftsleben herrscht, daß die von der Natur bevorzugte Stadt blüht und gedeiht. Helena, das heute einen durchaus großstädtischen Eindruck macht, ist etwa ein Vierteljahrhundert alt und hat schwere Kinderkrankheiten durchzumachen gehabt.

Im Jahre 1864 war es, als die ersten verwegenen Goldsucher sich hier in die rauhe Wildniß hineinwagten und das Felsen-Gebirge durchstreiften, lange Zeit ohne das geringste Resultat. Sie hatten schon alle Hoffnung aufgegeben und sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, ihr Glück irgendwoanders zu suchen. Ihre letzte Leidensstation, wo sie ihre Lager aufgeschlagen hatten und noch einmal einen Versuch wagen wollten, tauften sie „Last Chance Gulch".*) Im Begriff, abzuziehen, fanden sie endlich im Schwemmlande das erste Gold, und gleich einen gehörigen Klumpen reines gediegenes Gold. Und hier auf dem Gebiet dieser „Last Chance Gulch" erhebt sich heute die Hauptstadt von Montana, Helena.

Zu jener Zeit wurde das Gold noch auf die einfachste und billigste Weise, durch den Schlemmproceß, aus goldhaltigem Sande oder aus goldführenden Gesteinen gewonnen.

---

*) „Gulch" ist ein specifisch amerikanischer Bergmannsausdruck zur Bezeichnung der Bodenvertiefungen, die durch Auswaschung und Ausspülung früherer Wasserläufe entstanden sind. Wir dürfen dafür, je nach dem Umfang, etwa „Schlucht" oder „Rinne" sagen. Das Wort wird aus dem Lateinischen „gula", der Schlund, abgeleitet. Es ist gleichbedeutend mit den schriftenglischen Wörtern „gullet" und „gully", für die Webster die Definition angiebt: „eine in die Erde durch einen Wasserlauf eingegrabene Höhle, ein natürlicher Kanal." Die eigenthümliche Umbildung des Wortes in „gulch" ist vermuthlich aus einer willkürlichen Zusammenwerfung von „gully" und „gorge" entstanden.

Im Sande fand man auch die größeren und kleineren Goldkörner, die Goldklumpen, die sogenannten „nuggets“*).

Um Helena herum war der Boden besonders reich an solchen „nuggets“. In der National-Bank von Helena zeigte mir der Director mit Stolz eine Schüssel voll Goldklumpen, die so aussahen, als ob sie künstlich ausgeschmolzen seien — reines Gold, wie es hier im Sande gefunden worden ist, darunter fünf oder sechs große Klumpen im Werthe von je 400 bis 600 Dollars, von den kleineren, die blos 50 bis 100 Dollars Goldwerth hatten, gar nicht zu reden. Einige dieser „nuggets“ zeigen auffallend schöne Krystalle. Uebrigens werden, um das gleich hier anzuführen, in der nächsten Umgebung von Helena außer dem Golde auch verhältnißmäßig prachtvolle Edelsteine gefunden, namentlich die sogenannten „blauen Diamanten“, die hier Saphire genannt werden.

Zur Gewinnung des Berggoldes, das namentlich in schönen Adern in Quarz eingesprengt ist, fehlte es damals noch an den erforderlichen Maschinen. Seit Eröffnung der Bahn ist aber, nachdem das sogenannte Wasch- oder Seifengold zum großen Theil aus dem Schwemmlande herausgeholt worden war, die Gewinnung des Berggoldes die weitaus wichtigste Industrie des Landes geworden. Natürlich hat damit die Goldwäsche nicht aufgehört. Wenn wir durch Montana fahren, sehen wir allerorten mächtige Wasserstrahlen, die überall aus den gelegten Leitungen gegen die Felsen anspritzen, den Kies wegschwemmen und den aufgeweichten Sand und Lehm in unterirdische Galerien führen, wo das Gold ausgeschieden wird. Auch die Einführung dieser

*) Das Wort „nugget“ kommt nur in dieser Bedeutung als Goldklumpen, Goldkorn vor. Webster glaubt, es sei wahrscheinlich eine Wiederauflebung des alten Wortes „nigot“, das seinerseits wiederum nichts Anderes ist als eine Entstellung des Wortes „ingot“, also ein Barren, eine Stange Gold.

besten und gewinnreichsten Methode der Goldwäsche, des sogenannten hydraulischen Abbaus, ist erst durch die Herbeischaffung der erforderlichen Maschinen möglich geworden. Von diesen Vervollkommnungen hatten die ersten Ansiedler natürlich keine Ahnung. Da wurde der Goldsand noch in der primitivsten Weise in einer flachen Schüssel unter Wasser so lange hin und her geschwenkt, oder in der „Wiege", einem Kasten auf Rollhölzern, so lange hin und her geschoben, bis Sand und Lehm hinweggespült waren und der kostbare Goldsand auf dem Boden zurückblieb.

Auf die Nachricht hin, daß in der „Schlucht zur letzten Hoffnung" Gold gefunden sei, ließen sich sogleich einige unternehmungslustige Leute dort häuslich nieder. Drei Bretterbuden wurden aufgeschlagen, und drei Frauen, deren Namen jetzt noch mit Respect genannt werden, waren im Umkreise von so und soviel Meilen die einzigen Wesen, die himmlische Rosen in's irdische Leben flochten und webten. Im October 1864 hielt die junge Ansiedlung eine „Generalversammlung" ab, und es wurde beschlossen, hier eine Stadt zu gründen, für die zunächst allerdings nur der Name, Helena, vorhanden war. Der Reichthum des Bodens, der über alle Erwartung hinausging — die „Last Chance Gulch" hat im Laufe der Jahre Alles in Allem eine Ausbeute von 15 Millionen Dollars ergeben —, lockte nun natürlich schnell weitere waghalsige Ansiedler an. Ausgang des folgenden Jahres wurde das Gebiet in regelmäßige Straßen und Plätze eingetheilt, und so mit nahm im November 1869 die Verwirklichung des Stadtgedankens schon einen erkennbaren Anfang. Kaum aber waren die ersten Straßen ungefähr angebaut, so legte auch schon ein Brand das junge Helena in Asche. Es wurde sogleich wieder aufgebaut und wuchs, als im Jahre 1872 Helena zum zweiten Mal beinahe vollständig niederbrannte. Die Ansiedler ließen sich aber dadurch nicht entmuthigen,

bauten es größer und schöner ein drittes Mal auf, und 1874 wurde es zum dritten Mal durch Feuersbrunst zerstört. Zum vierten Mal machten sich die Ansiedler an den Aufbau, und seitdem ist die Stadt von größeren Unfällen verschont geblieben. Bis zur Eröffnung der Bahn, 1883, entwickelte sie sich stetig, aber doch ziemlich langsam; seitdem hat sie natürlich durch den gewonnenen Anschluß an den Weltverkehr schnelle Fortschritte gemacht.

Wie überall, so sind auch hier die geordneten Zustände zunächst aus dem Faustrecht hervorgegangen. Sobald die Anzahl der Freunde der Ordnung und des Rechts in der Jungstadt eine genügend starke war, um den Rohheiten, der Willkür und dem Verbrechen der einzelnen Strolche und Missethäter entgegenzutreten, wurde, wie in allen neuen Ansiedlungen, die keine Zeit haben, auf die langsame Arbeit der ordentlichen Rechtspflege des Landes zu warten, das Lynchrecht eingeführt, von dem man sich bei uns gewöhnlich eine ganz falsche Vorstellung macht. Mit Recht hebt Carl Naubert in seinem vortrefflichen kleinen Werke über „Land und Leute in Amerika" hervor, daß das Lynchrecht keineswegs als der Ausdruck roher und verwilderter Zustände aufgefaßt werden darf, das es im Gegentheil der erste Ausdruck des Rechtsgefühls in einem Landstriche ist, dessen Bevölkerung noch viel zu spärlich und wo ein Jeder viel zu sehr auf die Gewinnung des eigenen Lebensunterhaltes angewiesen ist, um das verletzte Recht auf dem zeitraubenden Wege des ordentlichen Gerichtsverfahrens sühnen lassen zu können. „Der erste Schritt zur Anbahnung ruhiger Zustände ist die Bildung eines geheimen ‚vigilance committee' welches seine Thätigkeit alsbald damit beginnt, daß es einige notorische Pferdediebe und Mörder aufknüpft und an andere die meistens erfolgreiche Aufforderung ergehen läßt, den Schauplatz ihrer Thaten weiter nach vorwärts zu verlegen. Ist die Luft leidlich gereinigt, so löst

das ‚vigilance committee' sich auf, und ordentliches Gerichtsverfahren tritt an seine Stelle. Nicht eine Polizeibehörde der Welt kann sich rühmen, so glänzende und namentlich so schnelle Erfolge errungen zu haben wie ein ‚vigilance committee' im fernen Westen."

Rufen nicht die jüngsten Vorgänge in unseren alten Kulturstaaten und ganz besonders in dem Lande, das sich seit Jahrhunderten mit Stolz berühmt hat, an der Spitze der Civilisation zu schreiten, in der Brust eines jeden vernünftig denkenden, ruhigen Mannes denselben Gedanken hervor, der der Einführung des Lynchrechtes zu Grunde liegt? Daß nämlich für die Bande, die sich außerhalb des Gesetzes stellt, die ordentlichen Gesetze nicht gemacht sind. Wäre es im Interesse der Menschheit denn wirklich als ein großes Unglück und als die so oft pathetisch angeführte „Verletzung des Rechtsgefühls" zu beklagen gewesen, wenn ein Schuft wie dieser Ravachol, anstatt vor eingeschüchterte und bebende Geschworene gestellt zu werden, ohne Weiteres gehängt worden wäre? Das erbärmliche Schauspiel, daß ein Verbrecher der gemeinsten Art, den auch die radicalste politische Partei mit voller Berechtigung entrüstet von ihren Rockschößen abschütteln darf, ein Fälscher, Betrüger, Leichenschänder, Dieb, Räuber und Mörder, durch eingeschüchterte Memmen unter Anrufung des höchsten Richters freigesprochen werden konnte — ein solches Schauspiel ist allerdings eine Galavorstellung der ordentlichen Rechtspflege im höchsten Kulturstaat, für die die Vollstrecker des Volksrechts im wildesten Westen das erforderliche Verständniß nicht besitzen dürften.

Von dem Sicherheitsausschuß der ersten gesetzgebenden und gesetzausführenden Gewalt in Helena leben noch heute einige der angesehensten Bürger. Auch der wegen seines Muthes und seiner Tüchtigkeit in ganz Montana weit und breit berühmte Senator W. F. Sanders hat diesem Sicher-

heitsausschusse angehört. In den zwei Jahren ihrer rühmlichen und gedeihlichen Thätigkeit hat diese Behörde etwa fünfundzwanzig Mörder und Pferdediebe hängen lassen, und zwar alle an denselben Baum, der wegen seiner eigenartigen Bestimmung den Namen „Henkersbaum" (hangmans tree) erhalten hatte und den alten Leuten von Helena als ein Wahrzeichen aus der Gründungsgeschichte der Stadt theuer war. Zufälligerweise stand dieser Baum auf dem Grund und Boden eines Predigers, dem der Anblick dieses von Gott geschaffenen Galgens ein Greuel war, und der ihn zum großen Verdruß, ja, zur wahren Entrüstung der Alten von Helena eines Tages niederhauen ließ. Er ließ ihn sofort zerkleinern und wollte damit heizen. Der Spaß wurde ihm aber verdorben. Die Lokalpatrioten steckten das Holz in Brand, bevor es in den Ofen kam, und vergalten wenigstens einigermaßen Gleiches mit Gleichem, den Aerger, den ihnen der geistliche Herr bereitet hatte, mit dem Aerger, den sie ihm nun bereiteten.

Zu den Berühmtheiten des Helena aus alter Zeit, das heißt eben, Ausgang der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, gehört der alte Beitler, der Postbote, der die Post zwischen Montana und Utah zu befördern hatte. Als unerschrockenster und zugleich glücklichster Fuhrmann des ganzen Landes stand er weit und breit in höchstem Ansehen. Bewaffnet mit seinem alten Gewehr, dessen Läufe er abgeschnitten hatte, weil es ihm zur Hantirung so bequemer war, übernahm er mit größter Seelenruhe die Beförderung der beträchtlichsten Werthsendungen durch das sehr unsichere Gebiet des Felsen-Gebirges. Zweimal wurde er auch von Wegelagerern überfallen, aber beidemal verlief die Sache für die Räuber so unglücklich, daß dieser einfache Mann unter den Gesetzlosen zu einem sagenhaften Helden, zu einem zweiten unverwundbaren Siegfried aufstieg, und daß sie ihn seitdem unbehelligt gelassen haben. Beitlers unvergänglicher Ruhm ist es, daß ihm in

seinem fünfzehn- bis zwanzigjährigen Dienst auch nicht ein einziges ihm anvertrautes Werthstück abhanden gekommen ist.

Die Namen Sanders und Beitler, der Helden des alten Helena, weisen auf deutschen Ursprung zurück. Der Bürgermeister von Helena, Kleinschmidt, der Staatssekretär von Montana, Louis Rotwitt, einer der populärsten Männer des Staates, der unter Sherman mit Auszeichnung gedient und seit 1866 in Montana lebt, sind deutsche Landsleute.

Helena ist stetig gewachsen. 1880 zählte es 3600 Einwohner, 1884 6500, 1888 11 500, 1890 zwischen 14 000 und 15 000.

Die beträchtliche Anzahl von Steinbauten, unter denen einige sehr reich und geschmackvoll sind, lassen den Aufschwung der Stadt auch äußerlich erkennen. Aber an die schöne Helena, die Troja zu Fall brachte, denkt man beim Durchwandern der Stadt eigentlich doch recht wenig. Die Stadt, die in weiter Ebene rings von Bergen eingeschlossen liegt, reizt mehr durch ihre Lage, durch ihre Lebendigkeit und ihr geschäftiges Treiben, als gerade durch ihre Schönheit.

In der Nähe von Helena liegen heiße Quellen, die seit langen Jahren weit und breit berühmt sind, aber wegen ihrer unbequemen Verbindung — sie liegen etwa eine gute Wegstunde von der eigentlichen Stadt entfernt — und wegen des völligen Mangels an Comfort bis vor kurzem so gut wie gar nicht besucht waren. Neuerdings hat nun ein Schmied seines Glücks, ein gewisser Broadwater, der früher Fuhrmann war, Pferde-, Maulthier- und Ochsenwagen trieb, jetzt aber ein starker Millionär ist, nebenbei auch der Besitzer der elektrischen und der Dampfbahn in Helena, den Grund und Boden mit den heißen Quellen käuflich erworben. Er hat zwischen der Stadt und den Quellen die Verbindung durch die elektrische Bahn hergestellt, hat ein sehr großartiges Hotel im vornehmsten Stile des amerikanischen Luxus errichten

lassen, das in dem riesig großen, mit natürlich heißem Wasser gefüllten Schwimmbassin, dem Natatorium, eine besondere Anziehungskraft besitzt, und nun ist die Sache in Schwung gekommen. In den Sommermonaten ist Broadwaters Hotel jetzt zum Vereinigungspunkt zahlreicher Badegäste aus dem Westen geworden.

* * *

Auf dem Wege von Butte nach Helena, auf der Höhe des Felsen-Gebirges, bot sich mir eine große Ueberraschung dar. Ich traute meinen Augen nicht, als ich Morgens erwachte und aus dem Fenster blickte. Ein Winterbild, wie man es sich nicht schöner denken kann! Ringsum die Berge vom Scheitel bis zur Sohle in weißleuchtendem Mantel, die Bäume ringsum mit einer hohen Schicht Schnee bedeckt, das niedere Strauchwerk wie bezuckert! Jeder Ast, jeder Zweig, jede Nadel in glitzerndem Ueberzuge deutlich erkennbar. Auf den Bretterhäuschen am Wege, auf den zum Bahnbau längs der Strecke aufgeschichteten Holzhaufen liegt der Schnee faustdick. Alles in der Runde, soweit das Auge reicht, die felsigen Schluchten und Kessel, strahlt in leuchtendem Weiß. Schon Butte liegt sehr hoch, 5700 Fuß, und wir steigen noch immer, bis zur Höhe von 6350 Fuß. Es schneit und schneit seit Stunden. Bisweilen wird der Schneefall so dicht, daß er uns auf geraume Zeit den Ausblick auf das herrliche Winterbild ganz entzieht. Ein Zug, der an einer der Stationen auf uns wartet, bis wir den Weg für ihn freigemacht haben, ist so hoch mit Schnee überschichtet, daß er die Täuschung hervorruft, als sei er im Schnee stecken geblieben. Jetzt ist alles ringsumher ohne irgend welche Schattirung im Ton blendender Schnee. Alle scharfen Umrißlinien sind abgestumpft, alles ist gerundet, klumpig. Es ist der erste Wintertag seit hundert Tagen!

Hundert Tage, seit Anfang Februar in Washington bis zu dieser Stunde, haben wir nur Frühling und Sommer gehabt. In der ersten Woche des Februar lustwandelte ich mit Damen in Balltoilette im Freien, in der wunderbaren Sommernacht von Florida. Vier Wochen später, in Mexico, hatten wir um die Osterzeit schon Tage von kaum erträglicher Hitze. Noch vor ein paar Tagen sahen wir im Norden, unter demselben Breitengrade, die Rosen und Veilchen in vollster Pracht. Und nun auf einmal in der zweiten Hälfte des Mai ein wahrhafter Schneesturm! Ueberall stumpfe, runde weiße Conturen, wie mit Watte ausgepolsterte Bäume, blendende Schneeklumpen. Es ist wie ein Traum.

Im Gegensatz zu diesem winterlichen Bilde zwischen Butte und Helena bot der Weg von Helena ostwärts nach der Grenze von Dakota zu das herzerfreuende Bild des vollen prangenden Frühlings. Hier durchschneidet die Bahn die wegen ihrer landschaftlichen Anmuth mit Recht so berühmten Thäler des Felsen-Gebirges, deren Schönheit allerdings durch die Bewässerungsanlagen zur Auswaschung des Goldes, die man überall erblickt, manchmal empfindlich zu leiden hat. Bei Townsend überschreiten wir den Missouri und folgen dessen Lauf durch eine romantische Felsenlandschaft bis zu seinem Entstehen.

In der Nähe der Station Gallatin, etwa auf halbem Wege zwischen Helena und Livingston gelegen, finden wir die „three forks“, die Vereinigung der drei Quellenflüsse Jefferson, Madison und Gallatin, die den Missouri bilden. Die Locomotive verlangsamt ihr Tempo, um uns Zeit zu lassen, die von grauen zerklüfteten Felsen umstandene Wiege des großen Stromes etwas genauer zu betrachten.

Nachdem wir nun dem Missouri Valet gegeben haben, thut sich vor uns das Gallatin-Thal auf, das zu den lieblichsten und zugleich gewaltigsten Naturschönheiten von Mon-

tana gehört — eine weite felsenumschlossene Ebene, die durch Bewässerung zu einem wahren Paradiese gewandelt ist, mit kräftigem Weideland, auf dem sich's große Heerden übermüthiger Pferde und träges schwerwandelndes Hornvieh gut sein lassen, mit weiten Weizenfeldern und freundlichen, von hübschen Gärten umgebenen Farmen.

Die Sonne ging gerade zur Rüste, als wir dieses liebliche Stückchen Erde durchfuhren, und unseren entzückten Augen bot sich nun ein Bild von unbeschreiblicher Pracht. Während im Westen die sinkende Sonne die tiefhängenden dicken Wolken, die in langgestreckten übereinanderliegenden Zügen von wild phantastischer Bildung am Himmel standen, entzündete und das tiefe Violet mit einem wulstigen dichten, kupferroth flammenden Besatz umsäumte, zeigten die gegenüberliegenden Schneeberge im Osten das herrlichste Alpenglühen, das mein Auge je erblickt. Die weißen Häupter und Grate der Felsen entbrannten in siedend heißem Roth, und der darüber wallende Nebel dampfte wie glühender Brodem. Langsam, kaum merklich, ging die Gluth in tiefes Rosa und endlich in kupferfarbenen Brand über. Nun entzündete sich, nachdem die hellen Flammen der Schneehöhen erloschen waren, der ganze Berg und glomm vom Scheitel bis zur Sohle in glühender Pracht. Neben dieser Gluth aber standen in frostig kalten Farben die stumpf stahlgrauen Berge, die vom Wiederschein der Sonne nicht getroffen waren, die Häupter wie mit eisigem Kalk bestreut.

Tiefer und tiefer sinkt der Nebel, in dessen dichten Schleiern sich jetzt der Wiederschein des Sonnenunterganges nur noch schwach abspiegelt. Ringsum leuchtet jetzt nur noch ein schwermüthig graues Licht, und über dem goldgelben schmalen Streifen im Westen steigt der Himmel tiefgrau auf. Die Wolken ballen sich zu einer einzigen dichten Masse zusammen und überziehen nun dunkel die ganze Wölbung. Vom

Saum dieses finstern Bezugs lösen sich in schmutzigem Grau zerfetzte Fransen ab, die in das gelbe Licht am tiefsten Horizonte herabhängen. Da in der Ferne regnet es. Um uns her ist es schon grauer Abend, Alles verschwimmt in Schatten und Farblosigkeit, Berg und Thal, Wiese und Feld, Baum und Strauch. Nun ist auch die letzte schwache Leuchte im Westen erloschen, die Nacht ist hereingebrochen, und langsam fällt der Regen herab . . .

In Livingston begrüßten wir zum ersten Mal den Yellowstone-Fluß. Die Stadt liegt in einem der malerischsten Punkte des Felsen-Gebirges, rings umschlossen von einem felsigen Ringe. Hier sehen wir die Schneeberge mit dem „Alten Kahlkopf" (Old Baldhead) und zwischen den Einschnitten eines grünen wellenförmigen Vorgebirges im Süden die mit Schnee bedeckte Spitze des Electric Peak, des Pförtners zum Yellowstone-Park, im Norden die schöne Linie der Crazy Mounts.

Die Stadt hat ihre Einwohnerzahl, seitdem ich sie zum letzten Mal gesehen habe, allerdings ungefähr verdoppelt, aber sie ist noch immer ein Städtchen geblieben, mit recht hübschen Häusern aus jüngster und recht häßlichen Häusern aus alter Zeit, das heißt aus dem Jahre 1883. Zwischen Backstein- und Holzbauten findet man noch viele Blockhäuser. Früher herrschte hier das wildeste Treiben. Die Kultur hat inzwischen viel gezähmt, und wenn Livingston noch mehr wächst, so wird man hier geradeso verfahren, wie vor kurzem in dem benachbarten Bozeman, wo sich der „Ausschuß der 601", also wohl aller angesehenen Bürger, gebildet hat, um die ganze Bande von Spielern und Strolchen auszuschwefeln. Bozeman ist jetzt völlig von „tinhorns" gesäubert, und in Livingston fühlen sich die Schnapphähne auch nicht mehr recht wohl.

Die nächste Umgebung von Livingston soll übrigens sehr erzreich sein. Bei Castle ist neuerdings viel Silber und Blei gefunden worden, und auch White Sulphur Spring gilt als

eine der Zukunftsstädte Montanas. Hier, wie überall in Montana, herrscht die schaffensfrohste und vertrauensseligste Stimmung, gerade wie im Staate Washington. Die Leute sind stolz auf ihre Errungenschaften und, wo noch nicht genug oder sogar nur recht wenig errungen ist, getrost, schaffensfroh und unerschütterlich in ihrer Ueberzeugung, daß sie das beste Theil erwählt haben.

VI. Der Yellowstone National-Park. Wyoming.

Die Schmiede Vulcans im Felsengebirge.

Wer sich ein wenig in der Welt umgethan hat, wird die Bemerkung gemacht haben, daß viele, ja die meisten der höchstgepriesenen Weltwunder in dem Reisenden, der ihnen zum ersten Male gegenübertritt, eine gewisse, wenn auch uneingestandene Enttäuschung hervorrufen, daß er sich in einen unliebsamen Gegensatz zum Urtheile der Allgemeinheit versetzt fühlt und sich mit innerm Bedauern einer gewissen frostigen Unempfänglichkeit zu zeihen hat. Jener von Julius Stettenheim citirte Engländer, der nach einer Besteigung des Montblanc von seinen Freunden über die Eindrücke, die er von der Besteigung des Riesenberges empfangen habe, befragt, die sonderbar ehrliche Antwort gab: „Offen gestanden, ich hätte es mir komischer gedacht", ist gewissermaßen typisch. Erst durch die nähere Bekanntschaft, durch die Vergleichung und in der vergegenwärtigenden Erinnerung rückt das Großartige und Gewaltige, das das Auge des Reisenden erblickt hat, in seine richtigen Verhältnisse ein.

Die kolossalen Berge, die sich um die Hauptstadt Mexico lagern, der Popocatepetl und der Ixtaccihuatl, die schauerliche Gebirgsschlucht des Colorado, die Einfahrt in das malerische und in seinem Colorit einzige Goldene Thor bei San Francisco, die Mammuthbäume des Yosemite-Thals, die Fälle des Niagara

— alle diese unvergleichlichen herrlichen Wunder der Natur unterliegen dem gemeinsamen Schicksal, daß sie auf den ersten Blick viel weniger mächtig wirken, als sie nach ihren Beschaffenheiten auf das empfängliche Gemüth des Beschauers wirken müßten, daß sie zunächst unterschätzt werden und erst mit der Zeit zu der erstaunlichen Großartigkeit und Herrlichkeit aufsteigen, die ihnen in Wahrheit zu eigen ist.

Das Einzige, was sogleich so überwältigend wirkt, wie es kraft seiner Eigenschaften wirken soll, was auf jeden Menschen einen unmittelbar ergreifenden, unvergeßlich tiefen Eindruck macht und hinterläßt, ist das hohe Meer im Sturm und der Yellowstone-Park.

---

1. Allgemeines über den National-Park, seine Lage, Geschichte und Beschaffenheit.

Der Yellowstone-Park liegt mitten im Felsen-Gebirge, im nordwestlichen Zipfel von Wyoming, und greift im Norden und im Westen mit schmalen Streifen in die Nachbarstaaten Montana und Idaho über. Er bedeckt eine Fläche von etwa 9500 Quadratkilometer und ist demnach etwas größer, als die Thüringischen Staaten Sachsen-Weimar, Meiningen, Coburg und Altenburg zusammengenommen. Er liegt zwischen sieben- und achttausend Fuß über dem Meeresspiegel.

Die ersten zuverlässigen Berichte, die über dieses Gebiet veröffentlicht worden sind, sind zwanzig Jahre alt. Bis dahin wußte man so gut wie nichts davon. Freilich waren schon lange vorher dunkle Mären verbreitet über ein wunderbares Zauberland im Schooße des Felsen-Gebirges, mit Wäldern von versteinerten Bäumen, die herrliche Edelsteine als Früchte trügen — Diamanten, Rubinen, Saphire, Smaragde „so groß

wie eine Wallnuß" —, und auf deren Zweigen Vögel und anderes Gethier zu Edelsteinen verwandelt sich wiegten, mit dampfenden Schneebergen, mit kochend heißen Seeen und gewaltigen, ebenfalls siedendheißen Springbrunnen, die ihre dampfenden Wasserstrahlen mit furchtbarem Getöse bis zum Himmelsgewölbe hinaufspritzten. Diese märchenhaften Geschichten hatte zuerst ein von den Indianern aufgefangener und in die Wildniß mitgeschleppter Amerikaner nach seiner Befreiung zum Besten gegeben. Man hielt den guten Mann für verrückt oder für einen kolossalen Aufschneider und kümmerte sich nicht weiter um seine Erzählungen.

Nach Jahrzehnten wurden ein paar abenteuernde Goldsucher an das bis dahin noch völlig unbekannte Quellengebiet des Yellowstone-Flusses verschlagen. Sie kamen zwar mit leeren Händen zurück, aber um so voller waren ihre Taschen mit Geschichten. Auch sie wußten nicht genug von den Ueberraschungen und Wundern ihrer Fahrt zu erzählen. Das war zu Ausgang der sechziger Jahre. Die Berichte dieser beiden Goldsucher fanden mehr Beachtung. Ueber das ganze Land verbreiteten sich die seltsamsten Zaubergeschichten, so daß sich die Regierung in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung veranlaßt fand, der Sache auf den Grund zu gehen, eine wissenschaftliche Expedition ausrüstete und den bedeutendsten Geologen des Landes, Professor Hayden, mit der Führung betraute.

Die wissenschaftlichen Feststellungen dieser Expedition ließen die Wundergeschichten, die man sich über das Quellengebiet des Yellowstone erzählt hatte, zwar als kindliche Uebertreibungen, aber keineswegs als bloße Aufschneidereien erscheinen. Der versteinerte Wald mit den massenhaften Amethystbildungen, die merkwürdigen Kalkformationen, die Eiszacken täuschend ähnlich sehen, die in ewiger Neubildung und Umgestaltung begriffen sind, und denen heißer Dampf entströmt,

die Unzahl heißer Quellen, die märchenhaft schönen heißen Seeen, die heißen und dampfenden Geyser, die erstarrten und die rauschenden Wasserfälle, die in ihren hellen und wunderbaren Farben einzige kolossale Gebirgsschlucht — Alles mit einem Worte, was die zufällig an die Quellen des Yellowstone Verschlagenen mit eigenen Augen gesehen und vielleicht nur in unwillkürlicher Uebertreibung erzählten hatten, entsprach durchaus den thatsächlichen Feststellungen der Wahrheit. Auf diesem verhältnißmäßig doch nur knappen Raume waren mit einem Worte der Wunder so viele angehäuft — bis auf den heutigen Tag ist es noch gelungen, die heißen Quellen, Seeen und Geyser auch nur annähernd zu zählen, und jede Zählung erscheint überflüssig, da beständig Quellen versiegen, Seeen eintrocknen, Geyser ersterben, und auf der andern Seite wiederum bisher unbekannte heiße Quellen hervorsprudeln, neue Seeen entstehen, neue Geyser die Erdkruste durchbrechen und ihren heißen Springquell mit mächtigem Dampf in die Luft schleudern —, daß Hayden bei der Bundesregierung den Antrag stellte, dieses Geysergebiet, das in der Welt seinesgleichen nicht hat, und hinter das auch Island und Neuseeland in den Hintergrund treten müssen, als unantastbares Eigenthum der Nation zu erklären und dadurch vor der rücksichtslosen Ausbeutung durch Private zu schützen.

Dieser Antrag wurde durch den Congreß am 1. März 1872 zum Beschluß erhoben. An diesem Tage wurde das Gebiet der Yellowstone-Quellen als „ein öffentlicher Park oder Luftplatz zum Wohle und Vergnügen des Volkes" unter den Schutz der Bundesregierung gestellt („dedicated and set apart as a public park or pleasure ground for the benefit and enjoyment of the people"). Im Gebiete dieses Parkes — das Wort klingt unserm deutschen Ohr für dieses Immerwerdeland etwas seltsam — darf kein Ansiedler seine Hütte bauen, kein Stück Wild darf erlegt werden, und außer den Hotels, zu denen

die Regierung zur Bequemlichkeit der Besucher der Yellowstone National Park Association die Concession ertheilt hat — bis jetzt sind deren sieben errichtet worden —, der Hütte des Photographen (Gebrüder F. Jay Haynes, St. Paul, Minn.), der die Naturschönheiten und Seltsamkeiten des Parks in tausenden von künstlerisch meisterlichen Aufnahmen bewerkstelligt hat, und endlich den Baracken für das kleine militärische Bewachungs-Detachement, ist auf dem ganzen weiten Gebiete keine feste menschliche Behausung.

Die Soldaten, denen die Ueberwachung des Yellowstone-Parks anvertraut ist, stehen unter dem Befehl eines Kapitäns, und für diesen Posten werden gewöhnlich unter den Offizieren die wissenschaftlich bedeutendsten und energischsten ausgewählt. Dieser Oberbefehlshaber übt, wie der Kapitän auf seinem Schiffe, innerhalb seines Machtgebiets eine nahezu völlig unumschränkte Gewalt. Die Wilddiebe, die aufgegriffen werden, die Elk-, Büffel- und Bärenjäger, die Biberfänger, sowie alle diejenigen, die gegen die strammen behördlichen Vorschriften verstoßen: an unerlaubten Stellen ihre Lager aufschlagen, Bäume schlagen, durch gewaltsame Reizung der Geyser die Formationen zerstören u. s. w., werden, ohne daß man die Gerichte deswegen erst behelligt, von dem allmächtigen Kapitän nach eigenem Gutdünken abgestraft. In leichteren Fällen entscheidet er gewöhnlich für Beschlagnahme der Habseligkeiten, der Zelte, Waffen und Geräthe, und gewaltsame Austreibung aus dem Park. Die Frevler werden per Schub über die Grenze gebracht. Die Wilderer, die auf Büffel und Biber jagen, werden, da diese Thiere am meisten geschont werden, gewöhnlich erst auf einige Wochen und Monate eingesperrt — und das ist eine sehr harte Strafe, denn für die Gefangenen des Yellowstone-Parks kommen die Grundsätze der Humanität und Hygiene, die in den Kulturstaaten in den Gefängnissen gelten, nicht zur Anwendung.

Man schätzt die Zahl der beträchtlicheren Geyser — darunter sind diejenigen zu verstehen, die ihre heißen, dampfenden Wasserstrahlen von 50 bis 200 Fuß hoch und darüber ausspeien — auf ungefähr fünfzig. Die kleinen Geyser sind unzählig. Die Angaben über die Zahl der heißen Quellen, die in zwei Hauptgruppen getheilt werden, in diejenigen die Kalk, und in diejenigen, die Kieselerde absetzen, schwankt zwischen 5000 und 10000. Diese Schätzung ist aber eine ziemlich willkürliche, denn bis auf den heutigen Tag weiß man vom Yellowstone-Park eigentlich noch beschämend wenig. Es giebt keine auch nur einigermaßen genügende Specialkarte.

Obgleich das Gebiet nun seit zwanzig Jahren Nationaleigenthum ist, sind die Wege und Stege zum großen Theil noch in einem recht bedenklichen Zustande. Die nothdürftigen Brücken flößen selbst Demjenigen, der sich die amerikanische Sorglosigkeit in der Locomotion schon einigermaßen zu eigen gemacht hat, verwünscht wenig Vertrauen ein, und an einigen der wichtigsten Punkte fehlen die Verbindungsbrücken überhaupt noch, so daß man mit dem Wagen durch das seichte Wasser über das mit abgesprengten Felsstücken, Steinen und Geröll bedeckte Flußbett hinübergeschüttelt wird, in Schwankungen, die geradezu halsbrecherisch erscheinen. Mit einem Worte: die von der Bundesregierung für die Unterhaltung und Nutzbarmachung des Yellowstone-Parks ausgeworfenen Summen werden entweder nicht zweckmäßig verwandt, oder sie genügen den wahrhaften Bedürfnissen in keiner Weise. Auch in den amerikanischen Berichten finden wir Klagen über „the small amount which is annualy appropriated by Congress for the maintenance of the National Park".

Wenn es wirklich wahr sein sollte, daß der Staat für die Anlegung neuer und die Instandhaltung der schon bestehenden Wege und für alle regelmäßigen und außerordent-

lichen Ausgaben in diesem beträchtlichen Gebiete jährlich Alles in Allem nur fünfzehntausend Dollars bewilligt, so würden die Uebelstände, die jetzt seit zwanzig Jahren bestehen, geradezu verewigt, denn für diese lächerlich geringe Summe kann in einem Frühjahr gerade so viel gemacht werden, wie der nächste Winter zerstört. Und der strenge Winter dauert hier volle acht Monate! Die Regierung der Vereinigten Staaten verläßt sich jedenfalls auf den opferfreudigen Gemeinsinn irgend eines Krösus. Aber der Peabody, Lick und Leland Stanford ist für den Yellowstone-Park noch nicht gekommen. Bei der Knickrigkeit des Staates ist die Hoffnung, die in dem Bundesgesetze zum Ausdruck gekommen ist: daß das wunderthätige Quellengebiet der allgemeinen Wohlfahrt nutzbar gemacht werden solle, ausgeschlossen.

Es erscheint auch geradezu unbegreiflich, daß die Bundesregierung auf diesem interessanten Gebiete der Vereinigten Staaten keine ständige geologische Commission unterhält, daß diese zahllosen Quellen, die unzweifelhaft heilkräftige Elemente in sich bergen, bisher so gut wie gar nicht chemisch analysirt und auf ihre Nutzbarmachung für die Allgemeinheit hin geprüft sind.

Man hatte bei der Entdeckung des Yellowstone-Gebiets allgemein erwartet, daß hier der leidenden Menschheit eine Heilstätte von noch nicht dagewesener Bedeutung erschlossen worden sei, ein Karlsbad in fabelhafter Potenzirung, ja, mehr als das: gewissermaßen ein Universal-Mineralheilbad, mit Karlsbader Sprudel, mit Aachener Schwefelquellen, mit Emser Natron, Schwalbacher Eisen, Kissinger Kochsalz u. s. w. Und als die ersten Erforscher in diese Gegend vordrangen, fanden sie auch schon an den heißen Quellen einige Zelte, deren Bewohner die Heilkraft, namentlich in Bezug auf Bekämpfung der Hautkrankheiten, nicht laut genug rühmen konnten. Man erwartete also, daß das neuentdeckte Heilquellengebiet

nicht nur die vielen Hunderte, die alljährlich über den Ocean fahren, um in den böhmischen Bädern und den sonstigen Heilquellen der Alten Welt die im harten Kampfe des amerikanischen Daseins davongetragenen Wunden zu heilen, nunmehr nach dem Felsen-Gebirge ziehen würden; man hoffte sogar, daß auch umgekehrt all die begüterten Patienten, die jetzt in den berühmten Bädern Europas ungezählte Hunderttausende ausgeben, zum nicht geringen Theile ihre Badereise nach den heißen Wunderquellen an den Ufern des Yellowstone machen würden. Schon im Jahre 1872 schrieb der Bearbeiter des officiellen Berichtes von Hayden über die neuentdeckten Geysergebiete in Petermanns Geographischen Mittheilungen, 18. Band, 1872: „Die heißen Quellen und Geyser sind es, die durch ihre wunderbare Erscheinung nicht nur das Auge des Beschauers entzücken, sondern auch durch die Wunderkraft ihrer Fluthen dem Kranken Gesundheit und neue Lebenskraft darbieten, so daß wohl in wenigen Jahren jener National-Park sich zu einer Stätte gestalten wird, wo Heilungsbedürftige aus allen Theilen der Welt zusammenströmen werden."

Diese Hoffnung ist unerfüllt geblieben, und seitdem sind zwanzig Jahre, die nach amerikanischer Zeitrechnung beinahe ebensoviel Jahrzehnte darstellen, vergangen. Wirkliche Kurgäste giebt es im Yellowstone-Park so gut wie gar nicht. Das Land wird außer von Wissenschaftern nur von einer verhältnißmäßig noch immer geringen Anzahl von Vergnügungsreisenden, die sich an dem gewaltigen Naturschauspiel ergötzen wollen, besucht.

Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß die Prophezeiungen, wenn sie auch bis jetzt sich nicht bewahrheitet haben, unberechtigt gewesen sind. Kundige behaupten noch heute, daß in diesem einzigen Lande die gewaltigsten Heilkräfte ungenützt bleiben. Es ist eben von Seiten der Regie-

rung so gut wie nichts geschehen, um nach dieser Richtung hin irgend welche Resultate zu erzielen.

Der Tadel, der hier gegen die Regierung der Vereinigten Staaten ausgesprochen wird, darf jedoch nicht so gedeutet werden, als ob der Yellowstone-Park noch heute zu den unnahbaren und kaum durchdringlichen Gebieten zu rechnen sei. Es ist im Gegentheil schon sehr viel für die Bequemlichkeit der Yellowstone-Park-Besucher gethan. Aber das Hauptsächliche von Privatunternehmern, von der Eisenbahn. Die Regierung könnte mit Leichtigkeit und sollte viel mehr leisten, als bis jetzt geschehen ist.

Schon heute ist eine Reise durch den Yellowstone-Park mit nicht viel erheblicheren Strapazen und Schwierigkeiten verbunden, als eine ordentliche Gebirgsreise in den europäischen Kulturstaaten. In vortrefflichen Wagen, die gut bespannt sind und von ausgezeichneten Kutschern geleitet werden, kann man das ganze Quellengebiet des Yellowstone-Parks durchfahren, alle wichtigen Punkte ohne Ausnahme in Augenschein nehmen, ohne besonders klettern zu müssen, und ohne sich durch eine lange Fußwanderung zu ermüden.

An den Hauptpunkten, die in zweckmäßiger Vertheilung in vier- bis höchstens achtstündiger Wagenfahrt von einander entfernt liegen, sind Hotels errichtet, die freilich mit den amerikanischen Modehotels nicht verglichen werden dürfen. Wenn ich mich des Comforts, des Luxus und der Zerstreuungen, die das amerikanische Hotel großen Stils bietet, erfreuen will, so gehe ich nach St. Augustine in Florida oder nach Monterey in Californien. Da finde ich das denkbar beste Unterkommen, vorzügliche Verpflegung, Bälle, Concerte u. s. w., aber allerdings recht wenig Geyser. Wenn ich aber das Geysergebiet aufsuche, um die erstaunlichsten und großartigsten Wunder unserer Erde auf mich wirken zu lassen, wenn ich zu diesem Zwecke in diesen bis vor wenigen Jahren

noch unzugänglichen Theil des Felsen-Gebirges, in die wildeste Romantik der Einöde und Verlassenheit vordringe und mir vergegenwärtige, daß noch vor ein paar Jahren mit ungeheuren Kosten und Beschwerden eine vollkommene Expedition ausgerüstet werden mußte, um bis zu diesen Geysern und Wasserfällen der großen Gebirgsschlucht unter erschrecklichen Strapazen zu gelangen, daß die Reisenden den Weg nur zu Pferde oder zu Maulesel zurücklegen konnten und genöthigt waren, ihre Zelte und ihren Proviant selbst mitzunehmen, daß sie zu bivouakiren und allen Feindseligkeiten des launischen und gewaltthätigen Gebirgsklimas zu trotzen hatten, daß sie vor Kälte in der Nacht und am Morgen erstarrten und in der Mittagsgluth verschmachteten, vom Staube, von den Fliegen und sonstigem Ungeziefer so gepeinigt wurden, daß sie auch in den Stunden der Rast nicht zur Ruhe kommen konnten — dann bin ich allerdings anspruchsloser und genügsamer in Bezug auf Herberge und Verpflegung und stehe nicht an, die verschiedenen großen Gasthöfe des Yellowstone-Parks in ihrer Art als mustergültige zu bezeichnen.

Ja, das Essen ist oft nicht „berühmt", wie man in Berlin zu sagen pflegt, manches ist sogar beinahe ungenießbar, aber es ist doch wenigstens warm, und wenn es der beste Koch, der Hunger, bereitet, bringt man's nach kurzer Gewöhnung sogar dahin, daß es Einem schmeckt. Ja, die Einrichtung der Stuben ist auf das Nothwendigste beschränkt. Einige der bescheideneren „Hotels" sind kaum etwas Anderes als einfache Bretterbuden, ohne Tapeten, ohne Anstrich, mit schlechtgefügten und schlechtschließenden Fenstern und Thüren. Aber die Betten sind hier, wie überall in Amerika, ausgezeichnet. Und wenn man in der Nacht, in der die unterirdische vulcanische Arbeit ebensowenig rastet wie bei Tage, das ewige Stöhnen, Aechzen und Paffen des Bodens rings um sich hört und der Wind klagend durch das Schlüsselloch pfeift, die Scheiben

und Gläser vom Beben des Bodens klirren — wenn man sich dann in seine weiche Decke warm einmummelt, dann empfindet man doch ein unsagbares Wohlbehagen, sich unter Dach und Fach geborgen zu wissen, und ist der braven Gesellschaft, die hier in der Wildniß diese gastfreien Hütten aufgeschlagen hat, herzlich dankbar.

Als ich mit meiner Begleitung den Yellowstone-Park durchfuhr, hatte übrigens die eigentliche Reisezeit noch nicht begonnen. Die Herbergen waren noch geschlossen, und wir hatten es nur der besondern Gefälligkeit zu danken, daß wir überhaupt Aufnahme fanden. Mein lieber und verehrter Gastfreund Henry Villard hatte uns an die drei wichtigsten Autoritäten des Yellowstone-Parks empfohlen, an den militärischen Oberbefehlshaber, den Kapitän George S. Anderson, an den Geschäftsführer des Hotelunternehmens, den ungemein zuvorkommenden und dienstfertigen Generalmanager W. G. Johnson, und an den Leiter des Fuhrwesens. Das ist auch ein wichtiger Mann. Unser Fuhrunternehmer besitzt nicht weniger als dreihundert Wagen-, sechzig Reitpferde und dreißig Gefährte zu sechs bis zwanzig Plätzen. Alle wetteiferten in dem Bestreben, uns die Fahrt zu einer möglichst lohnenden und angenehmen zu machen. Wir bekamen einen wundervollen Wagen mit starken Federn und bequemen Sitzen, der von vier starken, des Steigens gewohnten und des Wegs kundigen schönen und zuverlässigen Carossiers gezogen wurde. Wir hatten einen ausgezeichneten Kutscher, und wir wurden von den Wirthen der verschiedenen Absteigequartiere, die einstweilen auf Besuche noch nicht eingerichtet waren, auf das Freundlichste aufgenommen und, so gut es irgend gehen mochte, bewirthet. Die Gastwirthschaften im Yellowstone-Park werden erst in den ersten Tagen des Juni eröffnet, und die eigentliche Reisezeit beginnt sogar erst vier Wochen später. Wir waren aber schon in der zweiten Hälfte des Mai im Park.

Man hatte uns allerdings in dem benachbarten Montana sehr eindringlich gewarnt und uns auf die Gefahren einer Fahrt in dieser unzuverlässigen Jahreszeit aufmerksam gemacht. Selbst im Juni gehören Schneestürme zu dem nicht Ungewöhnlichen, und wir hatten die Möglichkeit, daß wir im Mai nicht von der Stelle kommen würden, ernstlich in Betracht zu ziehen. Aber wir waren nun einmal auf dem Wege und mußten es darauf ankommen lassen. Denn die Wahrscheinlichkeit, daß wir noch einmal in die erreichbare Nähe des Wunderlandes kommen würden, war doch sehr gering. Das Schlimmste, was uns zustoßen konnte, war eben, daß wir irgendwo im Eis und Schnee stecken bleiben und uns in dem kalten einsamen Gasthaus in Wildniß und Verlassenheit bei magerer Kost eine Weile würden gedulden müssen. Wir hatten Zeit, das Wagniß mußten wir also eingehen.

Wir haben es nicht zu bereuen gehabt! Unter günstigeren Bedingungen ist der Park wohl nie besichtigt worden. Wir hatten während unseres achttägigen Verweilens im Park fast unausgesetzt das herrlichste Wetter. Morgens und Abends war es allerdings recht frisch, manchmal sogar empfindlich kalt, aber am Tage hatten wir dafür Wärme und Sonnenschein.

Wir waren zur Zeit also die einzigen Besucher des Parks. Wir waren die ersten Gäste, die die Winteraufseher, meistens Skandinavier, welche hier in der vollsten Weltabgeschiedenheit überwintern, nach der achtmonatlichen Winterpause wiedersahen, und wir wurden deswegen mit verdoppelter Aufmerksamkeit aufgenommen. Die Plagen, die den Reisenden zur richtigen Jahreszeit im Yellowstone-Park belästigen, Staub und Fliegen, blieben uns völlig erspart. Wir hatten auch nicht unter geschwätzigen und aufdringlichen Mitreisenden zu leiden, die oft noch schlimmer sind als Staub und Fliegen.

Und so wurde uns denn gewissermaßen eine Separat-Gala-vorstellung des Yellowstone-Parks gegeben, der wir wie von einem bequemen Logensitze aus unter den günstigsten Bedingungen beiwohnen konnten.

---

2. Der beste Weg durch den Park.

Wie gelangt man nun in den Yellowstone-Park? Wir kamen vom nordwestlichen Zipfel der Vereinigten Staaten, hoch oben von der canadischen Grenze, von den dichtbewaldeten Gestaden des Puget Sound, der durch die Juan de Fuca-Straße sein Wasser vom Stillen Ocean empfängt. Wir hatten das Cascaden-Gebirge überschritten und nach längerem Aufenthalte in dem Gebiete des Felsen-Gebirges, in dem erzreichen Montana, die östlich von Helena gelegene Hauptstation der Northern Pacific-Bahn, Livingston, erreicht. Livingston liegt schon am Yellowstone-Strom. Von da zweigt sich, dem Laufe des Flusses folgend, eine lediglich für die Besucher des Yellowstone-Parks erbaute Sonderbahn ab, die bis zu dem an der Nordpforte des Yellowstone-Parks gelegenen Flecken Cinnabar führt. Bis jetzt ist dies der einzige Schienenweg, der bis hart an den Park heranführt. Es ist aber die Rede davon, daß demnächst auch vom Süden aus, von einer der südlicheren Bahnlinien, die über das Festland gehen, eine Zweigbahn nach dem Yellowstone-Park geleitet werden solle. Ich glaube aber kaum, daß diese Bahn jemals dem Besucher das gewähren kann, was die gegenwärtige Bahnverbindung bietet: die Freude des Beschauers an der kunstgerechten Steigerung der Genüsse.

Wenn man nämlich vom Norden in den Yellowstone-Park gelangt, so gleicht die Natur, die uns nach und nach ihre Wunder schauen läßt, einem in großartigen Zügen und meisterlich componirten ergreifenden Drama, das sich von Tag zu Tag, man könnte beinahe sagen: von Act zu Act, immer mehr steigert und in den Riesenfällen des Yellowstone, im Grand Canyon, seinen überwältigenden Abschluß findet. Wer nach dieser erschütternden Wirkung der Tragödie nach einem versöhnlichen beinahe Birch-Pfeifferlichen Schluß verlangt, der mag nach Besichtigung der großen Gebirgsschlucht noch nach dem hochgepriesenen Yellowstone-See weiterfahren.

So, wie jetzt der Weg zum Besuche des Parks vorgeschrieben ist, sieht der Besucher das erstaunlichste und ergreifendste aller Naturdramen vor sich, in ewiger Steigerung, von der Exposition an bis zu dem kolossalen Höhepunkte.

Zunächst am ersten Rasttage Mammoth Hot Springs: alle eigenthümlichen Bildungen des vulcanischen Geysergebiets in kleinem Maßstabe, Miniaturgeyser, kleine Seeen, gewissermaßen die Modelle zu dem, was sich in den nächsten Tagen in immer mächtigerer Entfaltung unseren Augen darbieten wird. Wenn man beim Besuch einer großen Fabrik in das Zimmer des leitenden Ingenieurs eintritt, so freut man sich der sauber ausgearbeiteten freundlichen kleinen Modelle jener mächtigen Maschinen, die wir bis jetzt nur paffen hören. Genau so wie das Empfangszimmer des technischen Betriebsdirectors wirkt Mammoth Hot Springs. Hier können wir die Modelle gewissermaßen in die Hand nehmen und ganz in der Nähe betrachten. Wir können uns selbst das Vergnügen machen, uns einen kleinen Geyser zu construiren. Wir brauchen in den nachgiebigen weichen Boden, auf dem wir dahinschlendern, der überall geborsten ist, und aus dessen Brüchen und Rissen dampfendes Wasser hervorsprudelt, unsern Stock nur ein paar Zoll tief einzubohren und einen Augen-

blick zu warten. Wir sehen dann, wie sich das Loch sofort mit heißem Dampf füllt, und ein kleiner Springquell ein paar Zoll hoch über den Boden pulsirend aufsteigt.

Alles, was wir hier gewissermaßen nur in Andeutungen, Skizzen und Mustern erblicken, zeigt sich nun, je weiter wir in den Park vordringen, in immer kräftigerer und herrlicherer Entfaltung: in Norris das weite und breite Geyserfeld, in dem hart nebeneinander heiße Brunnen, die uns jetzt schon von beträchtlicher Höhe erscheinen, dampfend und zuckend aus dem Boden aufgejagt werden. Alsdann am dritten Ruhepunkte längs des Firehole-Flusses, neben den Geysern, die immer stattlicher und imposanter werden, das poetische Farbenspiel der herrlichen sogenannten Schlammgeyser. Und endlich bei unserer vierten Rast die Geyser erster Ordnung, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, die von gewaltigen Dampfwolken umhüllten Springquellen in erschrecklicher Großartigkeit, die donnernd und brausend bis zur Höhe von zweihundert Fuß und darüber ihre Wassermassen in die Luft jagen.

Eine Steigerung dieses Naturschauspiels erscheint nicht mehr möglich. Und doch gewährt der Besuch des Yellowstone-Parks das Unwahrscheinliche, daß sogar der Eindruck, den die Geyser des Obern Beckens hervorrufen, noch überboten wird. Der Schlußact dieses natürlichen Zauberdramas, die Wasserfälle des Yellowstone, namentlich die unteren Fälle, die von einer Höhe von 350 Fuß (gegen 160 Fuß der Niagara-Fälle und 75 Fuß des Rheinfalls bei Schaffhausen) zwischen nahe aneinandergerückten Felsenwänden herabstürzen und ihre Wasser durch die grausig herrliche, in ihrer Farbenpracht unvergleichliche und einzige Schlucht schäumend hindurchquetschen, übertreffen in ihrer geradezu niederschmetternden Wirkung Alles, was unser Auge staunend und bewundernd in diesem Märchenlande bisher erblickt hat.

Dieses kolossale Schauspiel der Natur, das zugleich in seiner Gliederung und Anordnung nach allen Regeln der Kunst von einem vollkommenen Meister der Technik geschaffen zu sein scheint, hat nun noch ein idyllisches, versöhnlich ausklingendes Nachspiel: den großen Yellowstone-See, der durch sein schönfarbiges klares Wasser und seine malerische Umrahmung alle Gebirgsseeen überragen soll, wie er sie auch durch seine Höhenlage, 7500 Fuß über dem Meeresspiegel, also etwa 2000 Fuß höher als die höchstgelegenen Seeen des Engadins, überragt. Auf dieses Nachspiel mußten wir wegen der ungeheuren Schneemassen, die alle Wege versperrten, und deren Beseitigung noch mehrere Wochen erforderte, verzichten.

Aber nur in der Reihenfolge, wie wir die bemerkenswertheften Punkte des Yellowstone in Augenschein genommen haben, kann das Wunderland den vollsten Eindruck auf den Beschauer machen, in dieser kunstgerechten Steigerung von den ersten Andeutungen und Skizzen zur immer weiteren Entfaltung der Geyser bis zu ihrer schauerlich schönsten Gewalt und Kraft, und mit dem erdrückend feierlich machtvollen farbigen Schlußbilde des großen Canyons.

Den jetzt geplanten neuen Weg vom Süden herauf kann der Freund der Schönheit der Natur nur als einen Frevel, eine Barbarei bezeichnen. Der Reisende, der zunächst die große Gebirgsschlucht sieht, hat eigentlich das Schönste, was der Yellowstone-Park bietet, schon gesehen. Eine Ueberraschung gewährt ihm dann nur noch der zweite Rasttag am Obern Geyserbecken. Dann aber wird sich Enttäuschung auf Enttäuschung seiner bemächtigen müssen. Denn das, was er jetzt bereits in vollster Entwicklung gesehen hat, sieht er nun in immer geringfügigeren Gestalten und Verhältnissen; und das liebreizende Bild der kleinen Geyser und Quellen, der lichtfarbenen Terrassen, das uns beim Betreten des Yellow-

stone-Parks in wahres Entzücken versetzt, muß, wenn man die Farbenpracht der Gebirgsschlucht und die großen Geyser und Geyserseeen zuvor schon gesehen hat, völlig seine Wirkung versagen. Nach dem großen Canyon und dem Obern Geyserbecken das Untere, Norris und Mammoth Hot Springs besichtigen, heißt, sich die Freude an den Schönheiten des Yellowstone-Parks frivol verderben. Der Besucher, auf den das Kolossale schon gewirkt, kann des Kleinen, nachdem er das Fertige erblickt, des Werdens, nachdem er die Vollendung gesehen hat, der Andeutungen nicht mehr froh werden. Es ist geradeso, als wollte man ein dichterisches Meisterwerk von hinten nach vorn lesen und nach der Katastrophe über die Peripetie zur Exposition zurückdringen.

Wer den Park so sehen will, wie er gesehen sein muß, der muß seinen Weg von Norden nehmen: von Mammoth Hot Springs zu Norris und den unteren Geysern, von da zum Obern Becken aufsteigen und mit der großen Felsenschlucht abschließen. Durch diese hohle Gasse von Cinnabar muß er kommen, es führt kein anderer Weg zum Parke hin.

---

3. Von Montana durch das Paradies-Thal nach der nördlichen Eingangspforte.

Cinnabar. — Erste Begegnungen.

Und dieser Weg von dem interessanten Livingston nach Cinnabar ist so wundervoll!

Er führt längs des hier wild schäumenden, rauschenden Yellowstone durch phantastisch zerklüftete Felsen, die gewissermaßen den Vorhof des großen Canyons bilden, und die da, wo sie auseinander weichen, Raum für ein ganz herrliches

Thal von wunderbarer Frische und zauberhaftem Liebreiz geben. Es ist das sogenannte Paradies-Thal, das seinem Namen Ehre macht und unzweifelhaft den anmuthigsten Punkten der Vereinigten Staaten beizurechnen ist. Saftig grüne Wiesen steigen auf beiden Seiten des Ufers in willkürlich schönen Erhebungen auf, und der Hintergrund wird durch ein großartiges Hochgebirgs-Panorama geschlossen. Der Ausblick auf die schneebedeckten Häupter der Berge im Park, die 10 000 Fuß und darüber hoch sind — der stolzeste ist der Mount Washburn —, auf die unvergleichlich schöngebildete Bergkette des Schneegebirges — Snow-Mountains — und die riesige Pyramide des „Elektrischen Berges", wird uns fast keinen Augenblick entzogen.

Der Weg folgt immer dem grünen, schäumenden Yellowstone, und die Felsen, die er durchbrochen hat, sind von dem Sturm der Zeiten phantastisch zerklüftet. Es haben sich Naturspiele gestaltet, die an die seltsamen Bildungen des Götterhains in Colorado erinnern. Da sehen wir auf der Höhe eines der Felsen in ganz scharfen Umrissen eine riesige Sphinx gelagert. Die nächste Haltestelle der Bahn führt denn auch den Namen „Sphinx". Dann heben sich vom hellen Hintergrunde des leuchtenden blaugrauen Himmels scharflinig die schwarzen Conturen zweier riesiger menschlicher Profile ab. Es sind vermuthlich dieselben, die Hayden „Giants Face" und „Old Man of the Mountain" getauft hat. Dann hat die Phantasie der ersten Erforscher unzweifelhaft recht idealisirend die Taufnamen beeinflußt; denn bei diesen kolossalen Fratzen denkt man eigentlich weniger an ein „Riesenantlitz" und an den „Alten vom Berge", als an zwei versteinerte kolossale Pennbrüder aus einer sagenhaften Vorzeit. Der Name „Devils Slide", „des Teufels Rutschbahn", ist für die mächtige, schräg abfallende Felswand in schöner rother und gelber Färbung nicht übel gewählt. Der rothe Streifen um

einen der Berge, unmittelbar am Eingange zum Park, hat diesem die Bezeichnung „Zinnober-Berg" gegeben, und demnach heißt auch die kleine Ansiedlung, die den Endpunkt der Bahn bildet, Cinnabar.

In geringer Entfernung vor Cinnabar steht die Hütte des ältesten Ansiedlers in dieser Gegend, „Yankee Jim" genannt, nach dem auch dieses Vorcanyon den Namen „Jim-Canyon" erhalten hat. Er lebt hier seit über dreißig Jahren, ist also zehn Jahre vor den ersten Erforschern in's Land gekommen. Yankee Jim ist ein Mann von etwa sechzig Jahren, mit ernsten, energischen Zügen. Er sieht viel älter aus. Er hat jetzt noch den Ruf, der beste Jäger auf Bären, Elke, Bergschafe, Büffel, Antilopen und Biber in der ganzen Gegend zu sein. Er war alles Mögliche: Goldsucher, Soldat, Trapper, und er erzählt den Reisenden mit Vorliebe von seinen Abenteuern im wildesten Westen, wie er mit seiner Jagd große Vermögen verdient, aber allerdings auch manchmal für einen Sack Mehl über hundert Dollars und für ein Pfund Salz drei Dollars habe zahlen müssen. Von den einzigen Leuten, mit denen ich im Yellowstone-Park zusammentraf, den Wegearbeitern und Soldaten, wurde Yankee Jim sehr verschieden beurtheilt. Bei den Einen stand er in hohem Ansehen, die Anderen erklärten ihn für einen Schwindler und Aufschneider, für einen Renommir-Wilden, der den Reisenden die tollsten Geschichten aufbinde. Daß er ein ausgezeichneter Jäger sei, wurde von Keinem bestritten.

Noch jetzt sind die Ansiedlungen an den Ufern des Yellowstone zwischen Livingston und Cinnabar sehr spärlich. Man kann eigentlich kaum von Ansiedlungen sprechen. An den Haltestellen ist immer nur die Bretterbude für die zwei, drei Bahnbeamten und, wenn es hoch kommt, sind da noch ein paar Zelte oder Blockhäuser für die Leute, die von der Bahn und der Verwaltung des Yellowstone-Parks beschäftigt

werden, aufgeschlagen. Das sind wirklich Leute des „wilden Westens", keine wild aufgeschminkten Buffalo Bills, die sich auf Jahrmärkten zeigen; es sind echte Einsiedler, die Gott weiß welches Geschick oder Mißgeschick in diese wundervolle Einöde verschlagen hat, außer den Wagenschiebern und Steinklopfern nur Jäger und Fischer, die ihre Wäsche im Fluß waschen, sie an den Zweigen der Gesträuche trocknen lassen, und die wir inzwischen nothdürftig oder gar nicht bekleidet gemüthlich Forellen angeln sehen — Naturmenschen, die es gar nicht eilig haben, und die ruhig warten, bis der Fisch anbeißt und die Wäsche getrocknet ist. Es sind die Bewohner der Hütten und Zelte und der Höhlen, die wir hier und da in den zerspaltenen Felswänden erspähen.

Wenn man das Gebiet der Vereinigten Staaten durchfährt, so sieht man die menschlichen Herbergen von der niedrigsten Stufe bis zur höchsten Vollkommenheit in wahren Prachtexemplaren vor sich, vom einfachen Felsenloch und von der Höhle, die die Natur selbst gebildet hat, bis zu dem großartigsten Marmorpalast von unerhörtem Reichthum der Ausstattung und in Verhältnissen, von denen wir Europäer gar keine Ahnung haben. Wir sehen die Wigwams der Indianer; die Zelte der Abenteurer und Jäger; die Dug-outs, in die Erde gebuddelte Löcher, die auf der Höhe des Bodens mit Holz und Reisig bedeckt sind; die Mud-huts, Hütten aus Lehm mit Reisig, nicht so vervollkommnet wie die mexicanischen Adobes; die einfachsten Block-houses, zusammengefügte, unbehauene Stämme, ein Gelaß ohne Fenster, nur mit der Thür, durch die das Licht eindringt; sie sind gewöhnlich oben mit Erde beworfen; dann die etwas verfeinerte Combination von Blockhaus und Bretterbude, behauene Stämme, Gelaß mit Fenster; die Bretterbude aus Latten, die von der Sägemühle zurechtgeschnitten sind, ungestrichen und unheizbar; das Holzhaus einfachster Art, auch noch ungestrichen, aber heizbar,

mit dem von außen angebauten Herd; das vervollkommnete Holzhaus, gestrichen, mit Heizung, Schornstein innerhalb des Hauses, gewöhnlich mit Veranda und einem balconartigen Vorbau; den Holzpalast, ein mit großem Luxus in origineller Architektur durchgeführter Bau, mit allem Comfort, auf das Reichste ausgestattet — es ist das übliche Wohnhaus der reichen Kaufleute des Westens —; und endlich den massiven Bau aus Ziegelstein, Granit und Marmor. Auf unserm Wege nach dem Park sehen wir eigentlich nur die Herbergen der untersten Stufe: Felsenlöcher und einige Zelte.

Bei der Betrachtung der wetterfesten, harten, ernsten Naturmenschen, die hier hausen, kommen sich die verwöhnten Päppelkinder der großstädtischen Kultur recht klein vor. Sie bilden sich ja schon erschrecklich viel auf ihre Leistung im Entbehren ein, wenn sie über dünnen und absonderlich schmeckenden Kaffee, über hartes, zähes Fleisch, über ungeheizte Zimmer bei niedrigem Thermometerstande nicht weiter murren und sich in diese kleinen Unbequemlichkeiten und Belästigungen mit guter Miene schicken. Und nun sehen sie diese Männer, die froh sind, wenn sie in irgend einem Felsenriß einen Unterschlupf finden, die auf hartem, nacktem Boden übernachten, bei Wind und Wetter, in fürchterlichster Sonnengluth und in entsetzlicher Kälte ihr Dasein verbringen und von dem leben, was sie gerade fangen und schießen, allein, ohne Geselligkeit, ohne andere Zerstreuung als die, die ihnen die Natur selbst bietet. Beim Gedenken an diese Menschenbrüder mögen die Besucher des Yellowstone-Parks für die angenehmen Bedingungen, die ihnen hier geboten werden, wohl doppelt dankbar und empfänglich sein: für das immer saubere Zimmer, für das immer gute Bett, ja sogar auch für die Verpflegung, wenn sie auch dem verwöhnten Gaumen nicht sonderlich zusagen mag.

Unser Eintritt in das Gebiet des National-Parks war

amerikanisch charakteristisch. Da die Strecke Livingston-Cinnabar nur während der eigentlichen Reisezeit, Juni bis Anfang October, befahren wird, so hatte uns die Bahnverwaltung einen Extrazug zur Verfügung gestellt. Um diese Zeit, zweite Hälfte des Mai, war es aber nach der Ansicht der Bahnbeamten hier noch nicht recht geheuer, und wir mußten, um westliche Felsengebirgs-Landstreicher nicht zu einem unerwünschten Besuche zu reizen, unsern Salonwagen, der uns seit Monaten gastlich beherbergte, mit dem schwarzen Koch, der so gut für uns sorgte, nach Livingston zurückschicken. In Cinnabar bestiegen wir nun einen eleganten vierspännigen „char à bancs", der uns entgegengeschickt worden war, und wir waren erst ganz kurze Zeit unterwegs in der Richtung auf Mammoth Hot Springs, als uns der Kutscher auf das erste Wunder aufmerksam machte.

Unser Kutscher war übrigens ein Prachtkerl! Nachdem wir bereits vier Tage beständig mit ihm zusammen gewesen waren und nur englisch mit einander gesprochen hatten — und was für Englisch unsererseits! namentlich wenn es sich um landschaftliche Schilderungen und Naturwunder handelte! — betheiligte er sich am Obern Geyserbecken auf einmal, discret übrigens, wie er immer war, mit einigen Worten an der Unterhaltung, die ich mit den Meinigen führte, in deutscher Sprache. Er war von deutschen Eltern in Amerika geboren und verstand so gut deutsch wie wir; er sprach es auch ganz gut. Er hatte es nur nicht für nöthig gehalten, uns diese Kleinigkeit mitzutheilen. Dieser gute Mann zeigte uns also hart am Ufer des Gardiner-Flusses, dessen Laufe wir seit Cinnabar folgten, einen dampfenden Pfuhl. Die heißen Quellen und auch die Geyser sind sehr oft unmittelbar neben dem kalten Wasser gelagert. Hier war der Fluß sehr forellenreich, und hier wird gewöhnlich der Witz gemacht, daß man mit der Angel im Fluß eine Forelle fängt, sich dann um-

dreht und ohne einen Schritt zu gehen den an der Schnur zappelnden Fisch in das heiße Wasser wirft. Jedermann erzählt denn auch als eine der Merkwürdigkeiten des Yellowstone-Parks, daß man da Forellen fangen und ohne sich vom Fleck zu rühren sie gleich in natürlichem Wasser absieden könne. Unser Factotum, der brave Sellers aus Tacoma, den wir als Quartiermacher, Cicerone und Reisemarschall vom fernsten Nordwesten mitgenommen hatten, erbot sich denn auch sofort, das bewußte Kunststück vor uns aufzuführen. Er wollte eine Forelle fangen und sie kochen. Er behauptete, daß das innerhalb weniger Minuten geschehen könne. Aber ich verzichtete auf den Spaß, erstens weil ich gehört hatte, daß die Forellen im Yellowstone und Gardiner nicht gut schmecken und allerhand Parasiten enthalten sollen, und zweitens weil ich zu der Kochkraft des dampfenden Wassers doch nicht das volle Vertrauen besaß. Obgleich ich von Dutzenden von Leuten nachher gehört habe, daß die Sache ihre Richtigkeit habe, bereue ich doch nicht, das Experiment unterlassen zu haben; denn ein paar Tage später, als wir unterwegs frühstücken und die mitgebrachten Eier in dem heißen Wasser kochen wollten, mißlang die Geschichte vollkommen. Das Ei wurde zwar sehr heiß, aber es blieb dünnflüssig, obwohl wir es gewiß fünf Minuten in der heißen Quelle gelassen hatten; und wir hatten dabei nichts weiter gewonnen, als daß es sehr stark nach Schwefel roch. Die Eier in den Gasthöfen, die wahrscheinlich auch in den natürlichen Quellen abgekocht waren, hatten ebenfalls einen starken Schwefelgeschmack.

Als wir eine Weile weitergefahren waren, sahen wir vor uns in leichtem Trab einen hübschen jungen Menschen, den wir zuerst für einen Cowboy hielten. Der breite Schlapphut, mit einem starken Lederriemen um den Kopf befestigt, das blaue Wollenhemd, das Beinkleid aus geripptem Corduroy,

in die hohen Schäfte der Stiefel gesteckt, der Revolver, der aus der Hüftentasche hervorsah, der Lasso, um den Sattelknauf geschlungen — mit einem Worte, die ganze Erscheinung stimmte genau mit der gewöhnlichen der Cowboys überein. Vor sich auf dem Sattel hatte er seinen Futtersack, und als wir uns beim Vorüberfahren begrüßten, rief er uns etwas zu. Der Kutscher hielt, und wir sahen nun, daß in dem kleinen Sack etwas krabbelte; aus der Oeffnung sah neugierig, wüthend, furchtbar komisch, ein kleiner Bär hervor, der sofort um sich schnappte, als Sellers den Versuch machte, das überaus putzige Thierchen, das ungefähr die Größe eines englischen Foxterriers hatte, zu streicheln.

„Wo haben Sie denn das aufgegabelt?" fragte ich erstaunt.

„Well!" antwortete der Reiter. „Ich habe ihn mit dem Lasso eingefangen, nicht weit von hier, etwa eine halbe Stunde westlich. Wir wußten, daß da eine Bärenfamilie ist, und der Kapitän hat mir den Auftrag gegeben, für den Zoologischen Garten in Washington einen kleinen Bären einzufangen. Vorhin habe ich die Familie aufgestöbert, die Mutter und drei Junge, und den Kleinen, der mir gut in den Wurf kam, habe ich gefangen."

„Von der Bärenmutter weg?" fragte ich.

„Ja."

„Hat sich denn die alte Bärin das gefallen lassen?"

„Die Mutter war erstaunt, als sie mich abreiten sah und das Junge am Strick hinter mir her kollerte. Sie setzte uns auch nach, aber ich hatte guten Vorsprung, und ich war schneller. Nach einer Weile hat sie das Rennen aufgegeben. Der Kleine da, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, als er so schnell mitkommen mußte, schlug einen Purzelbaum um den andern, und als ich in Sicherheit war und ihn am Strick aufzog, war er ganz duselig. Da habe ich ihn in den Sack

gesteckt, die Schlinge gelöst, und jetzt ist er wieder ganz vergnügt, wie Sie sehen."

Während seines Berichtes hatte der junge Soldat von Zeit zu Zeit einen liebevollen Blick auf den kleinen Bären geworfen, der noch immer aus dem Sack hervorsah und einstweilen sehr schlechter Laune zu sein schien. Sobald man sich ihm irgendwie näherte zeigte er die kleinen Zähne und wollte beißen.

Wir verabschiedeten uns von dem Bärenfänger, der schnalzte und vergnügt weitertrabte.

---

4. Mammoth Hot Springs.

Die Terrassenbauten.

In der Mittagsstunde eines wundervollen, sonnigen, frischen Maitages kamen wir in Mammoth Hot Springs an. Das große Hotel, ein mächtiger, ganz in amerikanischem Stile errichteter Holzbau mit einer gedeckten Veranda, die sich an der ganzen Breite des Erdgeschosses entlang zieht, und einem klotzigen sechseckigen Thurm, war noch geschlossen. In der kleinen bretternen Filialherberge, die unter derselben Verwaltung steht, waren für uns, für die ersten Gäste des Jahres, Zimmer hergerichtet. Außer uns wurden noch etwa zwanzig Arbeiter, die die Wege in Ordnung zu bringen hatten, da verpflegt. Die Freuden der Tafel fesselten uns nicht allzu lange, und beim ersten Schritt aus dem Hause merken wir, daß wir auf einem außerordentlichen Stück Erde uns befinden. Wir sind in einem weiten, ringsum von grauen, stumpf abgerundeten Bergen umschlossenen Kessel. Alle diese Berge

haben ziemlich regelmäßige, parallel laufende Einschnitte, und diese, aber auch nur diese, sind mit Tannen und Föhren dicht bestanden, während die dazwischenliegenden Theile das graue Gestein des Felsens zeigen. Es macht den Eindruck, als ob ein Heer von Bäumen in tadellosem Parademarsch über die nackten grauen Berge defilirte.

Der Boden des Kessels ist merkwürdig hellfarbig und wird, wenn wir uns nur wenige Minuten von unserer Herberge entfernen, schneeig weiß. In unserer nächsten Nähe ragt aus dem hier völlig flachen Boden ein auffälliges steinernes Gebilde auf: eine starke Säule, die auf breiter Basis aufsteigt und sich nach oben ein wenig verjüngt, unregelmäßig geschichtet, mit Rissen und Sprüngen, verwittert, graufarbig; in ihren Umrißlinien hat sie mit einer phrygischen Mütze wirklich einige Aehnlichkeit und verdient ihren Namen: „Liberty Cap“. Diese Kalksäule ist unten 20 Fuß dick, oben etwas weniger, und hat eine Höhe von 42 Fuß. Wenn wir diese „phrygische Mütze“ nach einigen Tagen auf unserer Rückkehr von den großen Geysern wiedersehen, so unterliegt es auch für den Laien nicht dem geringsten Zweifel, daß diese hohe Säule der letzte Zeuge der verschwundenen Pracht eines erloschenen Geysers ist. Sehr ähnlich gestaltete Kalkablagerungen, nur in kleineren Verhältnissen, haben wir seitdem zu Dutzenden gesehen.

Gehen wir nur ein paar Schritte weiter, so bietet sich unserm entzückten Blick ein unendlich eindrucksvolleres Schauspiel dar. Wir sehen die ersten „Terrassen“, Bauten von einer Schönheit und Anmuth und von einer Farbenpracht, daß man das Meisterwerk eines Künstlers vor sich zu haben glaubt. In zehn, zwölf verschiedenen Geschossen, die in sanfter Steigung übereinander sich aufschichten, sieht man schön gerundete, von Zacken und Strähnen geschmackvoll eingefaßte Wannen, ziemlich flach, von verschiedener Größe, phantastischen

Muschelschaalen vergleichbar, in reizvollster Anordnung, mitunter symmetrisch, dann wieder die Gleichartigkeit launisch durchbrechend, sich willkürlich aneinander reihend. Die einzelnen Becken sind von ganz verschiedener Größe. Die einen haben einen Durchmesser von nur wenigen Zoll, andere von sechs bis acht Fuß und darüber; die einen sind ganz flach, zwei bis drei Zoll tief, während die großen eine Aushöhlung von mehreren Fuß haben. Die meisten dieser kleinen Becken und größeren Wannen sind mit wundervoll klarem durchsichtigem, heißem oder warmem Wasser gefüllt; und da die heiße Quelle auf der obersten Stufe liegt und diese natürlichen Wannen füllt, so ergiebt sich von selbst, daß die auf den höchsten Stufen gelegenen Becken auch die höchste Temperatur aufzuweisen haben. Das heiße Wasser kühlt sich immer mehr ab. Auf den mittleren Stufen zeigt es nur noch eine mittlere Wärme, und wenn es ganz unten die tiefgelegenen Schaalen füllt, ist es kaum noch lauwarm. Ein Badegast könnte sich also das Vergnügen machen, mit einem lauen Bade unten anzufangen und von Stufe zu Stufe, von Wanne zu Wanne bis zur unerträglichen Hitze der höher und höchstgelegenen Pfuhle hinauf-, oder umgekehrt von der Hitze durch Lauheit zur Kühle herabzuklettern. Wenn das Wasser oben aus der Quelle austritt, hat es eine Temperatur von 70 Centigrad und darüber; in den Schaalen der untersten Stufen ist es so abgekühlt, daß man es ohne weiteres trinken könnte.

Man muß indessen mit dem Genuß des so verlockend klaren Wassers im Gebiete des Yellowstone-Parks sehr vorsichtig sein, und mancher hat seine Neugier, wie diese oder jene Quelle wohl schmeckt, in unangenehmster Weise büßen müssen. In Livingston war ich mit zwei Leuten zusammengetroffen, die im vergangenen Sommer den Park durchwandert hatten. Der Eine hatte sich durch den Genuß des Wassers einen sehr lästigen Ausschlag zugezogen, der ein unleidliches

Kitzeln und Jucken auf der ganzen Haut verursachte und ihm die Hälfte der Reise verdorben hat. Der Andere hatte unvorsichtigerweise einen Becher aus einer Alaunquelle getrunken, und eine Stunde darauf zog sich der Schlund, der Kehlkopf, die Speiseröhre so zusammen, daß der Unglückliche kaum noch athmen konnte und ein paar Tage in der Herberge am Firehole-Flusse im Bett bleiben mußte. Wochenlang nachher hatte er noch heftige Schmerzen beim Schlucken. Die chemisch analysirten, vollkommen unverfänglichen und zum Theil recht wohlschmeckenden kalten Mineralwasser sind den Kutschern wohlbekannt. Sie sind auch daran kenntlich, daß gewöhnlich ein Glas oder ein metallener Becher daneben auf dem Boden steht und irgend ein wohlmeinender Tourist irgendwo die Aufschrift: „gutes Trinkwasser" angebracht hat.

Dem Wasser in den Schaalen auf den oberen Terrassenstufen entströmt unausgesetzt heißer Dampf; unten aber kann man ohne Belästigung bis auf den Grund blicken. Da sieht man denn durch das durchsichtig helle Wasser die reizendsten, merkwürdigsten Formationen: Riesenkorallen mit Schuppen und ananasförmigen Beulen, feste Eisblöcke und losgelöste Schollen, dazwischen fabelhafte Thiergestalten, Seepolypen, dann wieder Zacken und Thürmchen, Alles niedlich, klein, zierlich. Alles das sollen wir später in großen Verhältnissen noch phantastischer, noch zauberhafter in der Wirkung in den großen Geyerseeen wiedersehen.

Wenn wir am Fuße dieses Terrassenhügels stehen, so haben wir genau den Eindruck, als ob aus den überfüllten Schaalen das Wasser hier in dünnen Strähnen, dort in breitem, welligem Schwall überlaufe und in das Becken der nächsten Stufe herabflösse, die Becken dieser Stufe wiederum überfüllte und so bis zur Sohle in einem wunderbar schönen Wasserfall herabliefe. Es wirkt mitunter durchaus wie das flüssige Element.

Die aus dem runden Becken überlaufenden Strahlen und Strähnen haben die herrliche, zartgrüne Gletscherfarbe und feuchten Glanz. Bei anderen dieser kunstvollen Naturbauten wirkt dieser wundersame Wasserfall vollkommen wie vereist und erstarrt. Hier wird die Täuschung durch die schneeig weiße kalte Farbe unterstützt. In Wahrheit ist es weder flüssiges Wasser, noch erstarrtes Eis; es sind die Kalkniederschläge der heißen obengelegenen Quellen, die diese märchenhaften versteinerten Wasserfälle hervorrufen.

Aber nicht in der Architektur, so wundervoll sie auch ist, so wahrhaft sich unser Auge auch an der Wohlgestalt der einzelnen großen und kleinen runden Schaalen mit ihren verzierten Rändern, mit ihrem reizvollen Innern, und an der Aneinanderfügung und Aufthürmung aller dieser Becken und Wannen erfreut — in ihrer Farbe liegt der größte Zauber und Reiz dieser Wunderbauten. Das Colorit ist von geradezu unbeschreiblicher Schönheit und Pracht, Zartheit und Kraft. Diese Terrassenhügel in ihren geradlinigen Stufen, mit den rund vorspringenden Becken, diese versteinerten Cascaden leuchten allesammt in den lichtesten Farben von feinsten Schattirungen. Worte vermögen den Reiz dieser Färbung, von dem selbst die Meisterhand des Malers nur eine schwache Andeutung geben könnte, nicht zu schildern.

Der verkalkte Schwall, der von der Höhe nach kurzer Rast auf jeder einzelnen Stufe herabzurauschen scheint, zeigt hier einen breiten, hellen Streifen im glänzendsten Weiß des Gischts, der alsdann in ein wundervoll aufgelichtetes Resedagrün übergeht. Ganz unvermittelt wirkt sich dann ein Streifen in kräftigem Quittegelb dazwischen, der sich zu einem duftigen hellröthlichen Gelb, einer Zwischenfarbe zwischen Hellrosa und Salm, verwandelt. Dann kommen alle Nüancen des Blau, Braun und des Roth vom kräftig leuchtenden Zinnober bis zum dunklen Himbeer. Auch schwarze kohlige Strähnen

schießen hie und da ein, um dann wieder von einem breiteren Falle von strahlendem Weiß mit willkürlichen rothen Tupfen — wie Schnee mit Zimmet bestreut — abgelöst zu werden. Daneben dann wieder das wunderbar schöne matte Himmelblau eines dunstigen Morgens.

Die kräftigen intensiven Farbentöne sind verhältnißmäßig spärlich vertreten. Das Ganze übt eine durchaus lichte duftige Wirkung. Weiß und die hellsten Nüancen von Rosa, Blau, Grün, Gelb und Braun sind vorherrschend.

So hat man bald den Eindruck eines unwahrscheinlich schönen Zauberbrunnens, der über eine von Künstlerhand hergestellte staffelförmige Höhe in märchenhaft schönen Farben herabfällt, bald glaubt man wiederum einen durch eine unerklärliche Gewalt gebannten, vereisten und erstarrten Wasserfall vor sich zu haben. Unglaubhaft wirkt das Schauspiel immer. Wir glauben zu träumen. Denn der zauberhafte Brunnen in seiner lichten harmonischen Buntheit rauscht nicht, der Eisberg, den wir erklettern, brennt uns in Wahrheit unter den Sohlen, und aus dem klaren blauen Wasser, das sich in den eisigen Schaalen sammelt, entströmt heißer weißer Dampf. Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan! Der Schnee dampft, das Eis glüht, das gewaltsam herabstürzende Wasser erstarrt steinig.

Am vollkommensten ist die Täuschung bei der herrlichen Mound Terrace. Hier sehen wir, wie das Wasser mit furchtbarer Gewalt jäh von der Höhe herabstürzt, in die Felsenrisse und Klüfte hineinspringt, schäumend aufgejagt mit hoch aufgespritztem Gischt weiter stürzt, sich in breite Ströme und schmale Rinnsale zertheilt und den wildzerklüfteten Felsen ganz überfluthend in die Tiefe rast. Selbst wenn man unmittelbar davorsteht, hat man noch immer die Empfindung, daß die den Felsen bedeckende Masse Wasser sein müsse. Aber Alles ist starr und stumm, und die Unbeweglichkeit und Lautlosigkeit

läßt uns erkennen, daß auch hier das flüssige rauschende Element verkalkt ist.

Während wir die Hauptterrassen besichtigen — Minerva, Jupiter, Kleopatra, den großen Monarchen, und wie sie alle heißen, die eine immer schöner als die andere —, vernehmen wir beständig unter uns ein leises unterirdisches Grollen und Brummen, und da, wo die Erdkruste durchbrochen ist, hören wir das Wallen, Sieden, Brausen und Zischen, die unwillige Vermengung der feindlichen Elemente Feuer und Wasser.

Oben auf den abgeflachten Höhen dieser kalksteinigen Cascadenhügel finden wir in Becken, die in ihrer Gestaltung den Schaalen der tiefergelegenen Terrassen genau entsprechen, also in starken Wannen mit muschelförmiger Ausladung, die heißen, stark dampfenden Quellen, die so reichlich Kalk absetzen, daß überall schollenartige Gebilde von merkwürdigstem Colorit entstehen. Es brodelt beständig, und in der Mitte steigen Blasen auf. Der starke Dampf verhindert hier gewöhnlich den Blick auf die Tiefe. Geht aber der Wind darüber, so sehen wir in dem Becken wieder die märchenhaften Bildungen in wundervoller Farbe, die sich jetzt unter dem gekräuselten Wasser zu beleben und zu bewegen scheinen. Die Natur hat hier ihre reichste Erfindungsgabe in der mannigfaltigen Gestaltung erweisen wollen. Wie bei aller Gleichartigkeit in der Anlage die Terrassenhügel eine unendliche Mannigfaltigkeit zeigen, sowohl in der Bildung, wie in der Anordnung der einzelnen Theile, der Stufen und Schaalen, und wie die einen von den anderen im Ganzen wieder starke Unterschiede aufweisen, so sind auch die heißen Quellen in ihrer äußerlichen Beschaffenheit grundverschieden von einander. Die einen brodeln wie Strudel über dem Niveau des gekräuselten Beckens, das sie sich gebildet haben, auf, andere scheinen an mehreren Stellen zugleich den Boden durchbrochen zu haben und sickern kaum erkennbar aus Sprüngen und Rissen des Bodens auf,

wieder andere fallen von einer höhergelegenen Ebene herab. Auch die Färbungen, die die Quelle ihrer nächsten Umrahmung giebt, sind durchaus verschieden. Bei den einen, wie bei den Spouting Springs, sehen wir ein Gebilde, das einer Kröte zu vergleichen ist, aus deren Maul das heiße Wasser unabläßig hervorsprudelt. Das große Becken der „Schwefelquellen", die, man weiß nicht, woher kommen, macht in seinen scharfen Abschnitten dagegen den Eindruck einer Landkarte mit verschieden gefärbten Staaten. Bei genauerer Betrachtung sieht man unter dem flachen seichten Wasser, das vollkommen klar ist, eine wundervolle Landschaft mit grün bewachsenen Feldern, inmitten einen See. Das Charakteristische ist hier die scharfe Abgrenzung der Farben für jeden einzelnen Theil des Bildes. Jede einzelne dieser unzähligen Quellen hat ihre Eigenheit, ihr besonderes Merkmal, ihren individuellen Reiz.

Die Schönheit aller dieser Bildungen wird durch die herrliche landwirthschaftliche Umrahmung noch beträchlich gehoben. Der hügelige Boden ist von kräftigstem Nadelholz, von schönen starken Stämmen dicht besetzt, und die heißen Quellen mit ihren Kalkbauten leben mit der gesunden und kräftigen Vegetation in freundnachbarlichstem Verhältniß. Sie tödten nur die Bäume, die ihnen bei der Bildung ihrer herrlichen Bauten wirklich im Wege stehen. Hie und da ragt noch aus einer der Stufen der kalkigen Terrasse der abgestorbene Stamm eines Baumes hervor, der wie vom Zuckerbäcker mit einer weißen glänzenden Schicht überzogen ist. Von den meisten Bäumen aber, die von der heißen Quelle für ihren Bau ausgerodet werden mußten, ist keine sichtbare Spur übrig geblieben. Im Gegensatz zu der Rohheit der menschlichen Ansiedler, die, um einen Morgen urbar zu machen, gleich den Wald anstecken, und wenn auch hundert Morgen dabei entwaldet werden sollten, vernichten die mineralogischen Urbarmacher, die heißen Quellen, nur die Bäume, die sie thatsächlich

nicht dulden können. Aber in ihrer unmittelbaren Umgebung wächst und grünt der Wald in herrlichster Frische und Kraft.

Außer den terrassenförmigen Kalkbauten errichten sich die heißen Quellen auch plumpe, ungestalte, mitunter ziemlich hohe Hügel, die wiederum eine gewisse Uebereinstimmung im Großen und Ganzen und unendliche Verschiedenheiten in allen Einzelheiten zeigen. Sie sehen ungefähr so aus wie ein riesiger Elephant mit dem großen Kopf, den langen Ohrlappen und dem gekrümmten Rücken. Diese Formation weisen namentlich die Narrow Gauge (Schmalspur), die Glen Springs (Schluchtquellen) und der weiße Elephant auf. Der oberste Grat, auf dem man entlang geht, ist von der vulcanischen Macht in kleine Löcher, von denen die kleinsten die Größe eines Stecknadelknopfes haben, und in längere Risse geborsten. Da heißt es: aufpassen! Denn der Grat ist mitunter sehr schmal, kaum zwei Fuß breit, und schlüpfrig. Die Wanderung ist jedoch vollkommen gefahrlos. Im schlimmsten Falle rutscht man aus, fällt ein paar Fuß tief, wo es breiter wird, steht wieder auf und klettert auf den Grat zurück, um sich an dem reizenden Naturschauspiele zu erfreuen. Denn aus allen diesen kleinen Löchern und Rissen dampft und sprudelt es. Es sind lächerliche Miniaturgeyser für den Taschengebrauch, die einer neben dem andern mit komischem Geräusch gurgelnd und quackernd aufspritzen — die bescheidensten kaum ein paar Zoll und auch die stolzesten unter diesen Zwergen höchstens drei bis vier Fuß hoch. Unter dem Boden, der so heiß ist, daß wir die Hitze durch die dicken Doppelsohlen unserer Fußbekleidung empfindlich verspüren, surrt und brodelt es wie in einem Theekessel. Ganz reizend sind die zarten porzellanartigen Einfassungen, die sich diese Liliputgeyser um ihr Kratermündchen bilden, schön ausgezackt oder gerundet und in den herrlichen zarten Tönen, die wir von den Terrassenbildungen her schon kennen.

Mitunter zeigt der Rücken des Kalkhügels auch eine Kette von aneinandergereihten schildartigen kleinen Buckeln. In der Färbung ist wieder das gelbliche Hellgrün, das Rosa und das schneeige Weiß vorherrschend; und Alles erhält durch das spärlich herabtropfende Wasser, das die ganze Weite schwach bedeckt und beständig dampft, einen feuchten schimmernden Glanz. Das Ganze wirkt mit einem Worte wie versteinerte Wellen in wundervollem Colorit, die sich durch dampfenden Schnee hindurcharbeiten.

Der Weg von der einen dieser Quellenwiegen zur andern führt in anmuthigen Senkungen und leichten Steigungen fast unausgesetzt durch dichten schönen grünen Wald, und wenn er sich lichtet, sehen wir in einiger Entfernung zu unseren Füßen oder über uns die hellleuchtenden Terrassen, deren jetzt von der Sonne grell beschienenes Weiß unser Auge blendet, in den schönen Muschelschaalen das tiefblaue Wasser, aus dem der Dampf kräuselnd aufsteigt, in der Ferne die majestätische dunkle Kette der mit ewigem Schnee bedeckten Berge und über uns den wolkenlosen blauen unendlich hohen Himmel des Hochgebirges.

Auf unserer Wanderung durch den Wald stoßen wir auch auf eine merkwürdige Höhle, die 50 Fuß tief und etwa 100 Fuß lang ist. Ein schmaler Riß in der Erde bildet den Eingang. Eine senkrecht stehende Leiter führt in die Tiefe. Die Wände dieser Höhle bestehen aus wulstigen Kalksteinbildungen, die etwa wie Vorhänge, die vom Winde gebauscht werden, aussehen. „Teufelsküche", „Devils Kitchen", wird diese Höhle genannt. Die Bezeichnung paßte eigentlich mehr auf das ganze Gebiet als auf diesen einzelnen Theil. Man hat in der That oft die Empfindung, als ob hier in einem unermeßlichen Hexenkessel von infernalischen Mächten die seltsamsten Dinge zusammengebraut würden.

Wenn für den Geologen diese heißen Quellen und Geyser

„nur noch das letzte Stadium jener wunderbaren vulcanischen Actionsperiode bezeichnen, welche im tertiären Zeitalter ihren Anfang nahm, und die letzten Versuche der einst so machtvollen Kräfte, die jetzt im Dahinschwinden begriffen sind, offenbaren", so nimmt der Laie hier weniger den Proceß des Dahinschwindens und Absterbens wahr, er sieht vielmehr ein ewiges Werden, gewissermaßen ein unfertiges Stück Erde, Urgeschichte in der Gegenwart, die Schöpfung inmitten ihrer Arbeit. Er glaubt selbst in der Werkstatt der Erdschöpfung zu sein, und das geheime Walten der unterirdischen Naturkräfte enthüllt sich ihm hier im Sonnenlichte. Vor seinen Augen sieht er die Berge entstehen, sieht, wie sich die kleinen Kalkhügel durch das ewige Bespülen von der heißen Quelle sozusagen vor seinen Augen erheben, wie sich die weißen vegetabilischen Fasern, die das Wasser aufschwämmt, verdichten, wie sich diese Fasern und Fähnchen, die zunächst zarten Straußfedern vergleichbar sind, zu anmuthigen kleinen Wällen aufbauen, kleine Becken bilden und so die Anfänge jener sonderbaren schönen terrassenförmigen Formation der citadellenartigen Berge zeigen, die unsere Bewunderung hervorgerufen haben. Er sieht, wie die Erde platzt und reißt, wie sie hier trichterförmig einfällt, dort einen kleinen Maulwurfshügel aufwirft, die später einmal schauerliche Krater und vulcanische Pyramiden sein können; wie das Wasser kleine Rinnen gräbt, die vielleicht in einer fernen Zukunft eine jener majestätisch schauerlichen Schluchten sein werden, deren grausige Wildheit uns das Walten der Naturkräfte in der ergreifendsten Sprache offenbart. An der einen Stelle hat sich der Rücken des Kalkberges schon völlig gefestigt, an einer andern ist er noch weich wie Wachs und bewahrt die Spuren unseres Fußes. So wirkt das Gebiet auf uns, auf den Nicht-Geologen, wie ein kolossaler Anachronismus, wie ein Stück Erde, das bei der Gestaltung, wie wir sie allein kennen und begreifen

können, vergessen zu sein scheint und als das merkwürdigste Zeugniß aus einer andern Schöpfungsperiode in unsere Gegenwart der fertigen Erde hineinragt.

---

5. Längs des Gardiner-Gießbachs nach dem Norris-Becken.

Das Goldene Thor. — Die Obsidian-Felsen. — Der Biber-See.

Zu früher Stunde brechen wir von Mammoth Hot Springs auf, um das erste eigentliche Geyserbecken, das nach dem frühern Superintendenten des Parks, dem Oberst Norris, der auch den ersten Ausbruch des „Excelsior" beobachtet und sich durch vernünftige Anlage der Wege große Verdienste erworben hat, benannt ist. Dieser erste Weg ist auch der beste, und die kräftigen Pferde überwinden die starke Steigung ohne besondere Schwierigkeit. Er läuft am Fuße der Bunsen-Spitze vorüber in fast gerader Richtung südlich. Zunächst geht es durch den Wald, der da, wo er nicht ruchlos zerstört worden ist, Kraft und Gesundheit zeigt. Das widerwärtige Schauspiel der kolossalen Waldbrände mit den verkohlten, schwarzen Stangen und den vom Wetter gebleichten Baumleichen bleibt uns natürlich auch hier nicht erspart. Von Zeit zu Zeit sehen wir in größerer oder geringerer Entfernung weiße Dampfwölkchen aufsteigen. Es ist da irgend ein kleines Geyserchen, das sich, ohne beachtet zu werden, zu seinem Privatvergnügen Luft macht.

Nach etwa einstündiger Fahrt gelangen wir in eine wildromantische malerische Felslandschaft mit zerrissenen, zerklüfteten, starr aufsteigenden Wänden, die in sehr schönen Farbentönen, in denen das Grünlich-Gelb und Hellviolett vorherrscht, in der Morgensonne goldig aufleuchten. Die gegenüberliegenden

Berge neigen sich in sanfteren Senkungen zu Thal und sind mit tiefgrünem Nadelholz dicht bestanden. An den nackten schönfarbigen Felswänden ist eine schmale, nicht sehr vertrauenerweckende Holzbrücke angebracht, die von einem abgesprengten einsamen Felsblock, dem „Pförtner" geheißen, bewacht wird.

Der farbige Glanz der fast senkrecht aufstrebenden Felswand hat der Stelle, wo die aufsteigenden Wände am nächsten zusammenrücken, und wo sich durch die enge Felsenschlucht in wilden Sätzen der schäumende Gießbach in das sechzig Fuß tiefer gelegene Bett stürzt, den in Amerika so beliebten und oft wiederholten Namen „Goldenes Thor" gegeben.

Sobald wir das Goldene Thor passirt haben, thut sich ein weites Hochplateau auf, dessen Hintergrund von sehr eigenthümlich gespalteten Schneebergen abgegrenzt wird. Es sind fünf Berge, von denen vier eine zusammenhängende Gruppe bilden — der fünfte, höher und bedeutender, steht abgelöst von dieser Gruppe —, die „Quadranten" und „Holmes" geheißen. Sie zeigen die Gestalt der Pyramiden in einer solchen Regelmäßigkeit, daß man unter anderen Größenverhältnissen an ein Werk von Menschenhand glauben könnte. Aber die Quadranten und der Mount Holmes sind über 10 000 Fuß hoch.

In erfreulicher Abwechslung führt nun der Weg durch Wald und Fels. Das scharfe Auge unseres Kutschers erspäht hie und da die Spuren des Wildes, das hier geschont wird und im Gefühl seiner Sicherheit sich auch an die Fahrstraße heranwagt. Er macht uns auf die Tapfen des riesigen Wapiti-Hirsches (Elk) aufmerksam. Wir sehen im Grün die kolossalen abgestoßenen und gebleichten Geweihe liegen, die mit todten Baumzweigen eine so täuschende Aehnlichkeit haben, daß wir absteigen und erst durch genaue Prüfung uns von der Richtigkeit seiner Aussage überzeugen. Er zeigt mit der Peitsche auf einen Felsenriß in unserer nächsten Nähe, und

da sehen wir ein Murmelthier, das mit seinem reizenden Köpfchen und den unendlich klugen Augen uns neugierig eine Weile betrachtet, dann mit unglaublicher Behendigkeit in einigen kühnen Sätzen sich unseren Blicken entzieht. Hunderte, ja tausende der vergnügten niedlichen kleinen gestreiften Eichhörnchen Chip-muck — viel zierlicher und kleiner als unser Eichhorn — mit braunem Köpfchen, grauem Leib, mit einem breiten dunkelbraunen Streifen über den Rücken und schwarz eingefaßten weißen Seitenstreifen, huschen mit putzigster Geschwindigkeit über unsern Weg, klettern an den Stämmen pfeilschnell auf, sind hier und da und überall und verschwinden, man weiß nicht wie und wo.

Die östliche „fork" des Gardiner-Flusses, den wir einigemal überschreiten, behalten wir fast immer im Auge. Schon aus ziemlicher Entfernung erblicken wir nahe dem Wasser einen eigenthümlich gebildeten und gefärbten Felsen. In tiefem Grau, in den glitzernden Brüchen schwarz, steigt fast senkrecht der zweistöckige, aus ziemlich regelmäßigen fünfkantigen Säulen gebildete Felsen auf. Auf diesem schwarzgrauen Säulenbündel des untern Geschosses ruht in gröberer und klotzigerer Bildung das zweite Geschoß mit viel mächtigeren, aber auch viel weniger regelmäßigen und plumperen Felssäulen. Der abgeplattete Gipfel ist mit Fichten und Tannen bestanden. Das sind die Obsidian-Felsen. Der ganze Weg ist mit abgesprengten Stücken dieser Glaslava belegt, die im Bruch mit ihren schneidend scharfen Kanten tief schwarz, pechig glänzt. Der Obsidian gehört zu den erstarrten vulcanischen Producten. Die alten Mexicaner verwertheten diese Glaslava vielfach zu Werkzeugen und Kunstwerken. Aus Obsidian fertigten sie ihre Messer, ihre Pfeilspitzen und die von den Alterthumsforschern so hochgeschätzten altaztekischen Masken, von denen im Museum zu Mexico besonders schöne Exemplare erhalten sind. Als ganz besonders werthvolle

mexicanische Alterthümer werden die sehr sauber geschliffenen Platten, die Obsidianspiegel, geschätzt. Die Obsidian-Felsen im Yellowstone-Park gelten als ein geologisches Unicum. Unser hervorragender Geologe K. A. von Zittel in München, der über das „Wunderland am Yellowstone" eine sehr fesselnde und belehrende, leider nur zu kurze Abhandlung veröffentlicht hat (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorff), bezeichnet diese Obsidiansäulen als geologisches Wunder, „denn dieses in vulcanischen Gegenden vielverbreitete Gestein zeigt äußerst selten prismatische Absonderung".

Von Mammoth Hot Springs kommend haben wir die Obsidian-Felsen zu unserer Linken. In unmittelbarer Nähe, auf der rechten Seite, ist der merkwürdige Biber-See, der seiner ganzen Breite nach von den Bibern mit etwa vierzig bis fünfzig kunstvollen Dämmen, aus todten Stämmen und Rasen gebildet, so zweckmäßig und sauber in der Ausführung durchzogen ist, daß man mit wahrer Bewunderung vor diesen Pionieren der Thierwelt erfüllt wird. Ueber den See flatterten und schnatterten in unharmonischem Gekreisch Schaaren von zahllosen wilden Enten, Gänsen und Kranichen. Von hier an bis zu dem Absteigequartier am Norris-Becken ist der Weg ziemlich uninteressant und langweilig.

Das Norris-Geyser-Becken ist das höchstgelegene des Yellowstone-Parks: 7530 Fuß über dem Meeresspiegel, also etwa 1200 Fuß höher als Mammoth Hot Springs und 200 Fuß höher als das Obere Geyser-Becken mit den kolossalen Geysern. Die schönen mineralischen Niederschläge, die Sinter der heißen Quellen von Mammoth, bestehen hauptsächlich aus Kalk, während die Ablagerungen im Norris-Becken nach Zittels Angaben fast ausschließlich aus Kieselerde bestehen. In der Wirkung ist das ungefähr dasselbe, und auch der Geologe kann äußerlich den schneeweißen Kieselsinter von

Norris von dem Kalktuff der Mammoth-Quellen kaum unterscheiden.

Nachdem wir ein paar Stunden durch den Nadelwald gefahren sind und uns während dieser letzten Zeit nichts Besonderes mehr zu fesseln vermocht hat, gelangen wir ganz plötzlich an eine Lichtung, und das ungeheure Geyserbecken von Norris liegt zu unseren Füßen.

Der erste Eindruck bestärkt durchaus die Richtigkeit des Bildes, das wir für die Eigenthümlichkeiten von Mammoth Hot Springs gebraucht haben. Wenn wir dort die Empfindung hatten, daß wir gewissermaßen im Vorzimmer der Fabrik uns befänden, dort die Pläne und Modelle der Maschinen erblickten und nur das dumpfe Surren und Schnurren vernahmen, so wirkt der Anblick, der sich uns jetzt darbietet, durchaus so wie der einer riesigen Fabrik, oder vielleicht noch richtiger im Bilde, wie einer Fabrikstadt. Dasselbe oder doch ein ganz ähnliches Bild habe ich zu Dutzenden Malen gesehen, wenn ich vom Döppersberg aus auf die großen Industrie-Schwesterstädte des Wupperthals hinabblickte oder über die Haardt von Elberfeld nach Barmen spazierte: aus hunderten von Schlöten den aufsteigenden Dampf, hier in ununterbrochenem Kräuseln, dort mit pulsirenden Stößen aufgepafft, während die Werkstätten der menschlichen Thätigkeit durch einen dichten grauen dunstigen Schleier den Blicken des auf der Höhe Stehenden entzogen sind. Auch hier sieht man auf der ganzen Weite und Breite der mächtigen Einsenkung, die einen Umfang von sechs englischen Quadratmeilen hat, und deren Durchwanderung vier bis fünf Stunden in Anspruch nimmt, allerorten den Dampf aufwirbeln — hier regelmäßig und ununterbrochen, dort stoßweise, bald nachlassend, bald mit vermehrter Kraft aufschnellend. Allerdings kommt eine ganz neue Erscheinung und die merkwürdigste hier hinzu. Inmitten des schneeig weißen Dampfes sehen wir ab und zu

eine Wassersäule springbrunnenartig unter gewaltiger Dampfentwicklung aufspritzen, die alsbald wieder versinkt, um nach kurzer Zeit auf's neue, zunächst in kleineren Vorstößen, und endlich wieder in vollster Kraft aufzusteigen, um alsdann wiederum in die dampfende Tiefe zu versinken. Und noch in einem andern Punkte unterscheidet sich die Wirkung dieser erstaunlichen unterirdischen Fabrik von der unserer großindustriellen Hochburgen: in der Färbung. Hier ist nichts Schwarzes, Rußiges, Kohliges zu erblicken, der ganze Boden schimmert in Weiß und in den lichtesten Farben.

Und haben wir uns einmal mit dem Dampf, der aus den Rissen und Löchern des Bodens und den breiteren Wasserspiegeln der heißen Geyserpfuhle aufströmt, und der uns vor Allem den Vergleich mit einer riesigen Fabrik aufdrängte, abgefunden, so legt uns die Färbung des Beckens und auch die Gestaltung ein anderes Bild nahe. Wir haben durchaus den Eindruck, eine weite und breite geeiste Fläche vor Augen zu haben, die im Aufthauen begriffen ist. Die weite Fläche ist in Schollen zerrissen, von denen einige noch mit Schnee bedeckt sind, während diese schneeige Hülle auf anderen schon zerschmolzen ist und das schöne helle durchsichtige Gletschergrün des eisigen Blocks zeigt. An einigen Stellen sind die Schollen gelockert, mitunter sogar schon weit auseinandergesprengt, und da, wo die Eisschicht ganz gewichen ist, erblickt man das himmelblaue Wasser von wundervoller Klarheit.

Inmitten dieses großen Beckens steigt eine Insel sanft auf, die mit schönen Tannen bedeckt ist, und ringsum wird das Becken von einem Höhenzuge eingefaßt, den ein dichtgeschlossener herrlicher Fichtenwald krönt. Darüber erheben sich als Abschluß des Bildes die in Eis und Schnee starrenden Norris-Berge.

6. Die bedeutenderen Geyser des Norris-Beckens.

Das Wetter war ziemlich frisch, beinahe kalt, und die feuchte Wärme, die dem Boden entstieg, that uns sehr wohl, ohne daß wir vom Schwefelgeruch allzu sehr belästigt worden wären.

Läßt sich das Norris-Becken auch an Schönheit und Anmuth mit dem von Mammoth nicht vergleichen, so macht es doch durch seine viel großartigeren Verhältnisse einen um so tiefern Eindruck. Auf Schritt und Tritt sehen wir die unheimlichen Zeugen der unterirdisch wirkenden fürchterlichen Kräfte. Ueberall tiefe Löcher, Risse und Einklüftungen, mit Dampf und Wasser gefüllt.

Während unseres nahezu fünfstündigen Umgangs schreiten wir fast unausgesetzt auf schlüpfrigem, weichem, nachgiebigem, warmem und von den unterirdischen Dämpfen und heißen Wässern geschmeidigtem Boden, in den sich unser Fuß oft bis über die Knöchel eindrückt, während sich die Spur sogleich mit dem erhitzten Wasser füllt. Und da fängt es dann auch auf der Stelle an zu brodeln und zu dampfen.

Für Alles in der Welt hat man zu zahlen, und die Befriedigung der Wißbegierde haben schon die ersten Menschen recht theuer erkauft. Im Yellowstone-Parke kommen wir freilich verhältnißmäßig ziemlich wohlfeil davon, aber umsonst wird uns der Einblick in die furchtbare Werkstatt der schmiedenden Naturkräfte doch nicht geboten. Manchmal, wenn wir an einem der Geyserseeen oder einer der gerade thätigen Springquellen vorüber müssen und der Wind zufällig nicht günstig steht, müssen wir ein plötzliches und unerwartetes Dampfbad von erheblicher Temperatur nehmen, und bisweilen ist der Dampf so heiß, das er, wenigstens für einige Zeit,

arge Belästigungen bereitet. Namentlich für Leute, die sich der Augengläser bedienen müssen, ist diese Wanderung durch die heißen Dämpfe recht unbequem. Von den glühend heißen Dampfsäulen, die wir durchschreiten müssen, beschlagen sich natürlich die Gläser, und man steht oft einige Augenblicke auf diesem Boden, auf dem es gar nicht so geheuer ist, und wo es ringsum zischt, prustet, gnurrt, bullert und platscht, in eine undurchdringlich heiße Dampfwolke eingehüllt, recht hülflos da.

Uebrigens werden die Gefahren, auf die alle Reisenden mit einer gewissen schmunzelnden Ueberlegenheit hinweisen, nach der Versicherung der ortskundigen Leute bedeutend überschätzt. Wenn man nicht leichtfertige Dummheiten begeht und den Weisungen der verläßlichen Führer folgt, so ist sogar jede Gefahr nahezu ausgeschlossen. Denn die Geyser benehmen sich im Allgemeinen sehr gesittet. Es kann sich freilich leicht ereignen, daß sich ganz unerwartet in unserer unmittelbaren Nähe, in einer Entfernung von zwei, drei Schritt, plötzlich ein Geyser aufthut — an dem Tage, an dem wir in Norris waren, war wenige Stunden vor unserer Ankunft ein neuer und sogar ziemlich kräftiger Geyser ausgebrochen, und unser skandinavischer Wirth hatte zufällig das Schauspiel aus nächster Nähe gesehen—; aber diese Eruptionen, so gewaltsam und plötzlich sie auch sind, erfolgen nicht ohne vorherige, deutlich wahrnehmbare Verwarnung. Die Dampfsäulen verstärken sich in auffälliger Weise, das Niveau des heißen Wassers steigt sichtlich, es spritzen zunächst kleine Strahlen auf, und erst dann erfolgt der wirkliche Ausbruch. Zwischen diesen ersten Ankündigungen und dem wirklichen Ausbruch vergehen gewöhnlich einige Minuten, wenigstens aber zwanzig bis fünfundzwanzig Secunden. Man hat also vollauf Zeit, um sich vom Eruptionsherde zu entfernen. Die bedenklichsten Stellen sind überdies durch Warnungstafeln: „Danger“ und „Look out“ deutlich gekennzeichnet. Wo diese freundlichen

Mahnungen angebracht sind, erscheint es allerdings rathsam, recht vorsichtig zu sein. Man darf sich darauf verlassen, daß da sozusagen Fußangeln und Selbstschüsse liegen. Denn die Yankees sind nicht übertrieben ängstlich und warnen nicht ohne hinreichenden Grund. Uebrigens ist nicht ein einziger Fall bekannt, daß durch den unerwarteten Ausbruch eines Geysers ein Besucher des vulcanischen Feldes zu Schaden gekommen wäre.

Der ganze Boden ist also in unausgesetzter Umwälzung begriffen. Auf dem Abhang, der das tiefe Becken umsäumt, waren in den letzten drei Wochen in unmittelbarer Nachbarschaft auf einem Fleck von zehn bis fünfzehn Quadratmeter nicht weniger als sechs neue Geyser ausgebrochen! Darunter einige recht stattliche. Einer dieser Geyser sprang seit seinem Ausbruch fast unausgesetzt, täglich gegen zwanzig Stunden, eine mächtige Springfluthwelle an die von ihm gebildete Wanne anjagend, die von einem kreisförmigen, jetzt schon etwa dreiviertel Fuß hohen Sinterwall umschlossen wurde. Diese verhältnißmäßig starke Umrahmung war also das Werk der wenigen Wochen. Die Beschaffenheit des um diese neuen Geyser gelagerten Gebietes ließ deutlich erkennen, daß hier das Werk der Geyserneubildungen seinen Anfang erst genommen hatte. Ob es in absehbarer Zeit überhaupt zu einem Abschluß gelangen wird, mögen die Geologen entscheiden. Hier wird der Boden allerorten pyramidenartig aufgehoben, und in weicher, schlammiger, kreidig weißer Masse, die beim Druck des Fingers noch nachgiebt, sehen wir Dutzende kleiner Vulcane. Beim Befühlen verspüren wir eine erhebliche Hitze, und beugen wir uns über diese kleinen weißen Kieselhügel, so hören wir ganz deutlich das Surren des siedenden Wassers, das offenbar unmittelbar unter der Oberfläche schon nach oben drängt.

Wir beobachten hier ohne Mühe in greifbarer Veranschaulichung den ganzen Verlauf des vulcanischen Lebens.

Wir sehen hier den ersten Anfang, die kleinen Hebungen, die zu Maulwurfshügeln heranwachsen, nach einer Weile bersten und heißen Dampf ausströmen. Der kleine Riß erweitert sich immer mehr, füllt sich mit Wasser und nimmt endlich die trichterartige Bildung an. Wir haben den Krater, der erst kleinere, später erheblichere Wasserstrahlen ausspeit, die bei ihrem Abfluß bedeutende mineralische Niederschläge hinterlassen. Und die schönfarbigen Sinterbauten entstehen. Das Alles liegt deutlich vor uns, wir können es mit Händen greifen.

So wird uns hier das geheime Walten der Wunderkräfte der Natur schonungslos, man möchte beinahe sagen: brutal enthüllt. Wir lesen ein Kapitel der Schöpfungsgeschichte wie in einem aufgeschlagenen Buche.

Das unterirdische Rauschen und Brausen, das sich oft zu wildem Lärm verstärkt, zu drohendem, grollendem Gurgeln, zu brüllendem Toben von unheimlicher Stärke, zu schallendem Paffen und unwilligem Poltern, macht einen wahrhaft ergreifenden, schauerlich großartigen Eindruck. So nahe haben wir uns der Werkstatt der Schöpfung nie gefühlt!

Und diese tiefe Wirkung wird noch erhöht, wenn wir durch die dicken Sohlen unserer Fußbekleidung hindurch leise und rührend, gleichsam wie das erste Ticken des Kindes, die pulsirende Bewegung des Schooßes der Muttererde spüren. Knieen wir nun nieder, legen wir die Hand auf den heißen Boden und neigen wir das Ohr darüber, so fühlen wir stark die unterirdischen rhythmischen Stöße der gewaltigen Kraft, die regelmäßigen Bodenerschütterungen, und hören aus dem allgemeinen Lärm heraus dumpfes Schallen, wie von den wuchtigen Hammerschlägen der Cyklopen. Es zeugt von einer beklagenswerthen Nüchternheit und einem bedauerlichen Mangel an poetischem Erfassen, daß man für dieses Wunderland keine andere Bezeichnung als „National-Park am Yellowstone“ hat finden können. „Cyklopen-Hain“ wäre sicherlich bezeichnender

gewesen. An die mythologischen Feuerarbeiter und Weltengestalter, an die Schmiede des schnaufenden, humpelnden Vulcan und seine starken Gesellen, die Cyklopen, wird man hier auf Schritt und Tritt erinnert.

Im Norris-Becken haben wir die erste beträchtliche Ansammlung von wirklichen Geysern, die allerdings ganz anders ausschauen, als die niedlichen Geyserspielereien von Mammoth, wenn sie auch an die Bedeutung der großen Geyser der beiden Hauptbecken nicht entfernt heranreichen. Die höchsten Wasserstrahlen, die ich hier gesehen habe, hatten wohl kaum eine Höhe von 40 bis 50 Fuß.

Freilich haben alle Geyser, von denselben Kräften gezeugt, miteinander eine starke Familienähnlichkeit. Immer sehen wir, wie aus den Erdrissen mächtiger weißer Dampf aufsteigt und dann in größeren oder geringeren Abständen, mitunter regelmäßig, gewöhnlich aber unregelmäßig, wilde, heiße Springquellen aufjagen, von denen auch die weniger bedeutenden noch einen kolossallen heißen Wasserstrahl aufsprudeln lassen. Die Formen aber, in denen diese Geyser auftreten, sind von unendlicher Mannigfaltigkeit.

Die einen bauen sich, aus dem Erdboden aufsteigend, mit ihren feuchten Dämpfen und heißen Wassern, die in der erheblich kühleren Atmosphäre sogleich starke Niederschläge bilden, aus Kalk oder Kiesel ihr schönes Gehäuse. Um den Mund, der diese Wasser ausspeit und diese Dämpfe auspafft, lagert sich eine steinige Bildung, die immer größere Kreise ziehend trichterartig aufsteigt und in einem gewöhnlich hufeisenartig gestalteten Schutzwall ihren Abschluß findet. Diese Sinterbauten zeigen die verschiedenste Färbung. Sie sind gewöhnlich gelblich, grau oder braun, oft aber auch sieht man ein sehr intensives Roth in die Grundfarbe eingesprengt. Einige dieser Sinterbauten haben terrassenförmige Aufschichtungen, andere, weniger gefällig, haben die Gestalt grober,

ungeschlachter Klötze, die sich bisweilen zu erheblicher Höhe über dem Boden erheben.

Außer diesen Geysern, die ihre Häuser über dem Boden aufbauen, giebt es andere, die sich in den Boden eingraben, die sich riesige Löcher gespült haben, wundervolle Erdhöhlen, die sich ebenfalls trichterartig verjüngen und in ihrer Tiefe den Kratermund zeigen. Auch diese Oeffnung, aus der Wasser und Dampf aufsteigen, ist sehr verschiedener Art: bald ein ziemlich regelmäßiges kreisförmiges Loch, bald ein breit gezerrtes, kolossales Maul, bald eine kreisförmig ansetzende und schmal auslaufende Oeffnung, einem Riesenschlüsselloch vergleichbar. Diese unter dem Boden liegenden Geyser, die man im Gegensatz zu den Geysern, die ihre Sinterbauten über dem Boden errichten, die Keller-Geyser nennen könnte, zeigen in ihrer trichterartigen Vertiefung, wenn der Geyser im Zustand der Ruhe ist, wenig oder gar kein Wasser.

Eine dritte, von den anderen deutlich unterschiedene Art der Geyser sind die unterseeischen. Auch diese haben sich ihr Haus — man sollte hier sagen: ihren Palast, denn es sind weitaus die schönsten — nach unten zu gebaut. Und diese meist trichterartigen Vertiefungen, deren Wände in Form und Farbe auf das Herrlichste geschmückt sind, sind bis zur Erdoberfläche hinauf ganz mit azurblauen oder smaragdgrünem, durchsichtig klarem, heißem Wasser gefüllt.

Neben diesen drei, in ihrer Erscheinung grundverschiedenen Arten der Geyser, die allesammt heißes Wasser ausspeien, giebt es nun noch Schlammgeyser, die anstatt des Wassers eine weiße zähflüssige, breiige Masse auswerfen.

Von allen diesen verschiedenartigen Geysern, den oberirdischen, den unterirdischen, den unterseeischen und den Schlammgeysern, die eine besondere Art für sich bilden, bietet das Norris-Becken sehr interessante, wenn auch bei weitem

nicht die schönsten Beispiele. Und alle sind von einander verschieden. Hat man deren zwanzig gesehen, so gewährt der einundzwanzigste noch immer dieselbe Ueberraschung, dieselbe Neuheit und erregt dasselbe Erstaunen; und hier hat man mehr als an irgend einem andern Punkte des Yellowstone-Parks das unheimlich große und ergreifende Schauspiel des unablässigen Entstehens und Vergehens vor sich. Erblicken wir hier ein ausgetrocknetes Becken, aus dem das Wasser abgeflossen ist, so sehen wir, wie sich dort der Geyser einen andern Weg gebahnt hat. Da ist ein ganz neuer aufgebrochen, und vielleicht wird schon im nächsten Augenblick wieder ein neuer aufbrechen. Das aber ist gerade das Reizvollste bei dieser Wanderung: das Unerwartete. Kein Mensch kann wissen, ob nicht jener verdächtige weiße Maulwurfshügel, dem wir eben den Rücken gewandt haben, jetzt schon bersten, Wasser und Dampf aufjagen wird. Der Boden brennt uns im wahren Sinne des Wortes unter den Füßen, und da unten arbeitet es mit gewaltigem Puffen und Paffen und Gurgeln. Hier tobt jetzt ein Geyser in voller Wuth. Wird er sich beruhigen? Wird sein Zornesausbruch sich steigern? Niemand vermag es zu sagen. Denn auch denen, die den Ruf der Regelmäßigkeit und einer gewissen normalen Tagesordnung haben, ist keineswegs zu trauen. Alles ist unberechenbar in diesem kolossalen Anachronismus, in diesem Stückchen Urgeschichte inmitten unserer Zeit, in dieser Nachbarschaft der sich wild geberdenden Natur von ehedem und der gesetzten von heute, der dampfenden, zischenden Springwellen hier unten mit dem Grün der bewaldeten Höhen da oben, das uns so freundlich und vertraut begrüßt.

Im Einzelnen sind mir als die bemerkenswertheften Geyser des Norris-Gebietes die nachstehenden erschienen.

Der „Monarch" hat wohl die imposanteste Inscenirung. Hier sehen wir die Formation, die wir schon längst kennen,

in kolossalen Verhältnissen, ein riesiges Hufeisen, das von Titanen aus Felsblöcken gebildet zu sein scheint. Der Sinter hat hier alle möglichen Farben und Schichten. Man sieht hier die phantastischsten Gestalten und Naturspielereien: in einer Nische einen Steinblock, der vom Hintergrunde losgelöst ist und genau so aussieht wie eine punktirte Büste mit ausgelegten Schultern auf sich verjüngendem Sockel; dann wieder aufeinandergethürmte Steinblöcke von ungeheuren Dimensionen, die richtige Cyklopenmauer. Das Kratermaul sieht wie eine Höhle aus. Auf dem Scheitel der Felswand, die den Hintergrund bildet, stehen hohe Fichten, gewissermaßen das Diadem, die in diesen Größenverhältnissen ziemlich winzig, wie grünes Gesträuch, wirken.

Auch der „Schwarze Brummer", „Black Growler", steigt aus einer hufeisenförmigen ziemlich beträchtlichen Bodenerhöhung auf. Aus einem mächtigen schwarzen Loch strömt mit starkem Geräusch, das allerdings eher ein dumpfes Zischen als ein Brummen genannt werden könnte, eine riesige Masse weißen wirbelnden Dampfes. Ringsumher ist Alles mit flockenartigen, weichen, weißen, kleinen Schneebällen, dem Niederschlag des Dampfes, bestreut. Unmittelbar neben diesem aus der Erde hervorgespieenen heißen Schnee liegt wirklicher Schnee in dicker Schicht, die sich gerade über dem Brummer gelagert hat und gletscherartig festgefroren ist. Hier haben wir also auf zwei Schritt Entfernung die siedende Hitze und das Eis, und Beides seltsamerweise in derselben Gestalt!

Ein ganz anderes Bild bietet der „New Crater". Der „Neue Krater" ist eigentlich eine Vereinigung von zwei verschiedenen Geysern. Aus zwei tiefen Schlünden, die von einer breiten felsigen Wand in sehr scharf von einander getrennten, nicht schönen Farben, von schmutzigem Braun und tiefem Grau, geschieden und mit ebensolchen griesartigen

Niederschlägen dicht bestreut sind, sucht der Geyser unter Zischen und Brausen und Dampfen seinen Weg. Er läßt sich am besten vergleichen mit dem kolossalen Wasserstrahl einer Dampfspritze. Der linke Arm des Geysers ist der stärkere und wildere. Etwa alle halbe Minute entwickelt er zwischen fünfzehn bis zwanzig Secunden seine volle Kraft, und etwa alle zwei, drei Minuten macht er ganz besondere Kraftanstrengungen und jagt alsdann seinen Wasserstrahl schräg auf. Dann füllt sich mitunter das ganze Loch mit dampfendem Schaum. Der andere Arm zur Rechten arbeitet fast ununterbrochen mit dem regelmäßigen Paffen der Dampfmaschine und füllt einen kleineren Behälter mit spritzenden Schaumblasen. An der Seite dieses kleinen Kraters ist die Färbung viel schöner, das Weiß fast klar, das Rostbraun und Ochsenblutroth von intensiver Färbung.

Einen besondern Eindruck machen auf uns die ersten unterseeischen Geyser, die wir erblicken. So der „Smaragd pool“, ein grüner dampfender See, 186 Grad Fahrenheit, ein sich verjüngendes Becken mit phantastischen Formationen der Wände, ganz gefüllt mit unvergleichlich klarem, grünem Wasser, aus dem leichte Dampfwölkchen aufsteigen. Da sehen wir Grotten mit vorspringenden Giebeln und zurückweichendem Unterbau von wundervoller Färbung. Wenn der Wind gut steht, so daß der heiße Dampf den Blick nicht verhindert, und die Sonne in das klare Wasser tief eindringt, diese herrlichen Bildungen, diese zierlichen Structuren bis auf den tiefsten Grund hell beleuchtet, dann glaubt man all die wundervollen Zauberschlösser der Undinen und Nixen, die man sich in holden Kinderträumen gebildet hat, leibhaftig vor sich zu sehen.

Auch der „Pearl“ und der „Pearless“, der Perlen-Geyser und der Geyser ohnegleichen, spielen in der Tiefe solcher märchenhaft schöner Seeen von klarstem Wasser, aus denen

wie Perlen kleine Luftbläschen aufsteigen, und über die weißer Dampf in zarten Wölkchen dahinhuscht. Alle diese Geyserseeen haben eine Temperatur von 170 bis 190 Grad Fahrenheit, also etwa von 76 bis 88 Centigrad.

Als wir an den Schlammgeyser „Mud Geyser“ heran-traten, war die Masse, die da unten im Becken dampfte, ziemlich ruhig. Das Wasser sah hier seifig dick aus. Kleine unbedeutende Blasen stiegen auf und zerplatzten. Die Um-rahmung dieses Geysers ist nicht schön. Es sind Bildungen, die wie Schwämme aussehen, tiefgrau, einige fast schwarz. Während wir sie betrachten, fängt es auf einmal an ver-schiedenen Punkten zu kochen an. Höhere Spritzen steigen auf. Nun wallt und brodelt die ganze Fläche, und in wenigen Secunden ist es ein wildes Sausen und Brausen. Die feuchte Masse verdoppelt und verdreifacht sich, tritt aus ihrem Bett heraus und überschwemmt nun die ganze schwarze schwammige Umrahmung mit wildem Gischt und Schaum unter ewigem Sausen und Brausen. Es ist der erste Ausbruch, den wir sehen, und wir stehen wie sprachlos vor diesem grandiosen Schauspiel, das etwa drei bis vier Minuten währt. Da sinkt ganz plötzlich die Fluth, das seifige Wasser beruhigt sich, und nach wenigen Augenblicken ist es wieder in sein kleineres Becken zurückgetreten und nun fast unbewegt. Nur der schwarze Dampf verkündet jetzt noch die vulcanische Natur.

Wir stehen noch ganz unter dem Bann dieser merk-würdigen Naturerscheinung, als ein neuer und noch heftigerer Ausbruch erfolgt. Wiederum sehen wir, wie die Blasen größer werden, wie das Wasser steigt, wie es unten kocht und das ganze Becken in eine wirbelnde Bewegung versetzt wird. Und es kocht immer stärker, an fünf, sechs ver-schiedenen Stellen des Beckens heben sich schlammige Wellen auf, die gegeneinander streben, sich immer mehr nähern und schließlich in der Mitte verbinden. Nun steigt das Niveau

sichtbar in wenigen Secunden. An drei, vier Stellen springen glockenförmige Cascaden auf, bis endlich die furchtbare Masse in der Mitte sich hoch aufbäumt und nach allen Seiten hin dicke weißliche Wasserstrahlen in feinem Sprühregen, in leuchtenden Kugeln, unter starkem Dampf ausstreut. Der Schluß des Schauspiels ist wiederum unerwartet schnell. Zwischen dem wildesten Toben und der Ruhe vergeht keine halbe Minute.

Im „Steam vent" kocht in dem schneeig weißen Becken unter ungeheurer Dampfentwicklung ein weißer Brei, der genau aussieht wie gelöschter Kalk. In geringer Entfernung vom Becken hat die Erderhöhung große Aehnlichkeit mit einem Krötenkopf, aus dessen offenem Maule unausgesetzt puffende Blasen hervorkommen, die, sobald sie an die Atmosphäre treten, sogleich verdampfen. Bei diesem, wie beim „Pebble", ist namentlich die vollkommene Regelmäßigkeit der puffenden Stöße bemerkenswerth. Die unterirdische Dampfmaschine arbeitet genau wie die von Menschenhand construirte.

Als der flotteste und zuverlässigste unter den Geysern des Norris-Beckens hat der kleine „Minutenmann" „Minute man", sich einen Namen gemacht. Er ist ja auch sehr fleißig. Ungefähr alle Minute kocht das Wasser auf und entsendet erst einige kleinere Wasserspritzen und schließlich einen stärkern Strahl. Gleich darauf beruhigt er sich, um etwa nach Verlauf von einer Minute die Arbeit auf's neue zu beginnen. Die Regelmäßigkeit, mit der der kleine Geyser arbeitet, hat wohl zu einer Ueberschätzung seiner Leistungen beigetragen. Von den 30 bis 40 Fuß hohen Wasserstrahlen, die ihm andere Beobachter nachrühmen, habe ich bei gespanntester Aufmerksamkeit nichts wahrnehmen können. Was wir sahen, war nur geringfügige Geyserarbeit. Es waren Strahlen von etwa 10 Fuß, und die höchsten aufgejagten Wassertropfen sprangen auch nicht höher als etwa 20 Fuß.

Die Herberge, die uns gastlich aufnahm, ist in neun Tagen gebaut. Sie ist besser als ein Zelt, aber natürlich ganz primitiv. Die Stuben sind aus einfachen Bretterverschlägen gebildet, und nur ein Raum, der sogenannte Damen-Salon, ist heizbar. Es war recht hübsch frisch. Aber auch das hatte seinen Reiz; und in den Yellowstone-Park taugt diese gemüthliche Bretterbude, in der man sich nach den Erregungen des Tages sehr wohl fühlt, eigentlich besser als das schon mit viel zu viel Comfort ausgestattete und viel zu prächtige Hotel in Mammoth Hot Springs.

---

7. Schlucht und Fälle des Gibbon-Flusses.

Bevor wir unsere Wanderung fortsetzen, wollen wir die Wasserläufe des Parks flüchtig überschauen.

Der Hauptstrom ist natürlich der Yellowstone, der diesem Strich Landes seinen Namen gegeben hat. Er entspringt in dem großen südöstlich gelegenen See und schlängelt sich durch den Park nördlich, mit einer leichten Hinneigung zum Westen. Gleich nach seinem Austritt aus dem Park nimmt er bei Cinnabar den kleinen Gardiner-Fluß auf, der im nordwestlichen Theile des Parkes aus drei Quellenarmen oder Gabeln, „forks“, gebildet bei Mammoth Hot Springs vorbeifließt. Am mittlern Quellenarm des Gardiner sind wir am ersten Tage entlanggefahren. Da liegen die Obsidian-Felsen und der Biber-See. Unmittelbar unter den Quellen der nach Norden zu strömenden mittleren Gardiner-Gabel liegen die Quellen des Gibbon-Flusses, die nach Süden strömen. Das Norris-Becken liegt am Gibbon. Der Gibbon fließt von Norden

kommend im westlichen Theile des Parks in den Madison-Fluß*), etwa zehn englische Meilen unterhalb Norris, während der Madison vom Süden aus den Firehole-Fluß, der im südwestlichen Theile des Parkes auf der Höhe des großen Yellowstone-Flusses entspringt, in sich aufnimmt. An diesem Firehole liegen die weitaus wichtigsten Geyserbecken: das Untere (Schlammgeyser), das Halbwegs-Becken (Excelsior) und das Obere (Old Faithful) u. s. w.

Der Weg durch das Geysergebiet des Yellowstone-Parks läuft im westlichen Theile gerade von Norden nach dem Süden und zerfällt also in drei Haupttheile: den nördlichen von Mammoth nach Norris, vom Gardiner bewässert; den mittlern Theil, von Norris nach dem Untern Becken, längs des Gibbon; und den südlichen, vom Untern zum Obern Becken, durchströmt vom Firehole-Fluß.

Während der ersten und bei weitem schönsten Hälfte unseres heutigen Weges fahren wir beständig am Gibbon entlang, den wir ziemlich oft auf elenden Bretterbrücken und bisweilen auch ohne alle Brücken, auf sehr unebenem, mit Geröll und abgespülten Felsblöcken bedecktem Flußbett durchfahren müssen. Hier fängt der Weg schon an recht erbärmlich zu werden. Aber es soll noch besser kommen. Für die Unbequemlichkeiten der Fahrt entschädigt uns jedoch reichlich die sich zu immer großartigerer Pracht gestaltende landschaftliche Scenerie.

Die Felsenschlucht des Gibbon gehört, wenn sie sich auch mit der schauerlichen Großartigkeit und Gewalt der großen Yellowstone-Schlucht nicht im Entferntesten vergleichen läßt, doch unbedingt zu den malerischsten Punkten des Parks.

Zischend und brausend rauscht der schäumende Gießbach

*) Der Madison ist einer der drei großen Quellenarme des Missouri, und zwar der mittlere, der in Montana, unterhalb Helena, in Verbindung mit dem Jefferson und Galatin den großen Strom bildet.

in seinem engen Felsenbett zu unseren Füßen. Wir fahren an Dutzenden von mehr oder weniger bedeutenden Geysern vorüber, die zum Theil in unmittelbarer Nachbarschaft des Flusses aus dampfendem Boden springbrunnenartig und in Millionen von kleinen Tropfen aufgelöst ihr heißes Wasser in den Fluß sprühen. Auch das Wasser der vom Flusse entfernter liegenden Geyser sucht in Rinnen, die es gegraben und mit seinen Schwefel- und Eisenniederschlägen gelb und braun gefärbt hat, seinen Weg nach dem Flusse. Die tiefsten dieser Rinnen sind nothdürftig überbrückt; aber wo irgend möglich, hat man sich diese Ueberbrückungen geschenkt, und wir werden auf diesem durch die Wasserausspülungen zerklüfteten Wege gehörig durchgeschüttelt.

Nach etwa anderthalbstündiger Fahrt von Norris gelangen wir in das Gibbon-Canyon, das sich in seinem Charakter zwar nicht erheblich von dem der unteren stromdurchwühlten Felsenschluchten unterscheidet — es sind dieselben, fast senkrecht abstürzenden, wild zerrissenen und zerklüfteten Felswände, meistens nackt, bisweilen aber auch mit kräftigem Nadelholz bestanden, wie wir sie am Yellowstone im Paradies-Thal, am Gardiner und an vielen anderen Gebirgsströmen des Felsen-Gebirges gesehen haben —, aber das mächtige Naturschauspiel packt uns immer wieder auf's neue. Auf eine Strecke von etwa vier englichen Meilen bleibt der Gibbon fast unausgesetzt unser treuer Begleiter, und nachdem er sich auf kurze Zeit unseren Blicken entzogen hat, zeigt er sich uns plötzlich in seiner vollsten Schönheit.

Die Fälle des Gibbon sind im Vergleich zu den weltberühmten Wasserstürzen des nordamerikanischen Festlandes wenig bedeutend, aber sie gehören ganz unzweifelhaft zu den allerwirksamsten und vom Standpunkte des Malers aus zu den bewundernswerthesten. Durch eine mächtige Schlucht stürzt das Wasser über eine 84 Fuß hohe Felsenterrasse mit

abgerundeten Stufen unter gewaltigem Brausen in die Tiefe hinab. Das Wasser theilt sich in drei riesige Stromarme, die durch das schneeige Weiß des Schaums sich scharf von einander abheben. Zwischen diesen wird der braune, feuchte Felsen in seinen merkwürdigen Wellenlinien sichtbar. Der auf der linken Seite herabrauschende Strom ist bei weitem der mächtigste. Hier ist die felsige Unterlage am schroffsten zerklüftet, hier der Schaum am dichtesten und die Färbung, im zarten Milchweiß von blauen Fäden durchzogen, an einigen Stellen intensiv gelb, am schönsten. Es ist eine einzige breite, 84 Fuß lange Schaumwelle, die in unausgesetzter Neugestaltung sausend und brausend in die Tiefe jagt.

Die Umrahmung dieses Falles erhöht die Wirkung außerordentlich. Die gegenüberliegende graue, nackte Felswand fällt senkrecht herab. Fast geradlinig ist sie in große Blöcke zerspalten und zerhackt. Sie sieht aus wie eine von Titanen aufgeschichtete Mauer. Zwischen diese felsige, nackte Schroffheit und Traurigkeit filzt sich, wo immer es kann, das grüne Leben der Vegetation ein. Von der Sohle des Felsens, vom Flußbett, klettern, hier vereinzelt, dort, wo der Raum ein wenig mehr Entfaltung gestattet, in dichteren Gruppen die Fichten zur Höhe hinan und vereinigen sich oben mit dem herrlichen Nadelwald in kräftigstem Grün, der die ganze Höhe dicht bedeckt.

Auch der Gibbon zeigt die merkwürdige Erscheinung, daß er nach seinem jähen, gewaltsamen Fall auf eine Strecke wie betäubt, verdutzt, langsam und auffallend ruhig dahin schleicht. Wir können den Lauf des Flusses von unserer Höhe aus noch ziemlich weit verfolgen, denn der Boden verliert nun seinen steinigen, felsigen Charakter. Er ebnet sich zu einer sanft abfallenden Senkung, die so dicht mit Tannen, Föhren und Fichten besetzt ist, daß die einzelnen Bäume ganz verschwinden, daß ein wundervolles, tiefes Grün fast gerad-

linig am Horizonte abschneidet und wir eine unermeßliche Wiese vor uns zu haben wähnen.

Bis zu unserm nächsten Haltepunkte, der Firehole-Station, dem Absteigequartier am Untern Geyser-Becken, unweit des Firehole-Flusses, bietet der Weg nichts besonders Bemerkenswerthes mehr.

---

8. Die Seeen- und Schlammgeyser am Untern Becken des Firehole-Flusses.

Das Biberhaus. — Vollmondnacht.

Sobald wir den Feuerhöhlen-Fluß erreichen, gelangen wir in das Gebiet, das die Geyser in ihrer großartigen Entfaltung und zugleich in der vollkommensten Schönheit ihrer Erscheinungen aufweist. Die beiden anderen großen Geysergebiete der Erde, in Island und Neuseeland, sind durch das neuentdeckte Geyserland im Felsen-Gebirge tief in den Hintergrund gedrängt worden. Der altberühmte Große Geysir auf Island, der diesen heißen Springquellen seinen Namen gegeben hat, verschwindet vollkommen neben den gewaltigen Geysern des Yellowstone. Er wird thatsächlich von einem halben Dutzend dieser Geyser weit übertroffen und sinkt neben dem vulcanischen Koloß Excelsior geradezu zur Bedeutungslosigkeit herab.

Wie der Excelsior und seine zwar weniger schreckhaften, aber noch immer ungeheuerlich wirkenden gewaltigen Gesellen am Obern Becken alle bisher bekannten heißen Springquellen riesenhaft überragen, so übertreffen die heißen Seeen und die Schlammgeyser an Schönheit der Gebilde und des Colorits alle bisher bekannten bis in's Unwahrscheinliche.

Hier am Untern Becken finden wir nun einige der

schönsten Muster dieser Geyserseeen und Seeengeyser und den schönsten Schlammgeyser der bekannten Erde.

Unter Seeengeysern verstehe ich diejenigen, die aus trichterförmig sich verjüngenden Vertiefungen, deren Wände mit wundervollen Bildungen geschmückt und die bis an den Rand, bis an die Erdoberfläche, mit heißem, durchsichtigem Wasser gefüllt sind, hervorspritzen; unter Geyserseeen dieselben schöngestaltigen und schön gefärbten, mit heißem Wasser gefüllten Erdhöhlen, in denen die vulcanische Kraft sich nicht mehr stark genug erweist, um das heiße Wasser in wilde Gährung zu versetzen und aus ihnen den heißen Springquell hoch aufsteigen zu lassen. Die Geyserseeen sind also, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gewissermaßen Seeengeyser außer Dienst. Vielleicht wäre es richtiger, unter Beibehaltung der Beamtenterminologie zu sagen: sie seien nur zur Disposition gestellt. Denn dem Frieden ist hier nicht recht zu trauen. Es kann sich immer ereignen, wie es sich schon mehrfach ereignet hat, daß ein Geyser, der als erloschen gilt, und der seit der Entdeckung des Gebiets nie ein Lebenszeichen gegeben hatte, auf einmal nach zwanzig Jahren die gewaltigsten Beweise seiner Lebenskraft giebt, daß er also nicht abgestorben war, wie man geglaubt, sondern nur geruht hat. Jahrelang hat man ja auch nicht gewußt, daß sich im Schooße des dampfenden Sees auf dem Wege vom Untern zum Obern Becken der erschrecklichste Geyser der Welt, der Excelsior, verborgen hielt.

Die Schönheit der mit heißem, durchsichtigem, blauem oder grünem Wasser gefüllten Becken, in deren tiefster Tiefe der Geyser arbeitet oder schlummert, ist märchenhaft und spottet jeder Beschreibung. Wenn der Geyser ruht, so kann man gewöhnlich trockenen Fußes bis hart an den Rand des Beckens herantreten, um das sich in sanften Abstufungen verschiedene kleine Wannen, oft in sehr scharfer Färbung, blau,

gelb, grün und braun, lagern, die zum Inundationsgebiete gehören und, während der Geyser arbeitet, sich gleichfalls mit heißem Wasser füllen. Bei der vollkommenen Durchsichtigkeit des Wassers kann man, wenn der Wind einigermaßen günstig steht und die beständig aufsteigenden leichten weißen Rauchwölkchen wegfegt, bis in die tiefste Tiefe hinabblicken; und da die Wände dieser Höhlen fast immer eine sehr lichte, intensive Färbung tragen, von Schneeweiß, Hellgrün, Hellrosa, so kann man den berückenden Zauber dieses natürlichen Wunderbaues in allen Einzelheiten genau überblicken. Ich glaube nicht, daß die Natur irgend etwas geschaffen hat, das dem Auge des Sterblichen einschmeichelnder und liebreizender erschiene als diese Nixenpaläste, die aus Schnee und Glätschereis in siedend heißem Wasser gebaut zu sein scheinen.

Und welche wunderbare Kunst der Sculptur entfaltet hier die schöpfende Kraft! Da sehen wir zerhackte Felsen, korallenartige Bildungen, geheimnißvolle Wege, die in Nebenschluchten führen, wilde Vorsprünge, die durch breitere und schmalere Stege miteinander verbunden sind und natürliche Brücken bilden. Alles in wunderbarster Färbung von unbeschreiblicher Pracht. An der Oberfläche bisweilen schneeiges Weiß oder zartes Rosa, in der Tiefe ein gletscherfarbenes helles Grün, und neben diesen so kalt und eisig wirkenden Farbentönen mitunter das kräftigste Zinnoberroth, das den Rand des Beckens umrahmt. Flüssige feurige Eishöhlen, Schluchten in klarstem Wasser, die das Sonnenlicht bis in die Tiefe durchdringt, und die in unwahrscheinlichsten perlmutterschillernden Reflexen in allen Farben des Regenbogens glänzen.

Der Spiegel des Wassers ist in beständiger zitternder und zuckender Bewegung. Aus der tiefsten Tiefe sehen wir hie und da perlengleiche Bläschen aufsteigen. Das Sonnenlicht ruft unausgesetzt die seltsamsten Lichtwirkungen hervor.

Jetzt erscheint der leicht und regelmäßig gekräuselte Wasserspiegel wie eine goldglitzernde Schlangenhaut mit grünlichen und bräunlichen Schattirungen; und jetzt strahlen die Perlmutterreflexe des hellfarbigen Beckens auf die Oberfläche zurück und färben die sich kräuselnden Dämpfe mit allen Farben des Spectrums. Der ganze See scheint nun Regenbogen auszuhauchen.

Lange Zeit hat der Wasserspiegel seine gleichmäßigen zitternden Bewegungen beibehalten. Da plötzlich gerathen die Fluthen in heftigen Aufruhr. Von unten drängt es mächtig herauf. Das Niveau hebt sich, die blauen Wellen schlagen hoch auf. Und auf einmal, nach verschiedenen immer kräftigeren Vorstößen, steigt aus der Mitte des Beckens ein hoher stark dampfender Wasserstrahl auf, während der ganze See aufbraust und kocht und das aufgepeitschte Wasser, aus dem Becken austretend, ringsum die kleinen Wannen füllt. Nach kurzer Zeit beruhigt sich der Geyser und sinkt in sein feuchtes Bett zurück. Gierig saugt die Erde die aus dem Becken getretenen Wasser auf, und der jetzt wieder leichtgekräuselte Spiegel gewährt uns auf's neue den Einblick in den wunderherrlichen Kanal, durch den der Geyser soeben seinen Weg genommen hat.

Die Temperatur dieser Quellen, von denen vierunddreißig schon von Hayden gemessen worden sind, schwankt zwischen 106 und 198 Grad Fahrenheit, 41 bis 92 Centigrad. Als Mittel giebt Hayden 84 Centigrad an.

Vielfach sieht man die starken Niederschläge des abfließenden Wassers auf dem Inundationsgebiete in orangegelben Strähnen, die sich in anmuthigen Linien über das graue Gestein schlängeln. In der Ferne wirkt das Orangefarbene noch intensiver. Es sieht beinahe zinnoberroth aus, und es macht den Eindruck, als ob ein gelbrother Strom durch eine bereifte Wiese dahinflösse.

Bei einigen der Geyser ist der unterirdische Lärm sehr merkwürdig. Es ist ein Kollern und Traben von unheimlicher Wirkung. Hier hört man ganz deutlich einen über schlechtes Pflaster langsam dahinpolternden Lastwagen, dort in täuschender Weise den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes. Aber zur Beobachtung der auffallenden Erscheinungen der Geyser großen Stiles wird uns die Durchwanderung des Obern Beckens die beste Gelegenheit noch bieten.

Einzig in ihrer Art sind in diesem Untern Becken am Firehole die Schlammgeyser. Diese Bezeichnung erweckt ein gewisses Vorurtheil, und wenn wir die Beschreibung lesen, die Sartorius von Waltershausen von den bisher berühmtesten Schlammquellen Islands gegeben hat, so ersteht vor unserm Auge in der That ein sehr häßliches Bild. „In einer ganz vegetationslosen Ebene von aschgrauer Färbung", heißt es da, „liegen vier größere und mehrere kleinere Schlammkessel, von verdächtigem Erdreich umgeben. Ein graublauer, öfter noch blauschwarzer widriger Schlamm, der für nichts tauglich zu sein scheint, als die Isländer von ekelhaften Hautausschlägen zu heilen, brodelt hier dampfumwühlt in kraterähnlichem Becken und wird von platzenden Blasen, die aus der Tiefe steigen, ununterbrochen in die Luft gespritzt."

Mit diesem garstigen Schauspiel hat das entzückende Naturschauspiel, das uns die Schlammquellen am Feuerhöhlen-Flusse darbieten, nicht das Geringste gemein.

Auch hier brodeln freilich in dem breiten Kraterbecken die von Wasser und Dampf zerstörten und zu Brei verriebenen Gesteine. Aber die wundervolle Färbung dieser Masse giebt dem reizvollen, unendlich mannigfaltigen Spiel etwas ungemein Freudiges und Unterhaltendes. Schon von ferne leuchten uns die klaren hellen Farben, die die Umrahmung des Beckens bilden, in lieblicher Schönheit entgegen. Wir finden hier wieder das zauberhafte schneeige

Weiß mit seinen zarten Uebergängen in Rosa und duftiges Grün, wie wir es an den Terrassenbauten von Mammoth Hot Springs schon bewundert hatten.

Die ganze Rundung des Beckens strahlt in dieser blendenden Helligkeit, und in der Mitte steigt eine weiße Pyramide auf. Das weite Becken ist mit der weißlichen Masse, die kochender Milch sehr ähnlich sieht, ganz gefüllt, und allerorten springen zu gleicher Zeit immer fünfzig, sechzig, vielleicht noch mehr, Blasen auf, die mit einem eigenthümlichen Geräusch platzen und bei ihrem Zurückfallen in den brodelnden Brei die seltsamsten Gestalten bilden. Wenn sie aufsteigen, blähen sie sich auf, ähnlich wie die Seifenblasen, die die Kinder aus Thonpfeifen herauspusten. Aus der Mitte spritzt alsdann ein dicker Strahl, der die Blase zersprengt, und die herabfallende Masse bildet auf dem weißen Schlamm Arabesken, Zeichnungen, die an die Muster türkischer Teppiche erinnern, phantastische Blumen aller Art. An einigen Stellen, wo die Masse besonders dickflüssig zu sein scheint, bildet die aufgespritzte Masse, wenn sie auf den Spiegel herabfällt, reliefartige Blumen, mitunter auch Früchte auf Tellern oder Austern in der geöffneten Schaale.

Aber noch merkwürdiger und phantastischer sind die Bildungen in den kleinen Tümpeln, die sich rings um das große Hauptbecken lagern, und in denen ein noch dickerer rosafarbener Brei in unausgesetzter athmender Bewegung zuckt. Hier bäumt sich die Masse zu einem dicken Strahl in der Mitte auf, der, bevor er in sein Bett zurückfällt, noch eine Weile auf der compacten Oberfläche ruht und die unglaublichsten Bildungen annimmt, namentlich Blumen, Rosen, Georginen, Tulpen und Lilien in beständigem Wechsel.

Die Umgebung dieser herrlichen Schlammgeyser, denen man den allerdings ziemlich bezeichnenden, aber recht wenig geschmackvollen Namen „Riesen-Farbentöpfe", „Mammoth

Paint Pots", gegeben hat, ist außergewöhnlich interessant. Ringsum erheben sich kleine Maulwurfspyramiden in ungezählter Menge. Bei einigen ist die Spitze schon eingesunken, und es hat sich ein Miniaturkrater gebildet, in dem dieselbe weiße oder rosige Masse brodelt. Der Boden ist überall geborsten und geplatzt, wie die ausgetrocknete Wüste nach einer Ueberschwemmung. Auf Schritt und Tritt sieht man diese kleinen Geyseröffnungen, diese Zwergvulcane, und das Merkwürdige ist: überall, wo sich die Erde wellenartig aufhebt, nimmt sie eine ganz andere Farbe an. Hier sehen wir auf rothem Boden schwefelgrüngelbe Hügel, unmittelbar daneben aschgraue, einen Schritt weiter rosa und dann wieder schneeweiße Maulwurfsvulcane, alle von verschiedener Größe und von verschiedener Färbung. Das Ganze macht den Eindruck einer Riesenpalette, auf die der Maler soeben die Farben aufgesetzt hat.

Die Kettenbildung der Geyser, die fast geradlinig in größeren und kleineren Erdrissen und Löchern sich aneinander reihen, zeigt sich auch hier in derselben Anordnung, wie wir sie auf den Kalksätteln in Mammoth Hot Springs in kleinstem Maßstabe schon gesehen haben, und es macht den Eindruck, als ob das unterirdische Feuer röhrenartig gelegt, und als ob eine dieser Röhren geplatzt sei.

Dicht hinter dem ländlichen Gasthause fließt der Firehole River, über den zum jenseitigen Ufer ein Steg gelegt ist. An diesem jenseitigen Ufer, etwa 10 Minuten vom Gasthaus entfernt, befindet sich ein sehr sonderbares Biberhaus. Die klugen Thiere, die ganz genau wissen, daß sie unter dem Schutze der hohen Bundesregierung stehen, daß ihnen also Niemand etwas zu Leide thun darf, sind so zutraulich und gemüthlich, daß sie sich durch die Nähe der wenigen Menschen, die diese Straße ziehen, in keiner Weise stören lassen.

Als ich gerade über dem Fluß auf dem Stege war, um

mir das Biberhaus in der Nähe anzusehen, hörte ich plötzlich unmittelbar unter mir ein Plumpen, als ob ein größerer Stein in's Wasser geworfen wäre. Ich blieb also stehen und suchte in dem durchsichtigen Wasser die Ursache des Geräusches zu ermitteln. Da sah ich einige Augenblicke später in geringer Entfernung von der Stelle, auf die sich meine Aufmerksamkeit gerichtet hatte, und die jetzt noch durch die immer größeren Wasserkreise deutlich zu erkennen war, einen sehr großen kreuzvergnügten Biber den Kopf mit den schlauen Augen aus dem Wasser stecken. Er schwamm bedächtig in der Richtung auf sein Haus zu, von Zeit zu Zeit den Kopf aufreckend und in komischer Weise nach hinten werfend. Durch mein Opernglas konnte ich deutlich sehen, wie er einen Fisch verzehrte, den er jedenfalls eben gefangen hatte. Nach einiger Zeit tauchte er unter und zeigte mir, ich weiß nicht, in welcher Absicht, ob er mich verachten oder mit seiner größten Schönheit renommiren wollte, eine Weile den prächtigen Schwanz, pätschelte damit einigemal hin und her, tauchte dann unter und ward nicht mehr gesehen.

Das Biberhaus, zu dem man durch einen Sumpf, in den man oft tief einsinkt, waten muß, macht wie von weitem so auch in der Nähe einen recht behaglichen und hübschen Eindruck. Die Indianer wohnen lange nicht so gut. Es ist ein Bau von etwa 18 bis 20 Fuß Länge und 8 bis 10 Fuß Breite, der sich hart am Ufer etwa 3 Fuß erhebt und in das Wasser hineinragt. Er besteht aus benagten Baumstämmen, die in mehreren Lagen sorgsam aufeinander geschichtet und durch eingekeilte und darüber gelegte Rasenstücke, die die Biber aus der benachbarten sumpfigen Wiese herbeigeschleppt haben, stark befestigt sind. Ich habe mich selbst davon überzeugt, daß der untere Theil des Baues fest wie eine massive Mauer ist. Die oberen Stämme liegen noch lose, aber sie werden jedenfalls auch noch festgemauert

werden, denn die Biber arbeiten unausgesetzt an ihrer Wohnung. Die Stämme sind sehr geschickt zeltartig so gelegt, daß sie von rechts nach links in schräger Lage nach oben gehen und sich da treffen. Im Uebrigen ist allerdings die Symmetrie durch die krummen, schiefen und gebogenen Aeste, die die Biber gerade aufgerafft und zusammengeschleppt haben, in lustigster Weise gestört. Sie nehmen übrigens Alles, was sie für ihren Bau brauchen können, also auch von Menschenhand behauenes Holz, Latten, die sie irgendwo auffinden, Reifen von Fässern und dergleichen. Dem ganzen Hause sieht man auf den ersten Blick an, daß es mit einem wunderbaren Instincte für Zweckmäßigkeit angelegt und mühevoll ausgeführt ist. Ich lasse mir übrigens nicht ausreden, daß die Biber am Firehole River einen entschiedenen Farbensinn haben. Alle bräunlichen und dunklen Stämme, die ringsum liegen, haben sie unberücksichtigt gelassen, und nur die hellsten, die grauen und weißen Hölzer, sorgfältig ausgesucht.

Unsere Herberge umkreisen Dutzende von Schwarzvögeln, mit schwarzem Schnabel und schwarzen Füßen, von der Größe starker Tauben, die beim Fluge den Schwanz fächerartig entfalten und sich sehr zutraulich benehmen. Wir gehen dicht an ihnen vorüber, ohne daß sie es für nöthig halten aufzufliegen.

Unser sehr bescheidenes Absteigequartier, das übrigens durch ein neues großes Hotel ersetzt werden soll, war überaus behaglich und hübsch. Der gemüthliche Wirth, ein baumlanger Skandinavier, hatte in diesem Häuschen den ganzen Winter mutterseelenallein mit seiner großen Katze verbracht, und er versah auch für uns die Dienste eines Mädchens für Alles. Was er uns da zusammenkochte, war in den Intentionen jedenfalls besser als in der Ausführung; aber was er uns gab, war mit herzlicher Liebenswürdigkeit dargeboten, und auch ihm, gerade wie den anderen Wirthen, merkten wir jederzeit in wunderbar rührender Weise das Bestreben,

alles Erdenkliche zu thun, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen, so deutlich an, daß wir wirklich von Herzen gern mit dem fürlieb nahmen, was die Kelle gerade gab. Er hatte eben nicht mehr, und das schönste Mädchen von der Welt kann nur geben, was es hat. Im ganzen Hause befand sich nur ein Tintenfaß, das seinen Rundgang vom Bureau durch alle Zimmer unserer kleinen Reisegesellschaft antrat. Petroleum war auch noch nicht da, und die Leuchter wurden täglich erwartet. Aber es ging auch mit einem überjährigen, in einen Flaschenhals gesteckten Licht. Und diese kleinen Entbehrungen haben sogar ihren besondern Reiz. Man wird in eine Art von Landpartiestimmung versetzt.

Uebrigens haben wir hier wie überall das Hauptsächlichste gefunden: vorzügliche Betten, große Sauberkeit, meistens sogar warme Zimmer und mitunter recht gute Conserven. Es hat uns schließlich auch überall gut geschmeckt. Wenn man vier bis fünf Stunden gefahren, fünf bis sechs Stunden gehörig marschirt ist, schmeckt's schon. Und ich kann aufrichtig sagen: mir hat es in den bescheidenen Bretterbuden ganz ungemein gefallen, besser als in vielen Glanzhotels.

Ich konnte natürlich auch der Neigung nicht widerstehen, ein Geyserbad zu nehmen. Das war aber nicht ganz leicht. Das Bad machte seinem Ursprung, der Feuerhöhle, alle Ehre. Es war eine höllische Hitze, und es vergingen thatsächlich Stunden, bis ich in die Wanne steigen konnte, ohne mich geradezu zu verbrühen. Mit der Zeit gewöhnte ich mich an die fürchterliche Hitze und empfand nachher sogar ein unsagbares Wohlgefühl.

Es war gerade zur Zeit des Vollmonds, als wir in der Firehole-Station übernachteten. Herrlich stieg der Mond hinter den Bergen auf, und auf seiner glänzenden Scheibe zeichneten sich die Silhouetten der Fichten, die die Höhe krönten, in merkwürdig scharfen Umrißlinien ab. Das Bad

hatte mich wohl ein wenig aufgeregt. Genug, trotz der Anstrengungen der letzten Tage hatte ich nicht die geringste Lust, mein Lager aufzusuchen.

Der Wirth und meine Begleiter schliefen längst, als ich in der wundervollen, allerdings ziemlich kalten Vollmondnacht zu mitternächtlicher Stunde auf den kleinen hölzernen Vorbau unseres Häuschens hinaustrat. Die Empfindung, allein in dieser grandiosen Einsamkeit zu wachen, hatte für mich einen eigensten Reiz. Der Lichtschimmer, der aus dem Fenster meines Zimmers drang, war das Einzige, was jetzt kündete, daß hier Menschen leben. Der Himmel war ganz klar. Das Licht der Sterne war durch die Mondeshelle erheblich gedämpft. Hell fiel der silberne Schein auf den Feuerhöhlen-Fluß, der sich wie eine glitzernde Schlange durch das unheimliche Thal wand. Alles, was lebt und athmet, feierte jetzt.

Aber da unten gab es keine Ruhe bei Tag und Nacht, keine Feierstunde!

Deutlich vernahm ich das dumpfe Grollen und Prusten, das Hämmern und Poltern, die rhythmisch zischenden und brausenden Stöße der kolossalen unterirdischen Dampfmaschine, und ringsumher sah ich in hohen wirbelnden Säulen den weißen Dampf aufsteigen.

Die empfindliche Kälte trieb mich schließlich in mein Zimmer zurück. Ich hatte das Licht gelöscht und streckte mich behaglich in dem guten Bett. Da spürte ich deutlich und sich in kurzen Zwischenräumen mehrfach wiederholend das Beben des Erdbodens, das einigemal so stark war, daß das Geschirr und die Gläser aneinanderklirrten. Es war, als ob ein sehr schwer belasteter Wagen vorüberrollte. Diese leichten Erderschütterungen gehören, wie mir der Wirth, mit dem ich am andern Morgen über die Sache sprach, berichtete, zu den gewöhnlichen Erscheinungen, die hier gar nicht mehr beachtet werden.

Das Licht des Mondes brach in fast unverminderter Helle durch die schäbigen Vorhänge, und es währte wohl einige Stunden, bis sich der Schlaf, den ich übrigens gar nicht suchte, freiwillig einstellte. Ich wurde nicht müde, auf das regelmäßige Paffen der Werkstatt da unten, auf das kolossale Schmiedemotiv zu lauschen. Und hätte ich nicht eine gewisse Scheu vor starken Worten, so würde ich sagen, daß in dieser vollmondhellen Maiennacht eine wahrhaft weihevolle Stimmung mich überkam, daß ich in dieser bretternen Herberge am Ufer des Feuerhöhlen-Flusses unter den dumpfbrausenden Klängen der vulcanischen Symphonie dem geschäftigen Geiste mich nahe fühlte, vor dessen Hauch der Erdboden erzitterte.

---

9. Auf der Mitte des Wegs vom Untern zum Obern Becken.

Der prismatische See. — Excelsior.

Das ist das Eigenartige der Fahrt durch den Yellowstone-Park, daß die Wirkung, die die Naturwunder auf den Beschauer ausüben, mit jedem jungen Tage wächst, daß das Heute das Gestern überbietet, um von dem Morgen wiederum überboten zu werden. Was uns gestern in das höchste Erstaunen versetzte, erscheint uns heute schon als das Gewöhnliche, weil wir dasselbe Phänomen, nur in höherer Potenzirung, in größerer Pracht und Herrlichkeit, wiedersehen. Lockte uns gestern der Anblick der märchenhaften Tiefen im blauen Wasserspiegel, bewunderten wir in wahrem Entzücken die bezaubernden weißen, grünen und hellblauen Korallenriffe, die wir durch das krystallklare, leicht gekräuselte Wasser in sinnverwirrender Schönheit vor uns erblickten, wie himmlische Gefilde in einem Zauberspiegel, den die Erde in ihrem

Schooße trägt, so sehen wir heute in unmittelbarer Nachbarschaft gleich ein paar Dutzend solcher Geyserseeen, einen immer schöner, immer unwahrscheinlicher und phantastischer als den andern. Und wir merken nun, daß wir gestern eigentlich nur dem Vorspiel beigewohnt haben, und daß sich erst heute die Hauptaction vor uns abspielt.

Und nun gar die Geyser! All die heißen Springquellen in Norris und am Untern Firehole-Becken, so überraschend und großartig sie auch waren — nun enthüllen sie sich als die reine Spielerei. Was der Geyser in Wahrheit ist, das erfahren wir erst bei der Durchwanderung des Obern Beckens. Ich hatte mir fest vorgenommen, das obere Geysergebiet nicht zu verlassen, ohne außer dem Old Faithful, der ja immer seine Schuldigkeit thut, wenigstens einige der Hauptgeyser spielen zu sehen. Das Glück hat mich in ungewöhnlicher Weise begünstigt, so daß ich nur etwa zwölf Stunden länger, als ich mir vorgesetzt hatte, zu bleiben brauchte, um fast all die berühmtesten Geyser in voller Thätigkeit zu erblicken. Ein unvergleichliches, gewaltiges Naturschauspiel, das erschütterndste, erhabenste und schönste, das das Auge des Irdischen erblicken kann.

Den allgewaltigsten aller Geyser, den Excelsior, der mitten auf dem Wege zwischen dem Untern und Obern Firehole-Becken in dem danach benannten „Midway Basin“ liegt, muß ich leider ausschließen. Wie er der weitaus mächtigste und kräftigste ist, so ist er auch der eigenwilligste und unberechenbarste. Ich hätte Wochen, ja Monate auf den Ausbruch vergeblich warten können.

Etwa eine Stunde nachdem wir unsere Herberge am Untern Becken verlassen haben und auf ungefähr ebenem Wege längs des Firehole-Flusses durch einen schönen grünen Nadelwald gefahren sind, gelangen wir an eine Stelle, die einen unfreundlichen, beinahe unheimlichen Eindruck macht.

Da ist auf einmal auf eine beträchtliche Strecke ringsum alle Vegetation vernichtet. Der dichte gesunde Wald, der hier die Ufer des Flusses bedeckt, hat wohl auf eine Viertelstunde Wegs zurückweichen müssen, und nur ein paar schmale Streifen der Fichten haben inmitten der allgemeinen Verwüstung wie durch einen Zufall ihr Dasein sich erhalten.

Dieses unschöne Stück Erde inmitten einer herrlichen Umgebung, eingeschlossen von einem dichten grünen Ring von Tannen, Fichten und Föhren und bespült von dem schönen Flusse, im Hintergrunde abgeschlossen von hohen, schneebedeckten Bergen, wird, gerade weil es durch seine Traurigkeit und Unerfreulichkeit von dem lustigen Leben ringsum sich abhebt, als ein Grundbesitz der Hölle angesehen und „Hell's Half Acre" genannt.

Auf diesem steinigen grauen Acker liegt einer der schönsten und größten heißen Seeen, und wenige Schritte davon entfernt der schrecklichste Geyser der Welt.

Unter den Seeen, die auf diesem vom Flusse sanft aufsteigenden kahlen Uferhügel sich befinden, ist der größte und schönste der sogenannte „Prismatische See", „Prismatic Spring", den Zittel, der sonst mit seinen Superlativen sehr vorsichtig ist, als den „herrlichsten unter allen heißen Seeen des Yellowstone-Parks und wahrscheinlich der ganzen Welt" bezeichnet.

Der Name „Prismatic" ist treffend. Schon von einiger Entfernung aus sieht man über dem Becken ziemlich dichte Dampfwolken, die sich zu einer stärkern Säule vereinigen. Und diese Wölkchen und diese Säulen flimmern und schillern in dem merkwürdigsten Farbenspiel opalartig, in lichtem Grün, in brennendem Rosa, in zartem Blau. Die tieferen und breiteren Dampfwolken sind am kräftigsten gefärbt. Einige sind vollkommen scharlachroth, andere tief saphirblau. Wenn wir uns dem heißen Becken nähern, so verschwindet

der Farbenzauber des aufsteigenden Dampfes mehr und mehr. Um so wundervoller aber wird nun die Farbenpracht des Beckens, in das wir hineinblicken, und das Glitzern des leise gekräuselten Wasserspiegels, der unablässig in zitternder Bewegung alle Farben des Regenbogens wiederspiegelt.

Die schönen Bildungen des Beckens haben die saftigsten und kräftigsten Färbungen, die wir bisher in den Geyserbecken gesehen haben, und auffälliger als je stehen hier die verschiedensten Töne ohne Abschattirung und Uebergang nebeneinander. Das Bild der Malerpalette drängt sich uns wieder auf, der Palette, bevor die Arbeit des Malers begonnen hat, wenn die einzelnen Farben noch ungemischt nebeneinandergestellt sind. Da zieht sich durch das Becken ein breiter, bandartiger Streifen in leuchtendem Hellgrün, daneben Orange, Braunroth, Hellgelb und Scharlach. Jetzt erklären wir uns auch das merkwürdige Farbenspiel der Dämpfe, die bei günstiger Beleuchtung vom Wiederschein des farbigen Bodens ihren zauberhaften Schimmer erhalten.

Bis auf den Grund des tiefen Beckens können wir hinabblicken, und wir sehen wieder die merkwürdige stufenförmige Bildung mit abgerundeten Vorsprüngen, wie in den Sinterterrassen von Mammoth Hot Springs. Daneben auch andere Formationen, Spitzen und Zacken. Das Ganze macht den Eindruck der Reliefkarte eines mächtigen phantastischen Hochgebirges. Dazu kommt noch der besondere Reiz der Färbung, und es trifft sich, das gerade die der Oberfläche nächstliegenden Formationen die schöne grüne Färbung des Waldes haben, die die Täuschung hervorruft, als blicke man von einem hohen mit Bäumen bestandenen Berge weit hinab in die Gebirgslandschaft, die im herrlichsten Blühen des Frühsommers prangt.

Nach Zittel's Angaben soll dieser See einen Durchmesser von 250 bis 350 Fuß haben, und er befindet sich hier in

Uebereinstimmung mit Henry J. Winser.*) Trotz dieser glaubwürdigen Zeugnisse scheint mir das, wenn mich meine Erinnerung nicht vollkommen täuscht, etwas zu hoch gegriffen.

Das beständig auslaufende Wasser strömt in zahllosen kleinen Rinnen und Kanälen ab und färbt mit seinen Niederschlägen die ganze Umgebung mit kräftig orangefarbenen, saffrangelben und zinnoberrothen Streifen.

Der liebliche, in unmittelbarer Nachbarschaft gelegene kleine „Türkisen-See" mit seiner schönen farbigen Tiefe, die in allen Farbenschattirungen schillert, legt in der That den Vergleich mit dem Edelstein nahe, um so mehr, als der Rand ringsum in goldiger Orangefarbe strahlt und sich wie ein Reifen Gold um ein Juwel legt.

Alles aber, was die waldumschlossene, schwermüthig graue Sinterhöhe am Firehole auf der „Mitte des Weges" zwischen dem Untern und Obern Becken aufweist — „nel mezzo del cammin", die Erinnerung an Dantes Hölle liegt nahe! — Alles verschwindet völlig hinter der Bedeutung des wild zerklüfteten, mächtigen Dampf auspaffenden und dumpf grollenden Kraters, in dem der ungeheuerste und furchtbarste Geyser der Welt, der Excelsior, sich jetzt verschnauft, um unerwartet zu einer gar nicht zu berechnenden Zeit, vielleicht in wenigen Augenblicken, vielleicht erst in einigen Jahren, mit erderschütternder Gewalt und donnerartigem Dröhnen loszutoben.

In den Bildungen des Excelsior-Beckens ist Alles, was bei den anderen Geysern in Form und Farbe schön und wohlgefällig erschien, dem Grausigen und Entsetzlichen gewichen. Alle Verhältnisse sind in's Kolossale gesteigert. Der Boden ist in ein gewaltiges Loch von unregelmäßiger Zeichnung, in den Hauptzügen in einer gewissen Uebereinstimmung

*) The Yellowstone National Park. New York, 1882.

mit dem gebrochenen Rundbogen und der Hufeisenform des sarazenischen Baustils, zerrissen. Ein mächtig dampfendes Loch von 330 Fuß Länge und in seiner größten Breite 220 Fuß breit!

Als der vornehmste Herr unter den Geysern läßt sich der Excelsior nicht gern in der Nähe besehen. Die dichten weißen Dämpfe, die unablässig von da unten, wo es fürchterlich ist, aufströmen, machen es uns, als wir bis hart an den Rand eines der vorspringenden Beckenzacken getreten sind, unendlich schwer, in die Tiefe hinabzublicken, und Dutzende von Versuchen werden vereitelt durch die Hitze des Dampfes, der uns fast schmerzhaft heiß in's Gesicht schlägt. Aber wir sind auch eigensinnig, und da wir den Excelsior nicht springen sehen, wollen wir ihn wenigstens in seiner Ruhe betrachten. Das nennt er ja Ruhe! Und wirklich gelingt es uns, während unseres langen Verweilens am Haupte dieser kochenden und brausenden Schlucht einige Male, allerdings nur auf wenige Augenblicke, wenn gerade der Wind günstig steht, in den Schlund hinabzublicken.

Da sehen wir unter uns, etwa 15 bis 20 Fuß tief, den blauen, wildbewegten, kochenden Wasserspiegel des Geysers. Die Wände des Beckens starren fast geradlinig auf, grau, in wildester Zerklüftung, geborsten und in Kacheln zerrissen, an vielen Stellen unterwaschen, mit schauerlichen Ueberhängen und Vorsprüngen. Erhebliche Felsblöcke sind abgesprengt und bedecken den Boden, einige ragen wie Klippen und Riffe aus dem heißen, brausenden Meer hervor. Die wilde Wassermasse bedeckt einen Umfang von einem halben Acre. Das hat diesem ganzen kahlen, schauerlichen Sinterplateau seinen Namen gegeben: „Hell's Half Acre". Kaum hat unser Auge das unheimliche Bild erfaßt, so wird es uns schon wieder durch die dichten, heißen weißen Dämpfe entzogen. Aber die Tiefe des Hexenkessels, wo Wasser und

Feuer sich menget, wo es wallet, siedet, brauset und zischt, übt auf uns eine unwiderstehliche Anziehungskraft, und wir lassen es uns nicht verdrießen, uns immer wieder Minuten lang halb verbrühen zu lassen, um nur auf flüchtige Augenblicke die fürchterliche Tiefe zu erblicken. Der Hauptherd scheint in der Mitte zu liegen. Da rast und braust es am stärksten, und da werden unablässig schäumende Sturzwellen aufgepeitscht. In zwei breiten und tiefen, roth- und bräunlichgelb gefärbten Kanälen und in zahllosen kleineren Rinnen läuft das Excelsior-Wasser unablässig über den rauhen, grauen Abhang in den Firehole hinab.

Schon die erste Erforschungsexpedition unter Haydens Leitung entdeckte den Excelsior, ohne jedoch dessen Natur erkennen zu können. In seinem im Jahre 1871 an den Congreß erstatteten Bericht sprach sich Dr. Hayden, der dem Excelsior damals den Namen „Kesselquelle" gegeben hatte, „Caldron", dahin aus, daß diese Quelle wahrscheinlich dereinst dicht neben dem Flußbett ausgebrochen sei und durch fortwährendes Nachbröckeln die Einfassung seines Beckens bis zu seinem jetzigen Umfang von etwa 250 Fuß im Durchmesser erweitert habe. „20 bis 30 Fuß hohe Wälle umranden das riesige Becken. Das Wasser ist fortwährend in brausender Erregung und kocht wie in einem Kessel. Eine ungeheure Dampfsäule steigt auf und füllt die Höhle. Wenn der Dampf durch einen Windzug auf einen Augenblick weggefegt wird, so blickt man mit Schaudern und Grauen in diesen fürchterlichen siedenden Schlund hinab. Eine gewaltige Wassermasse strömt aus diesem Kessel in den Firehole."

So der berühmte Geologe, der alle Erscheinungen durchaus richtig beobachtet hat. Daß hier ein wirklicher Geyser — und was für ein Geyser! — verborgen war, ahnte er indessen nicht.

Etwa neun Jahre später wurde das Geysergebiet des

Yellowstone-Parks von einem andern berühmten Geologen, Dr. Peale, sorgsam durchforscht, der dieselben Beobachtungen machte wie sein bahnbrechender Vorgänger, aber aus einigen Formationen den Schluß zog, es sei doch möglich, daß dieser Kessel ein wirklicher Geyser sei, der in langen Zwischenräumen speie. Er erklärte sich aber außer Stande, diese Hypothese durch bestimmte Thatsachen zu unterstützen.

Kein Jahr sollte vergehen, bis sich die Richtigkeit der Peale'schen Voraussetzung in der grandiosesten Weise herausstellte. Oberst Norris, der damalige Superintendent des National-Parks, sah eines Tages zwischen dem Obern und Untern Becken eine gewaltige Dampfwolke aufsteigen und hörte ein unablässiges Grollen, wie fernes Donnern. Er bestieg sofort sein Pferd und ritt auf den Dampf zu. Sechs englische Meilen weit hatte er das dumpfe Rollen vernommen, das, je mehr er sich seinem Ziele näherte, immer stärker und stärker wurde! Er kam leider etwas zu spät an Ort und Stelle an. Der Geyser hatte zu speien aufgehört. Aber das Schauspiel, das sich ihm darbot, war noch immerhin merkwürdig und gewaltig genug! Eine einzige mächtige, undurchdringliche Wolke lag über dem ganzen Felde, und furchtbare Ströme heißen Wassers stürzten von der Anhöhe in den Firehole River, der aus seinem Bett ausgetreten war und sich in einen heißen, dampfenden, stürmisch bewegten See umgewandelt hatte. Die Holzbrücken und Stege waren von dieser kochenden Sturmfluth weggespült.

Also wenigstens ein Jahrzehnt lang, wahrscheinlich viel länger, hatte der Geyser vollkommen geruht. Nun aber entwickelte er eine geradezu entsetzenerregende Gewalt. Von diesem Zeitpunkte an erfolgten fast täglich furchtbare Eruptionen.

In den ersten Monaten des Jahres 1880 trat in der vulcanischen Arbeit des Excelsior eine gewisse Regelmäßigkeit ein. In Abständen von vierundzwanzigeinhalb Stunden er-

folgten alltäglich ohne Ausnahme schreckliche Ausbrüche, deren ohrenbetäubender Donner auf eine deutsche Meile weit deutlich vernommen werden konnte — Wasserexplosionen, die den Erdboden erschütterten, das ganze Thal mit undurchdringlich dichtem Dampf erfüllten und mit ihren dampfenden Strömen den Firehole-Fluß überschwemmten. Im Februar begann die Excelsior-Eruption gegen zehn Uhr Abends. Der Anfang dieses grandiosesten aller Naturschauspiele rückte dann von Tag zu Tag etwas vor, so daß im Juni der Excelsior um zehn Uhr Vormittags zu speien begann.

Die Gewalt dieser Ausbrüche wuchs sozusagen von Tag zu Tag, und in den nächsten Monaten spie der Excelsior täglich zweimal, mitunter sogar dreimal.

Zu jener Zeit der heftigsten Ausbrüche war aber der Yellowstone-Park noch gar nicht besucht, denn die Vollendung der Northern Pacific-Linie, die den Zugang ermöglichte, fand erst im Jahre 1883 statt. Die damaligen Erscheinungen haben also auch nur von Norris und seinen Leuten beobachtet werden können. Aber die Schilderungen, die er davon giebt, decken sich vollkommen mit den Beobachtungen, die später, nachdem der Park zugänglich geworden war, von der sehr geringen Anzahl der anderen vom Zufall begünstigten Augenzeugen entworfen sind. Nachdem sich der Geyser in den Jahren 1880 und 1881 ausgetobt hatte, trat wiederum eine Zeit relativer Ruhe ein. Die Ausbrüche wurden seltener, aber wenn sie erfolgten, zeigten sie die unverminderte Kraft. Es traten dann wieder Perioden ein, während deren der Excelsior täglich einmal, mitunter sogar zweimal seine unerhörten Vorstellungen gab. Dazwischen lagen aber Wochen, ja Monate der Unthätigkeit. Der Excelsior ist in seinen Launen also vollkommen unberechenbar. Von der ohnehin schon geringen Anzahl derer, die überhaupt den Yellowstone-Park besucht haben, können sich mithin nur verschwindend

wenige des Glückes rühmen, einer Excelsior-Eruption beigewohnt zu haben.

Um so lebhaftere Anerkennung verdienen die bewunderungswürdigen Leistungen der Yellowstone-Park-Photographen Gebrüder F. Jay Haynes aus St. Paul, die mit der Zähigkeit und Unverdrossenheit der Amerikaner monatelang auf den günstigen Augenblick gewartet haben, den Excelsior in seiner vollsten Thätigkeit zu photographiren, und denen es auch wirklich gelungen ist, von diesem geradezu unglaubhaften Schauspiel mehrere künstlerisch vollendete Momentaufnahmen zu machen. Es handelte sich da in der That nur um Augenblicke, denn unmittelbar nach dem Ausbruch macht die ungeheure Dampfentwicklung des Geysers die Reproduction unmöglich. Von diesen Privatleuten sollte die Regierung lernen, welche Pflichten dem Yellowstone-Park gegenüber noch zu erfüllen sind. Die Haynes sind mit ihren Apparaten bis zu den schwerst zugänglichen Partien des Parkes geklettert und haben sich weder von den Beschwerden des Weges, noch von der Feindseligkeit der Witterung abschrecken lassen. Vor drei Jahren haben sie sogar eine große photographische Winterexpedition ausgerüstet, deren Mitglieder auf Schneeschuhen durch die unwegsame Wildniß bis zu den verwegensten Punkten vorgedrungen sind. So verdanken wir ihnen denn unter den unübertrefflichen photographischen Aufnahmen des Yellowstone-Parks, die nach Tausenden zählen, und die in ihrer Ausführung auf der höchsten Stufe der Meisterschaft stehen, einige Dutzend Blätter, die uns den Yellowstone-Park im Winterkleide unter fußhohem Schnee und Eis zeigen.

Die Haynes'schen photographischen Aufnahmen des Excelsior in voller Thätigkeit bestätigen die übereinstimmenden Berichte der anderen Augenzeugen, daß mit den Eruptionen des Excelsior die aller anderen, auch der größten Geyser, überhaupt nicht verglichen werden können. Vom Großen Geysir

auf Island gar nicht zu reden! Den übertreffen ja die Hauptgeyser des Obern Firehole-Beckens schon um das Doppelte an Kraft. Aber auch diese Riesen sind im Vergleich zum Excelsior Schwächlinge und erbärmliche Wichte.

Die vom Großen Geysir auf Island ausgespieene Wassersäule ist etwa 7 Fuß dick und erreicht eine Höhe von 80 bis 90 Fuß. Was bedeutet das dem Excelsior gegenüber, der aus seinem vulcanischen Schlunde eine entsetzen- und schaudererregende, siedend heiße Sturmfluth mit wild aufspritzenden Wassergarben aufjagt, eine ungeheuerliche Wasserwand, die in ihrer Gestaltung der vom Sturm angeblasenen Lohe eines mächtigen Brandes mit züngelnden Flammen vergleichbar ist. Bis zur Höhe von 300 Fuß schießen die Wasserzacken dieser vulcanischen Sturmfluth in die Luft, und bis zur Höhe von etwa 100 Fuß hat sie eine geradezu fabelhafte Dicke. Eine genaue Messung kann bei der Unnahbarkeit des Feuerherdes nicht vorgenommen werden. Die Schätzungen weichen erheblich von einander ab. Ein Deutsch-Amerikaner, der den Ausbruch des Excelsior geschildert hat, schätzt den Umfang der Excelsior-Fluth auf 25 Fuß im Durchmesser, während Norris, der die meisten Eruptionen beobachtet hat und sich im Allgemeinen als ein zuverlässiger Berichterstatter bewährt, den aufgejagten Wasserstrahl sogar auf 60 bis 70 Fuß im Durchmesser angiebt!

Unter unaufhörlichem, dröhnendem, donnerartigem Brüllen und Heulen tobt das heiße Wasser aus dem siedenden Maule auf. Die Erde erbebt. Die abgebröckelten Stücke des Beckens werden wie Federbälle ein paarhundert Fuß hoch ausgeworfen. Die meisten bersten und springen bei ihrem jähen Sturz von der Höhe auf den Boden. Einige aber halten Stand. Oberst Norris hat eines der schwersten dieser Steingeschosse gewogen und giebt dessen Gewicht auf 100 Pfund an! Die Eruptionen des Excelsior sind wegen dieser Stein-

würfe auch die einzigen, die für den Beschauer nicht ungefährlich sind.

Der niederfallende Wasserschwall läuft in zwei Hauptkanälen in dampfenden Sturzbächen zischend und schäumend in den Fluß. Bald ist das ganze Thal in eine einzige Dampfwolke gehüllt, aus der die Dampfsäule über den spritzenden Geyser wirbelnd und wogend an die tausend Fuß hoch steigt.

Darüber sind Alle einig: das Schauspiel des ausbrechenden Excelsior hat seinesgleichen nicht auf der ganzen Erde.

---

10. Die Geyser des Obern Firehole-Beckens.

Old Faithful. — Seife als Erregungsmittel.

Von den Vorstellungen, die die Schilderung des Excelsior-Ausbruchs in uns hervorruft, müssen wir uns gewaltsam losreißen, um für das grandiose Naturschauspiel, das die Riesengeyser des Obern Firehole-Beckens uns bieten, die volle Empfänglichkeit zu bewahren. Hier finden wir auf dem knappen Raume von ein paar englischen Quadratmeilen vereinigt, oft in der Nachbarschaft von nur wenigen Schritten, wohl ein halbes Hundert dieser furchtbaren Feuerwasser, von denen vier: der Löwe, die Löwin, der Fächer- und der Ufer-Geyser, mit einem Wasserstrahl von 60 bis 80 Fuß Höhe den Großen Geysir auf Island etwa erreichen und sieben ihn erheblich, bis um das Doppelte und Dreifache, übertreffen. Der Kastell-Geyser steigt über 100 Fuß, der Old-Faithful bis zu 150, der Grand-Geyser 95 bis 200, der Riese 130 bis 200, der

Splendid 200 und darüber, der Bienenkorb 220, die Riesin 250 Fuß!

Die Eruptionen erfolgen ganz unregelmäßig, Die Angaben, die man in den verschiedenen über den Yellowstone-Park erschienenen „Führern" findet, sind wenig zuverlässig. Wenn von dem einen angegeben wird, er habe alle drei Tage einen Ausbruch, so kommt es vor, daß Wochen vergehen, ohne daß er sich rührt, und daß dann wieder an einem Tage stündliche Ausbrüche erfolgen. An genauen wissenschaftlichen Beobachtungen über die Periodicität der Geysereruptionen fehlt es noch vollkommen.

Die einzige rühmliche Ausnahme macht der schöne Geyser, dem schon Hayden den gemüthlichen Namen „Old Faithful", — der brave Kerl, auf den man sich verlassen darf — gegeben hat. Der giebt alle Stunde — man kann es fast auf die Minute berechnen, zwischen 55 und 65 Minuten — seine regelmäßige Vorstellung, und immer in derselben Vorzüglichkeit. Für die Beobachtung der Erscheinungen des Geyserausbruchs ist daher auch kein anderer so geeignet wie der Old Faithful. Wir richteten es bei unseren Wanderungen immer so ein, daß wir nach Verlauf der Stunde in der Nähe des Old Faithful waren und unsere Wahrnehmungen und Beobachtungen bei jeder Wiederholung so weit ergänzen konnten, bis wir ein möglichst genaues und vollständiges Bild erlangt hatten.

Wenige Minuten vor dem Ausbruch sieht der Old Faithful noch recht uninteressant aus. Von allen Geysern hat er eigentlich die wenigst verlockende Umgebung. Aus dem graubräunlichen Boden wächst in sanfter Steigung, in niedrigen Stufen, ein kleiner Hügel auf, in hellerer Färbung, ungefähr wie schmutziger Schnee. Die Höhe, die das Kratermaul umschließt, hat dunklere, klotzigere Blöcke. Ohne irgendwelches Bedenken können wir bis an den äußersten Rand dieses Krater-

mauls herantreten, aus dem unabläſſig leichte Dampfwolken aufſteigen, und aus deſſen Tiefe ein unaufhörliches dumpfes Grollen zu uns heraufdringt.

Die Zeit des Ausbruchs iſt nun gekommen. Urplötzlich, ohne irgendwelchen Uebergang, ertönt auf einmal ein wildes, unwilliges, mächtiges Rauſchen. Der Geyſer giebt ſeine erſte Verwarnung. Kleine Spritzer von einigen Fuß Höhe ſteigen auf. Nach 2 Minuten fangen die Riſſe des Kratermauls, die von der Oeffnung aus in gerader Richtung nach allen Seiten hin auslaufen, an zu dampfen. Ein höherer Waſſerſtrahl wird aufgeſchnellt, dem unmittelbar darauf ein neuer und noch mächtigerer folgt, und der in feinſtem Sprühregen in der Sonne glitzert. Nun folgen in kürzeren Zwiſchenräumen mehrere Waſſerſtöße aufeinander und werden immer heftiger. Wiederum tritt eine vollkommene Ruhepauſe ein, die richtige Ruhe vor dem Sturm, der Dampf hört beinahe vollkommen auf — und dieſe Pauſe währt merkwürdig lange, nach der Uhr geſehen, genau 2 Minuten 10 Secunden —, bis auf's neue eine dampfende Waſſercascade aus dem Rachen ſteigt. Noch einmal ſcheint die unterirdiſche Thätigkeit vollkommen zu ſtocken. Der Dampf aus dem Kraterſchlunde wird wiederum ſchwächer, und die kleinen Riſſe hören ſogar vollkommen auf zu dampfen, bis nach weiteren 50 Secunden das eigentliche Schauſpiel beginnt.

Aus der Tiefe erdröhnt ein dumpfer Schall, wie ein in der Ferne gelöſter Böllerſchuß. Nun beginnt das Rauſchen und Sprühen. Es wird ſtärker und ſtärker. Die Stöße werden heftiger. In ſchneller ununterbrochener Folge ſteigen jetzt die Waſſerſäulen ſchon bis zur Höhe von etwa 20 Fuß auf. Und nun, zur vorſchriftsmäßigen Zeit, 65 Minuten nach dem letzten Ausbruch, entfaltet nach dieſem kleinen Vorſpiel der Geyſer unmittelbar und mit überraſchender Plötzlichkeit ſeine ganze Herrlichkeit und Pracht. Ein wundervoller rieſiger

Springbrunnen steigt sogleich zur höchsten Höhe auf, etwa 150 Fuß. Wolliger, massiger, dichter weißer Schaum, der in der Sonne silbern glänzt, und dessen Saum vergoldet erscheint, der in Millionen und Abermillionen von in der Sonne glitzernden Brillanttropfen und Kügelchen zerstäubt, wird aus dem Kraterrachen ausgespieen und schneidet haarscharf von dem Hintergrunde der dunklen Fichten und des blauen Himmels ab.

In seiner unverminderten Großartigkeit währt das Schauspiel etwa vier Minuten. Dann brodelt der Schwall noch einige Augenblicke weiter, aber die Kraft läßt allmählich nach. Der Geyser macht noch einige äußerste Anstrengungen, letzte Zuckungen. Die bisher schneeig weiße Wasser- und Dampfmasse nimmt auf einmal eine merkwürdige dunkle, fast stahlblaue Färbung an. Aus den kleinen Löchern und Rissen um den Kraterschlund entströmt nun der Rauch viel stärker als je zuvor, während der Hauptherd langsam zu erkalten scheint und nur noch in größeren Zwischenräumen Säulen, die jetzt die Gestalt von langgestreckten Pyramiden annehmen, aufjagt, bis auch sie schließlich fallen und in der furchtbaren Höhle verschwinden. Nun wirbelt nur noch grauer und weißer Dampf aus dem offenen Maul, das noch einigemal ein wenig speiend sich säubert, bis endlich nach fünf Minuten die Ruhe wieder eintritt.

Sobald das Schauspiel vorüber ist, kann man wieder ohne irgendwelche Gefahr bei der Zuverlässigkeit dieses beliebtesten aller Geyser unmittelbar an den Rand des Kraters herantreten und sehen, wie der Dampf aus der Tiefe aufsteigt, hören, wie es da unten fürchterlich weitertobt und tost. Dazwischen vernimmt man immer stärkere, paffende, polternde Stöße. Es ist genau der Eindruck des stürmischen Meeres, und man glaubt das Schiff zu hören, das zischend die wüthenden Wellen durchschneidet.

Die eben noch so unschöne nächste Umgebung des Geysers ist gleich nach der Eruption wundervoll. Die kleinen wannen- und muschelförmigen Becken, die sich terrassenförmig darum lagern, und die wir in ihrer Farblosigkeit kaum beachtet hatten, sind jetzt allesammt mit dem durchsichtigsten Geyserwasser bis an den Rand gefüllt und nehmen nun die schönen hellen Farbentöne an, die uns auf diesem Geysergebiete in unausgesetztes Entzücken versetzen. Wir sehen hier mit anderen Worten im Kleinen etwa hundert jener Seeen, deren Pracht uns während unserer Wanderung so oft in Bewunderung versetzt hat. Und der Schluß liegt nahe, daß auch jene großen Seeen nichts anderes sind als derartige Becken, nur in kolossalstem Maßstabe, und daß das dazu gehörige Geysermonstrum, das in unvordenklichen Zeiten da gespieen haben mag, jetzt erloschen ist oder, unter veränderter Gestalt bis zur Unkenntlichkeit geschwächt, dahinsiecht.

Ich habe den Ausbruch des Old Faithful in allen Phasen der Eruption, von den ersten Ankündigungen bis zum jähen Ende, deshalb in großer Ausführlichkeit geschildert, weil seine Arbeit als typisch für die Geyserthätigkeit betrachtet werden darf, und weil der Old Faithful nicht nur wegen der Regelmäßigkeit der Ausbrüche, sondern auch wegen der Gleichartigkeit der Erscheinungen, die ein jeder dieser Ausbrüche aufweist, der Beobachtung die sicherste und bequemste Unterlage bietet. Im Wesentlichen zeigen sich nun, allerdings mit sehr starken Abweichungen im Einzelnen, die dem Augenzeugen jedesmal Ausrufe des bewundernden Erstaunens entlocken, bei allen großen Geysern in den Hauptzügen dieselben Erscheinungen: das plötzliche Aufwallen des Wassers, die Verstärkung des Dampfes, ein auffälliges Crescendo des unterirdischen Tobens, dann ein momentanes Stocken und nach einer kurzen Ruhepause urplötzlich die vollste Entwicklung der Eruptionskraft, die sich

während der ganzen Dauer der Katastrophe unvermindert erhält, dann ganz plötzlich erschlafft, erstirbt und nur noch in der Ueberschwemmung der anliegenden Formationen die Spuren ihrer ungeberdigen Gewaltthätigkeit hinterläßt.

Für den Fernstehenden können die Schilderungen der Abweichungen in den Eruptionserscheinungen kein besonderes Interesse haben. Sie dürften überhaupt kaum einen andern Werth beanspruchen als den der Fixirung eines Augenblicksbildes; denn die verschiedenen Ausbrüche desselben Geysers sind auch verschiedenartig. Von glaubwürdigen Männern habe ich Berichte gelesen und gehört über Ausbrüche von Geysern, die ich selber habe speien sehen, und diese Schilderungen decken sich mit meinen Wahrnehmungen in keiner Weise. So hat mich der Riesen-Geyser nach dem, was ich von seinen Leistungen gehört hatte, stark enttäuscht, während wiederum der Splendid nicht nur meine kühnsten Erwartungen weit übertroffen, sondern auch das Erstaunen des kundigen Führers erregt hat, der den Splendid hunderte von Malen, aber nie zuvor in dieser Herrlichkeit hat spielen sehen.

Schon beim Betreten des Yellowstone-Parks, in Mammoth Hot Springs, hatte ich davon munkeln hören, daß es ein Mittel gäbe, gewisse Geyser, die unter dem natürlichen Verlauf der Dinge oft erst nach langen Stunden, ja nach Tagen springen würden, unter gewissen Voraussetzungen zu einem sofortigen Ausbruche zu nöthigen, und zwar durch Hineinwerfen von Seife. Die Sache wurde in einer gewissen geheimnißvollen Weise erzählt, und es wurde hinzugefügt, daß die Gewaltigen des Yellowstone-Parks jedweden Fremdling, der mit Seife am Orte der That betroffen würde, sofort per Schub über die Grenze brächten. Ich hielt die Geschichte für eines jener Ammenmärchen, mit denen die wißbegierigen Fremden in schwer zugänglichen, entlegenen und wenig be-

suchten Gegenden von den phantasiereichen Ansässigen regalirt zu werden pflegen.

Die außerordentliche Wirkung der Seife auf die Geyser soll sich zufällig — so wurde mir erzählt — dadurch gezeigt haben, daß ein chinesischer Wäscher, der im Gasthaus des Obern Beckens beschäftigt war, über einem kleinen, bis dahin vollkommen harmlosen heißen Geyserbecken sein Zelt aufgeschlagen und in dem heißen Wasser die eingeseifte Wäsche abgespült hatte. Dagegen habe dann der bisher so friedliche Geyser mit unglaublicher Schnelligkeit und Gewaltthätigkeit protestirt. Ohne vorherige Verwarnung spie er einen starken heißen Wasserstrahl aus, schleuderte das Zelt und die Wäsche 40 Fuß hoch in die Luft, und der arme Wäscher bekam von den Spritzen eine gehörige heiße Abwaschung, die freilich nicht ganz angenehm war, ihn aber zum Glück nicht ernstlich beschädigte. Zur Verewigung dieses denkwürdigen Abenteuers hat nun der kleine Geyser den Namen „Chinese", „Chinaman", erhalten, den er allerdings bis auf den heutigen Tag führt. Der Bericht über diesen Vorfall erregte nun das besondere Interesse eines zufällig in der Herberge anwesenden Wissenschafters, der nach einiger Zeit wiederum Seife in den Chinaman warf und den Geyser in der That zu einem abermaligen sofortigen Ausbruch veranlaßte.

Das ist keine Fabel. Die Reizung der Geyser durch Hineinwerfen von Seife ist eine wissenschaftlich festgestellte Thatsache. Der erste Bericht darüber und über die muthmaßliche Ursache dieser Erscheinung wurde von Dr. Raymond auf der Versammlung des „American Institute of Mining Engineers" in Buffalo im October 1888 gegeben. Nun versahen sich alle Touristen, die den Yellowstone-Park durchstreiften, mit ungeheuren Quantitäten von Seife. Das Kratermaul und das Becken verschiedener Geyser wurden dadurch natürlich verunreinigt, und durch die Ueberreizung wurde die

Eruptionsthätigkeit abgeschwächt. Es war zu befürchten, daß sie ganz gestört werden würde. Das veranlaßte die Regierung zu einem sehr strengen Verbote des Einwerfens von Seife. Wenn jeder Reisende in der That nach seinem Belieben Seife in den Geyser werfen dürfte, so würde es vermuthlich gar nicht mehr zu einem regelmäßigen kräftigen Ausbruch kommen; denn kaum daß nach einer Eruption der Geyser sich soweit erholt hat, daß sein Kanal sich neuerlich mit heißem Wasser füllt, würde er schon wieder zu einer neuen Eruption aufgereizt werden. Daß eine solche erzwungene Thätigkeit leicht Veränderungen in dem Geyserkanal selbst herbeiführen kann, die vielleicht die ganze Bildung zerstören würden, liegt auf der Hand. Das Verbot wird mit äußerster Strenge durchgeführt; nur zu Gunsten der wissenschaftlichen Forschung hat man eine Ausnahme machen wollen. Herr Arnold Hague, der seit einer Reihe von Jahren geologische Untersuchungen im Parke macht, wurde beauftragt, die Ursachen der Einwirkung von Seife und anderen alkalischen Substanzen auf die Thätigkeit der Geyser zu erforschen. Die Ergebnisse dieser Versuche, die im Sommer 1888 vorgenommen wurden, sind in einer Broschüre, „Soaping Geysers“, veröffentlicht worden.

Nach den Beobachtungen und Untersuchungen des genannten Geologen reagiren die einzelnen Geyser je nach der Beschaffenheit ihres Eruptionskanals in sehr verschiedener Weise. Am besten gelingt die künstliche Erzielung des Ausbruchs durch Seife beim Bienenkorb-Geyser im Obern Becken, beim Monarch im Norris-Becken und beim Brunnen-Geyser im Untern Becken. Zu einer solchen künstlichen Eruption durch Anseifen des Geysers sind zwei Bedingungen unerläßlich. Erstens: Der Eruptionskanal muß eng sein, und das denselben füllende Wasser darf nur eine räumlich beschränkte Oberfläche

bieten. Zweitens: Das Wasser muß bereits nahe oder auf dem Siedepunkte sich befinden.

Als Hauptursache der Verfrühung der Eruption führt Hague an, daß die Seife eine „viscöse", eine fettige, klebrige Oberflächenschicht erzeugt, unterhalb deren das Wasser sich rasch über den Siedepunkt erhitzt, da es durch diese Schicht am Verdampfen gehindert wird. „Die Bedeutung des Anseifens," schreibt mir Dr. Karl Diener, ein junger Wiener Geologe, der den Yellowstone-Park einige Zeit nach mir besucht hat, „wird vielfach überschätzt. Je kleiner der Geyser und je enger seine Ausbruchsröhre ist, desto besser gelingt das Experiment, während es bei den großen, wenn sie nicht selbst schon ungefähr zur Eruption reif sind, versagt und bei den größten, Excelsior, Riesin u. s. w., überhaupt noch keinen Erfolg geliefert hat." Herrn Dr. Diener war es übrigens etwas Neues, daß auch der Splendid, der Löwe u. s. w. auf Seife reagiren.

Einer meiner Freunde, der bekannte Chemiker Professor Karl Scheibler, den ich über dieses Einseifen der Geyser befragt habe, hat die Freundlichkeit gehabt, mir die folgende, leichtverständliche und einleuchtende Belehrung zu geben: „Es handelt sich hier um Wirkungen des ‚Siedeprocesses'. Bekanntlich siedet das Wasser unter normalen Verhältnissen bei 100 Grad Celsius (80 Grad Réaumur). Wenn man aber die Oberfläche des siedenden Wassers mit einer öligen, schleimigen oder schmierigen Substanz überzieht, so kann das Sieden eine Zeit lang unterdrückt, verzögert werden. Alsdann speichert sich alle zugeführte Wärme in dem Wasser auf, welches dann, mehr oder weniger über 100 Grad hinaus (bis auf 103, 104, 110 Grad und darüber) erhitzt sein kann, ohne daß Dampfbildung eintritt. Während sonst alle über 100 Grad C. hinaus zugeführte Wärme Wasser in Dampf

verwandelt, welche mit diesem davongeht (continuirliches Sieden), geht beim Siedeverzug diese zugeführte Wärme zunächst nicht davon, sondern wird aufgespeichert, infolgedessen die Temperatur des Wassers dann über 100 Grad steigt. Hat diese Aufspeicherung eine gewisse Höhe erreicht, alsdann tritt plötzliche explosionsartige Dampfbildung ein, mit welcher dann die Temperatur des Wassers wieder auf 100 Grad sinkt. Die explosionsartige Dampfbildung ist um so heftiger, je mehr das Wasser über 100 Grad hinaus Wärme in sich angehäuft hatte. Ist durch die plötzliche Dampfbildung die Temperatur des Wassers wieder auf die normale Siedetemperatur von 100 Grad C. gesunken, so findet, sofern die ölige, fettige Beschaffenheit der Wasseroberfläche dann noch besteht, von neuem eine Wärmeaufspeicherung statt, welche demnächst zu einer zweiten explosiven Dampfbildung führt u. s. w. (ruck- oder stoßweises Sieden)."

Zu den Geysern, die durch das Hineinschütten von Seife zu einem außerordentlichen Ausbruch gereizt werden können, gehört auch der Splendid. Wenn man so ein rasendes Ungethüm gesehen hat, so begreift man in der That nicht, daß es sich von irgend einem muntern Seifensieder zu einer unfreiwilligen Thätigkeit nöthigen lassen sollte. Als wir den Krater des Splendid umstanden, zeigten sich gewisse Symptome, die auf eine baldige Eruption mit einiger Sicherheit schließen ließen. Währenddem hielt ich ein wenig Umschau. Und ich muß sagen, daß der Splendid jetzt im Zustande der Ruhe seinen Namen nicht rechtfertigte. Die Formationen gehören zu den wenigst schönen. Sie sehen aus wie ausgedrückte Schwämme, aus denen es ein wenig dampfend hervorsickert. Südlich vom Becken steht eine Gruppe von Bäumen, die allesammt bis zum Gipfel hinauf mit weißen Kalkniederschlägen überzogen und natürlich getödtet sind. Die zartesten Aestchen sehen wie verzuckert aus, genau wie bei uns im

Winter die Bäume, wenn nach Thauwetter plötzlich scharfer Frost eintritt.

Wie durchsättigt und ganz erfüllt der Boden mit dem vulcanischen Wasser ist, zeigt sich auch hier. Ich hatte mich in der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, etwas mehr als gewöhnlich auf den Stock gestützt, und die Zwinge war in den nachgiebigen Boden ein paar Zoll eingedrungen. Sobald ich den Stock herausgezogen hatte, füllte sich das Loch sofort mit Wasser, das sogleich in zuckenden Bewegungen heraussprang und kleine Steinchen auswarf. In wenigen Augenblicken hatte sich eine trichterartige Umfassung gebildet mit scharfem, erhöhtem Rande. In einem Zeitraum von noch nicht einer Minute war da ein kleiner Geyser entstanden.

Nun war es aber nicht mehr an der Zeit, solche Spielereien zu beobachten. Das ernste Schauspiel begann. Aus den drei Löchern des Kraters sprangen plötzlich drei höhere Sprudel auf. Es traten nun genau dieselben Erscheinungen auf wie beim Old Faithful: ungewöhnlich starke Dampfentwicklung, plötzliches Stocken, kleine Vorstöße, abermalige Ruhe und endlich voller Ausbruch. Das Wasser im Becken stieg höher und höher, bis an den Rand, und die dichten, schaumigen Wellen schlugen wild auf.

Mit einem Mal erhob sich aus diesem Sturm eine wundervolle, mächtig dicke Wassersäule, die sogleich berghoch, gegen 200 Fuß aufgeschnellt wurde und in Riesenfällen abstürzte, noch 20 bis 30 Fuß hoch über sich den Wasserstaub zum blauen Himmel aufjagend. In harten, gewaltsamen Stößen folgte unausgesetzt Schuß auf Schuß, und aus dem schäumenden, wildaufspringenden Gischtmeer sprangen immer neue Spritzen auf, die den gothischen Zierrathen eines Domes sehr ähnlich sahen. Der Geyser wirkte wie eine flüssige, ewig sich wandelnde wunderbare Architektur,

wie ein Wasserschloß, dessen tiefste Basis durch dichte, leuchtende Dampfwolken verhüllt war.

Weicht dieser Dampf, so sieht man den kolossalen Strahl, der aufgetrieben und vom Winde zerstreut als wässerne Wand sich weit in die Landschaft hinein erstreckt und auf die erstarrte Baumgruppe niederschlägt.

Das wundersame, ergreifende, herrliche Schauspiel währte in seiner vollen Schönheit etwa fünf bis sechs Minuten und war von einem unausgesetzten paukenartigen Trommeln unter der Erde begleitet. Wie beim Old Faithful war auch hier das Ende unerwartet und jäh. Nach wenigen schwachen Zuckungen beruhigte sich der Splendid. Das Getrommel dauerte noch eine Weile an und wurde dann auch schwächer. Nun stieg aus dem Rachen nur noch ein feiner Sprühregen auf, der etwa noch zwei bis drei Minuten in der Sonne glitzerte. Das unterirdische Toben glich nun dem Lärm auf einer recht belebten Straße, wie man es von einem hohen Stockwerke aus hören kann, wenn schwere Wagen vorüberfahren und zugleich das Pferdegetrappel in scharfen Aufschlägen vernehmbar ist.

Den um den großen Splendid gelagerten kleineren Geyseseeen: Komet, Brillant, Daisy, Bonita u. s. w., deren Becken sonst bis oben mit heißem Wasser gefüllt sind und die entzückende kleine Seeen bilden, wird durch die Eruption auf einige Zeit alles Wasser entzogen. Das Farbenspiel, das uns sonst entzückt, erstirbt. Sie sehen in ihrer Trockenheit sogar unschön aus.

Ein anderer großer Geyser, der auf das Hineinwerfen von Seife mit besonderer Empfänglichkeit reagirt und, wenn der Krater genügend mit Wasser gefüllt ist, seinen Ausbruch beschleunigt, ist der „Bee Hive", dessen gerippter Sinterbau einem großen Bienenkorbe allerdings sehr ähnlich sieht. Der Geyserkanal scheint hier in der That ungewöhnlich geradlinig

und regelmäßig zu sein, so daß sich hier die fettige Schicht über dem Wasserspiegel, die das Austreten des Dampfes verhindert und dadurch die Hitze des Wassers erhöht, leichter bildet. Diese Regelmäßigkeit des Kanals zeigt sich auch in dem Sinterbau, der sich um die etwa 4 Fuß im Durchmesser breite Geyseröffnung in gleicher Höhe etwa 3 Fuß aufschichtet und scharf vom Boden abschließt, ohne weitere Bildungen von Terrassen und Stufen, Schollen und Muscheln zu zeigen. Sie zeigt sich auch vor Allem in der Eruption selbst. Während bei allen anderen Geysern in dem Wasserschwall, der ausgeworfen wird, deutlich wahrnehmbar ist, daß diese Wassermassen aus verschiedenen, gleichzeitig thätigen, aber nicht gleich starken Kratermäulern ausgespieen werden, sich dichtere und losere, höhere und niedrigere Säulen zu der furchtbaren Wassermasse vereinigen, sie verschieden färben und die Conturen des Geysers malerisch zerfetzen, entströmt dem Krater des Bienenkorbs ein einziger gewaltiger, etwa drei Fuß dicker Wasserstrahl, dessen Höhe, bis zu 220 Fuß, nur von dem der Riesin übertroffen wird. Das Merkwürdigste aber ist, daß diese aufsteigende Wassersäule bei Windstille die optische Täuschung hervorruft, als ob sie sogleich von der Luft verdunstet würde. Man sieht sie nicht fallen, man sieht sie unausgesetzt aus der Höhle aufjagen und kann sich nicht erklären, wo diese Wassermasse bleibt.

Und noch eine andere merkwürdige Erscheinung, auf die unser Führer uns aufmerksam machte: während der vollsten Heftigkeit des Ausbruchs konnten wir mit vollkommener Sicherheit bis hart an den Rand des Bienenkorbes herantreten und die Sinterwand, aus der das kochend heiße Wasser aufstieg, ruhig mit der Hand betasten. Der Korb war nicht einmal heiß. Von der siedend heißen Wassersäule, die tosend aufgejagt wurde, war ich keinen halben Schritt weit entfernt und nicht ein Tropfen der heißen Fluth bespritzte mich.

Der Führer warf seinen Knüttel in das aufspringende Wasser, und wir sahen nun, wie das Stück Holz beinahe bis zur vollen Höhe des Strahles, gewiß 150 bis 180 Fuß hoch, in schnellster Kreisbewegung wirbelnd in die Luft fuhr. Wir folgten natürlich dem Beispiel, warfen unsere Stöcke, unsere Schlapphüte, Alles, was wir gerade zur Hand hatten, hinein, und es belustigte uns, zu beobachten, wie diese Gegenstände in furchtbarer Geschwindigkeit kreiselnd in die Höhe geschleudert wurden und heiß und naß wenige Schritte vom Kratermaul entfernt wieder zu Boden fielen. Meinem Filzhut konnte ein heißes Bad jedenfalls nicht schaden, und es machte sogar auf mich den Eindruck, als ob es ihm sehr gut bekommen wäre.

Wenige Schritte vom Bienenkorbe entfernt liegt der kleine Geyser, dessen unerwartetem Ausbruch die Entdeckung der Seifenwirkung zuzuschreiben ist: der Chinese.

Unser nächster Besuch galt der unweit vom Bienenkorb gelegenen Geysergruppe der Löwenfamilie. Vier Geyser, zwei große und zwei kleine, liegen da dicht beisammen. Man hat sie den Löwen, die Löwin und die Jungen genannt, „Lion, Lioness and Cubs“.

Die Wassersäule, die dem Löwenrachen entsteigt, ist zwar viel weniger hoch als die des Bienenkorbs — sie springt etwa 75 Fuß hoch —, aber das Bild ist dafür um so malerischer. Aus dem dunklen Maule steigt das Wasser mit ungewöhnlich starkem Dampf auf, und dieser Dampf, vom Winde thalwärts getrieben, löst sich in feine musselinartige Strähnen und in perlenden Sprühregen auf, die über die dahinterliegende, noch immer sichtbare Landschaft, den dunklen Berg und die grünen Tannen, sowie die dazwischenliegenden weißen Geyserbecken, wie ein dünner Wolkenschleier ziehen. Es ist ein ganz wundervoller Anblick. Man hat die Empfindung, als ob sich Wald und Berg in Bewegung setzten, als ob man einer großartigen Wandeldecoration zuschaue.

Das besonders Reizvolle an all' diesen imposanten Schauspielen ist das Gefühl des Behagens und der Ruhe, mit dem man an die großen Naturwunder herantreten und sie aus nächster Nähe betrachten darf. Wenn man darauf achtet, woher der Wind weht, kann man sich auch während des Speiens dem Krater bis auf ein paar Schritt nähern. Und ereignet sich einmal ein unerwarteter Zwischenfall, so ist auch er nur humoristischer Art. Meine jüngsten Reisebegleiter hatten sich, um das herrliche Spiel des spielenden Löwengeysers recht bequem zu sehen, auf einen der kleinen Kraterhügel der sogenannten Löwenjungen, etwa zwanzig Schritt vom Löwen entfernt, gesetzt, als sie auf einmal unter sich etwas rumoren hörten und ehe sie sich's versahen, unverhofft ein gelindes heißes Sitzbad bekamen. Wir sahen, wie sie gleichzeitig hoch aufsprangen, hörten sie erschreckt aufkreischen, unmittelbar darauf aber furchtbar lachen, und nun betheiligten wir uns Alle an der Heiterkeit. Der Kleine fing auch wirklich an zu spielen, und er spielte allerliebst. Er gehört zu den reizendsten Geysern. Tausende und Abertausende kleine und große Wasserkügelchen wirft er aus, die sich wie ein Pfauenschwanz schillernd ausbreiten.

Außer den hier genannten Geysern sind die berühmtesten vor Allem die Riesin, die unregelmäßig, etwa zweimal im Monat, eine herrliche Wassercascade von 250 Fuß Höhe ausspeit, und die in der furchtbaren Entfesselung ihrer vulcanischen Kraft dem Excelsior am nächsten kommen soll. Der Riese, der ebenfalls zu nicht genau zu berechnenden Zeiten springt — alle vier bis sechs Tage —, ist in seinen Eruptionen sehr verschieden. Er soll auch bis zu 200 Fuß steigen, ebenso der Grand Geyser.

Durch besonders schöne Formationen ausgezeichnet sind die folgenden:

Der „Castle Geyser", der von allen Geysern wohl die

schönste Formation hat. Ueber einem wunderschönen, bunt umrandeten, fast kreisrunden Becken, das mit dem herrlichsten durchsichtig blauen, klaren Geyserwasser gefüllt ist und in seinen nach der Tiefe zu sich verjüngenden Wänden die zierlichen Arabesken zeigt, die wir schon von den anderen Seeen her kennen — über dieser „blaugekrönten Quelle", „Blue-crested Spring", steigt in einer Höhe von etwa 40 Fuß ein Sinterhügel auf, dessen Spitze von dem etwa 20 Fuß hohen Bau des Kastell-Geysers gekrönt wird. Die zerrissenen grauen Mauern geben diesem Krater in der That das malerische Ansehen einer zerfallenen alten Burg. Man braucht seine Phantasie nicht besonders anzustrengen, um in den Einzelheiten Wachtthürmchen mit ausgezackten Zinnen, Ausfallsthore, halb abgebrochene Zugbrücken und dergleichen zu erkennen. Der aus der Mitte aufsteigende Dampf ruft die Täuschung hervor, als ob wir selbst Zeugen der Zerstörung dieses Bauwerks seien, während wir in Wahrheit dem zwar nicht erkennbaren, aber unaufhörlichen Werke des Aufbaus zuschauen. Auch die Ausbrüche des Kastell-Geysers sind unregelmäßig in der Zeit ihrer Wiederkehr und in ihrer Stärke. Einen eigentlichen Ausbruch sahen wir nicht, sondern nur den Geyser im Zustande der Unruhe und starken Bewegung. Da stiegen aus dem Kessel Wassersäulen von verschiedener Stärke auf, die die etwa 20 Fuß hohe Umfriedigungsmauer noch um 25 bis 30 Fuß überragten und sprühend und plätschernd in das Geyserbett zurückfielen. Bei voller Kraftentfaltung sollen die Wassersäulen über 100 Fuß aufsteigen.

Zu den allereigenartigsten Sinterbauten gehört der Grotten-Geyser, „Grotto" ein ungeschlachter, etwa 8 Fuß hoher, wild zerrissener weißer Hügel mit zwei großen augenartigen Einhöhlungen zur Rechten und zur Linken; zwischen diesen beiden Höhlen strebt in schräger Richtung ein klotziger, etwa 6 Fuß hoher Stempel auf. Im Zustande der Ruhe

wirkt dieser kalkig weiße Hügel mit den großen Augenhöhlen und dem nasenartigen Kolben in der Mitte wie ein gräßlicher, riesiger Todtenkopf irgend eines urweltlichen Megatherions. Wenn der Geyser spielt, so verschönt sich das Bild in überraschendster Weise. Aus den grausigen Augenlöchern rauscht das Wasser hervor, und im Sonnenglanz zeigen die Wände nun die wundervollsten Farbenspiele. Sie glitzern perlmutterartig, und man denkt nun allerdings an feenhafte Zaubergrotten und begreift den vorher recht wenig verständlichen Namen des Geysers.

Auffallend schön in der Farbe und interessant in der Gestaltung ist ein Geyser, dem der in der Erfindung der Namen unglaublich nüchterne Professor Hayden die allerdings zutreffende, aber nicht sehr hübsche Bezeichnung „Punsch-Bowle" gegeben hat. Wenn man den niederträchtigen Namen einmal gehört hat, wird man die Vorstellung der Punsch-Bowle nicht wieder los. Es fehlt nichts an der Aehnlichkeit, sogar das Loch für den Löffelstiel ist am richtigen Fleck angebracht.

Bei vielen anderen Herrlichkeiten, die uns während unserer Wanderung in wahres Entzücken versetzen, dürfen wir in der Schilderung nicht länger verweilen. Gleich beim Betreten des Obern Beckens haben wir wieder in wundervollen Exemplaren die köstlichen kleineren und größeren Geyserseeen gesehen, und hier sind die bescheidensten im Umfange zugleich die lieblichsten: der „Gem" mit seinen weißbläulichen wolkenartigen Bildungen, die den Eindruck hervorrufen, als ob der mit weißen Wolken bezogene tiefblaue Himmel sich abspiegele; die „Artemisia", deren Umrandung mit beschneiten Schollen bezogen zu sein scheint, als ob ein Eisfeld eingeschlagen sei und das tiefblaue Wasser hervorkomme; die herrliche „Morning Glory", in Wahrheit der zauberhafte Kelch der poetischen Blume, die am Morgen ihre Blüthen erschließt, mit wunder-

vollsten Farbenübergängen; der kleine „Brillant", der wie ein in Gold gefaßter Edelstein blitzt; und als merkwürdigster von allen der „Specimen Lake", der den Abfluß des Schwarzen Sand-Geysers bildet, ein weites Becken in den buntesten Farbenschollen, zwischen denen seichtes moussirendes Wasser brodelt. Hart an diesem See steigt eine hohe Bergwand schroff auf, die an der Sohle und am Gipfel mit kräftigstem Nadelholz bestanden ist. Dazwischen starrt der Felsen dürr in dunkelbrauner, fast schwarzer Farbe hervor, und in ganz eigenthümlicher Bildung, mit drei dicht übereinandergethürmten, in fast regelmäßigem Rechteck eingehauenen fensterartigen Höhlen. In den Senkungen des Berges liegt überall noch tiefer Schnee. Das herabströmende Geyserwasser rauscht wie eine Quelle in diesen „Specimen Lake" herab, und die Niederschläge bilden einen ganz merkwürdigen Farbenmischmasch. Brauchte ich von einem andern Geyserse das Bild der Palette vor Beginn der Malerarbeit, so haben wir hier die verschmierte. Hier sind alle Farben durcheinander gemischt, von jenem zart duftigen Rosa, wie man es in den Höhlungen der Muschel findet, vom Ockergelb, Sepia und Orange bis in die dunkelsten Schattirungen, bis zum kohligen Schwarz.

Das Obere Firehole-Becken, auf dem die großartigsten Geyser der Welt in dichter Nachbarschaft nebeneinander gelagert sind, hat einen ganz bescheidenen Umfang. Es bedeckt etwa drei englische Quadratmeilen. In einer halben Stunde kann man bequem von einem Ende bis zum andern gehen. Auf diesem engen Raum, auf diesem Fleckchen Erde, wohl ohne Zweifel dem allermerkwürdigsten unseres Planeten, liegen — um nur die allerwichtigsten Geyser zu erwähnen — wenn man vom Norden kommt, auf dem rechten Ufer des Firehole-Flusses, der sich hier in krausen Windungen schlängelt: der Ufer-Geyser, der sein Haus bis in den Fluß hineingebaut hat,

die Löwen-Gruppe, der Bienenkorb (mit dem Chinesen), und als westlichster die Riesin; auf der linken Seite, vom Süden wieder nach Norden aufsteigend: der Old Faithful, der Kastell-Geyser, der Splendid, der Riese und der Grotten-Geyser. Bequemer kann man es nicht haben. Es ist eine Spazierfahrt durch die Urwelt. Auf ebenem Wege lassen wir uns von einem Geyser zum andern fahren, sehen die unbedeutenderen von unserm bequemen Sitze aus, ohne den Wagen zu verlassen, und steigen da aus, wo es am schönsten und interessantesten ist.

Dazu kommt hier im Gegensatz zu Norris, das nicht ganz geheuer wirkt, das Gefühl der vollkommensten Sicherheit. Und die gute Beherbergung! Hinter dem Gasthaus lag übrigens der zusammengefegte Schnee noch fußhoch und war noch so festgefroren, daß wir uns schneebällen konnten. Dabei hatten wir das schönste, wärmste Frühlingswetter, etwa 16 bis 17 Grad Réaumur, und am tiefblauen Himmel, über den Wolken in allen Schattirungen langsam dahinzogen, und der von der hellstrahlenden Sonne mit goldigem Glitzern durchwirkt wurde, denselben Farbenrausch wie auf der Erde.

Und die wundervolle Landschaft ringsumher! Die schöngeformten Hügel und Berge, von gesundem, kräftigem Nadelholz bestanden und mit dem hellgrünen Vorderholz und dem fast schwarzen Tannenwald im Hintergrunde! Und vor diesen Hügeln, aus dem Geyserbecken aufragend, die schneeig schimmernde, Weiße Pyramide mit der dampfenden Spitze, die sich wie ein weißes Räucherkerzchen scharf von dem grünen Hintergrunde abhebt!

Wie lachten wir jetzt der freundlichen Warner, die uns Schneestürme mit spitzigen Eisnadeln prophezeit hatten, als wir in den heißen Mittagsstunden in Hemdärmeln diesen herrlichen Theil des Wunderlandes durchstreiften und in dem oft so rauhen Mai hier im wildesten Felsen-Gebirge, auf einer

Höhe von 7330 Fuß, einer Klarheit, Reinheit, Wärme und Frische der Luft uns erfreuten, wie sie die Riviera nur in ihren herrlichsten Tagen freigebig spendet. So traten wir denn frohgemuth in dankbarster Erinnerung an all' die erstaunlichen Großartigkeiten, die wir bewundernd geschaut hatten, den Weg zum Großen Canyon an.

---

11. Das „Grand Canyon“ und die Fälle des Yellowstone.

Der nächste Weg nach der Felsenschlucht und den Wasserfällen des Yellowstone, durch das romantische Hayden-Thal, war uns durch ungeheure Schneemassen, die da noch aufgestaut waren, und deren Beseitigung noch lange Zeit in Anspruch nahm, versperrt. Wir mußten bis nach Norris zurückfahren und gelangten über den Bergrücken, den sogenannten „Yellowstone Ridge“, nach ziemlich langer und beschwerlicher Fahrt zu unserm Ziel.

Der schönste Punkt des Weges ist die Virginia Cascade, eine einzige, 130 Fuß hohe Schaumwelle mit geringer Wellenbewegung, die zwischen eng aneinandergerückten steilen und starren Felswänden herabrauscht. Die Fichten und Föhren, die die Höhen bedecken, klettern an diesen Felswänden bis zum tiefern Becken hinab. Einige halten sich nur noch mit wenigen Wurzelfasern am Felsen fest und beugen sich tief, die verwegensten in fast waagerechter Lage, über den weißen Gischt.

Der schöne Wald, der hier gestanden hat, ist durch die ruchlosen Brände auf Meilen weit vernichtet. Wir kommen wieder an mehreren erloschenen oder wenigstens sehr selten

thätigen Geysern vorüber, von denen namentlich einer durch die ungemein reichen Schwefelniederschläge bemerkenswerth ist. Ringsum ist der ganze Boden mit gelben Schwefelstückchen dicht besäet, die sich beim Betasten noch warm anfühlen und den Schwefel so rein enthalten, daß sie sich durch die Flamme des Streichholzes sogleich entzünden.

Hier ist es rauher und unfreundlicher als auf den Wegen, die wir bisher genommen haben. Ueberall sehen wir noch mächtige Schneemassen, und auf längere Strecken haben wir die Empfindung, als ob wir eine Fahrt mitten im strengen Winter unternehmen. Leuten, die das Schaukeln nicht vertragen können, ist dieser Weg über Norris nicht gerade als Luftfahrt zu empfehlen. Man darf indessen nicht vergessen: vor gar nicht langer Zeit starrte hier noch die unwegsame Wildniß. Jetzt ist hier jeder Zoll breit wenigstens ungefähr bekannt, und alle wichtigen und schönen Punkte sind beinahe mühelos zu erreichen. An den bedeutendsten Stellen sind Herbergen aufgeschlagen, die zum Theil vorzüglich und auch im ungünstigsten Falle noch ganz erträglich sind. Die wichtigsten Sehenswürdigkeiten sind sogar durch Fahrstraßen verbunden, so daß man in Wagen, für die bestimmte Tarife zu landesverhältnißmäßig wohlfeilen Preisen festgesetzt sind, den ganzen Park von einem Ende zum andern und nach allen Richtungen durchstreifen kann. Und Alles das ist eigentlich erst in den letzten acht Jahren, seitdem der Park durch die Eröffnung der Northern Pacific in das Gebiet des Erreichbaren gezogen worden ist, erzielt worden. Wenn man nun in Erwägung zieht, daß der Besitzer, der Staat, für seinen National-Park nur lächerlich geringfügige Summen opfert, so wird man das, was bisher geschehen ist, immerhin sehr respectabel finden. Unmöglich darf man verlangen, daß die Wege in dieser Wildniß denen des Salzkammerguts, Tyrols oder der Schweiz gleichen sollen. Mit starken, guten

Pferden kommt man aber auch hier schließlich zum Ziel, und das ist die Hauptsache.

Freilich wird man gehörig durchgerüttelt und durchgeschüttelt, das läßt sich nicht in Abrede stellen; aber für diese Beschwerden wird man auch reichlich entschädigt. Zum Theil sind die Wege sogar schon sehr gut, namentlich von Mammoth nach Norris. Dann kommen allerdings auch bedenkliche und unangenehme Strecken. Man wird recht oft, ohne vorherige Anzeige, ein paar Zoll hoch aufgeschnellt und mit unliebsamer Energie sogleich wieder zum Sitzen genöthigt. Die meisten Brücken sind noch mangelhaft. Die kleinen, die die Gruben, Löcher und die von den heißen Wassern ausgegrabenen Rinnen überdecken und die Gleichheit des Weges herzustellen berufen sind, verfehlen gewöhnlich ihren Beruf; man wird ihrer im Gegentheil besonders dadurch gewahr, daß man im Wagen jedesmal, wenn man an eine solche Ebnung des Weges kommt, gehörig gebeutelt wird und einen tüchtigen Ruck und Stoß bekommt. Die größeren Flußüberbrückungen sind leidlich, wenn sie nämlich überhaupt da sind. Aber manche fehlen noch, und zu verschiedenen Malen des Tages muß man auf felsigem, unebenem Grunde über den seichten Fluß setzen, wo durch die abgesprengten und im Flußbett zerstreuten Felsblöcke der Wagen regelmäßig so in's Kippen kommt, daß man sich mit dem Gedanken, ein unfreiwilliges Bad zu nehmen, immer vertraut zu machen hat.

Auch die Fahrten durch die sogenannten Canyons, an den schroff abfallenden Abhängen von mehreren hundert Fuß, sind für nervöse Menschen und ängstliche Seelen nicht verlockend. Die hölzernen Nothgerüste sind recht schmal und recht holprig. Aber sie werden von Jahr zu Jahr besser und sind absolut sicher. Sie sehen nur viel schlimmer aus als sie in Wahrheit sind. So versichern alle Kenner, und uns ist nicht der geringste Unfall zugestoßen. Es ist der

Stolz der Verwaltung des Yellowstone-Parks, daß auf diesem Gebiete seit den zwanzig Jahren seiner Erschließung und seit den acht Jahren seines verhältnißmäßig stärkern Besuchs bis jetzt überhaupt nur ein einziger Unglücksfall vorgekommen ist, und dieser einzige war von dem Opfer selbst verschuldet. Ein Besucher, dem auf einem schmalen, keck an die fast senkrechte Felswand angekleckten Holzstege beim Blick in die gähnende Tiefe die Geschichte zu kipplig vorkam, und der vom Schwindel erfaßt wurde, verlor den Kopf und sprang aus dem Wagen. Der Unglückliche wurde natürlich auf der Stelle getödtet. Sonst ist bis jetzt zum Glück kein Menschenopfer zu beklagen gewesen. Die Kutscher sind hier vorzüglich, sehr besonnen und sehr vorsichtig, die Pferde stark, gutwillig und verläßlich, die Wagen fest gebaut und sicher. Man darf sich seinen Führern mit voller Seelenruhe anvertrauen.

An den oberen Fällen des Flusses und den Stromschnellen, die sich alsbald bilden, wollen wir, so wundervoll sie auch sind, nicht lange rasten, um uns für die Eindrücke, die das Grand Canyon mit den unteren Fällen bietet, die volle Frische zu bewahren.

Das in den Vereinigten Staaten sehr oft, ja bei jedem Felsendurchbruch eines mächtigern Wasserlaufs vorkommende Wort „Canyon“ haben die Yankees vom Süden geholt, von den altspanischen Ländern an der mexicanischen Grenze. Das spanische Wort „cañon“ heißt soviel wie „Röhre“. Unter Canyon versteht man hier die wilden Gebirgspartien, wo sich das Wasser zwischen eng aneinandergedrückten steilen Felswänden schäumend hindurchdrängt. So definirt auch Webster „Canyon“ als „a deep gorge, ravine, or gulch, between high and steep banks, worn by water-courses“. Unser deutsches Wort „Schlucht“ entspricht dem „Canyon“ ungefähr, aber nicht ganz genau; denn wir können uns sehr wohl eine Schlucht ohne Wasser denken, während der Strom einen un-

erläßlichen Bestandtheil des eigentlichen Canyon bildet. Die in den bayerischen und österreichischen Alpen gebräuchliche Bezeichnung „Klamm“ für einen solchen wasserdurchflutheten Engpaß dürfte sich mit dem „Canyon“ in den Vereinigten Staaten und der „Gorge“ in den französischen Gebirgen vollkommen decken. Die Lichtenstein-Klamm und die Kitzloch-Klamm in Tyrol entsprechen in der That in jedem charakteristischen Zuge der Felslandschaft, die man in Amerika „Canyon“ nennt. Wenn in Grimms Wörterbuch für das Wort „Klamm“ die Erklärung: „Enges Thal, Einschnitt zwischen Höhen, Bergspalte, Felsenschlucht“ steht, so fehlt das bezeichnendste Merkmal der Klamm, daß die Felsenschlucht, um eine Klamm zu sein, von einem Strome durchrauscht sein muß.

Gleich der erste Blick auf die Yellowstone-Klamm, wenn wir aus dem Gehölz auf einen Vorsprung treten, der die freie Fernsicht gewährt, ist überwältigend.

Zwischen riesenhohen Felsen von hellgelber und röthlicher Farbe, die zum großen Theil kahl, aber zum Theil auch von mächtigen Fichten, Föhren und Tannen bestanden und mit der grauen Salbei ausgepolstert sind, schlängelt sich der tiefgrüne Fluß mit seinen schaumigen Kämmen in starken Windungen durch die schmale Spalte. Das Wasser hat eine ganz wundervolle Färbung: ein tiefes Grünblau mit einem stählernen Ton, der sich mitunter gletscherfarbig auflichtet. Hoch über uns unter dem blauen Himmel sehen wir die Adler in stolzem Fluge dahersegeln. Vor Allem ist es die Größe der Verhältnisse, die hier die tiefste Wirkung auf uns übt: diese mächtigen, hellleuchtenden Felsen, die vor uns aufragen, die furchtbare Tiefe, in die wir schaudernd hinabblicken. Und von da unten aus der gewaltigen Schlucht dringt das Rauschen des Stromes donnernd zu uns herauf.

Mit furchtbarer Kraft bricht sich der Yellowstone-Strom

seine Bahn, so gewaltthätig, daß er die vorspringenden Felsenkanten in ganz scharfen geraden Linien fast rechtwinklig abgespült hat.

In fünf oder sechs imposanten Strähnen, die auf der Höhe eine grüne Färbung vom intensiven Smaragdgrün bis zum zartesten Weißgrün haben, stürzt der Strom mit donnerndem Rauschen 350 Fuß tief in die Schlucht, in seinem jähen Sturze nur hie und da aufgehalten durch stark vorspringende Felszacken, die die schaumige Sturzwelle bei ihrem Anprall in durchsichtigen Wasserstaub, in einen ewig wechselnden, wirbelnden, wogenden durchsichtigen Schleier auflösen, hinter dem das tiefe Braun des feuchten Felsens hervorblickt. Der von seinem hohen Felsenbett herabgestürzte Strom bildet in der Tiefe nur noch eine einzige breite ungeheure Schaummasse. Durch die Gewalt des jäh herabstürzenden Schwalls steigt eine enorme Wasserstaubwolke auf von zartestem Violet und in ewig wechselnder Gestalt, während das an die Felsen anschlagende Wasser in hellstem Gletschergrün und in Schneeweiß aufbraust. Von dem Falle selbst und von dem violetten Staube ziehen beständig zarte Wolkenschleier in erheblicher Höhe über das grausige tiefe Felsenbett.

Der Strom zeigt auch hier dieselbe Erscheinung, die wir bei den anderen großen Wasserfällen beobachten: wie unmittelbar nach der kolossalsten, grausigsten Kraftentfaltung und dem wildesten Getöse eine merkwürdige schwerfällige Ruhe und Trägheit eintritt. Auf eine kurze Strecke schleppt sich der ermattete Strom in tiefem Grün langsam dahin. Aber bald begegnet er neuem Widerstande. Die hervorspringenden Felsen quetschen ihn wieder ein, und auf's neue muß er sich seinen schwierigen Weg schäumend erkämpfen.

Die einzige unbeschreibliche Wirkung des Yellowstone-Falls wird hauptsächlich durch zweierlei hervorgerufen: durch die riesige Höhe und steile Schroffheit der Felswände, die

der Yellowstone durchbricht, und vor Allem durch die unglaubliche Färbung. 1400 bis 1500 Fuß hoch ragen auf beiden Seiten des Falls und des untern Flußbettes diese Felsen auf, in derselben großartigen lichten Buntheit der Farbe, die wir bei den benachbarten Kalkbildungen in den Geyserbecken so oft wahrgenommen haben: weiß, gelb, rosa, grün, braun in allen Schattirungen bis zum Rostbraun, ein ewiger Wechsel zwischen Hell und Dunkel, hier kalkiges Grau neben den wärmsten braunrothen Tönen, dort flimmerndes Gelb neben dem duftigsten Rosa und durchzogen von tiefstem Grün. Es ist ein unglaubhaftes Bild.

Auf der obersten Höhe sind die Felsen durchweg mit schlankem, schönem, gesundem Nadelholz bewaldet, und der Wald entsendet seine Vorläufer auf schmalen, schräg abführenden Straßen bis in die schäumende Tiefe hinab.

Die Formationen zeigen eine malerische Willkür von unbeschreiblichem Reiz. Hier senken sich, auf eine lange Strecke fast parallel laufend, senkrecht kantige Vorsprünge von der Höhe zu Thal, dort springen aus diesen Thürme und Spitzen hervor. Hier sehen wir den merkwürdigen kastellartigen Terrassenaufbau in der Tiefe, dort in der Mitte springt auf einmal ein hoher Felszacken auf. Zwischen die bunten steinigen Vorsprünge schieben sich mächtige Sandschurren ein, die an Schönheit der Färbung Alles überragen.

Abgelöst von den starren Felswänden, vorgelagert, erhebt sich ein rothbraunes, mit Tannen und Fichten spärlich besetztes Kastell, während der Hintergrund in schneeigem Weiß die deutliche Formation einer märchenhaften Zauberburg mit Ausfallthor, mit Luginsland und dickem Feudalthurm zeigt.

Nicht ohne Ueberwindung reißen wir uns von dem wunderherrlichen Bilde los, um es nun von einem andern Punkte, einem der berühmtesten, dem Lookout Point, zu bewundern.

Von hier aus haben wir nun zu unserer Rechten die Fälle in größerer Entfernung. Jetzt fällt auf das obere Bett das Licht der Sonne, die schon ziemlich tief am Himmel steht, und durchzieht die grüne Fläche mit einem warmen Ton. Nun sehen wir auch den landschaftlichen Abschluß im Hintergrunde der Fälle in vollster Schönheit. Strahlenförmig wie der Federschmuck auf dem Kopfe des Indianerhäuptlings steigen die Berge vom obern Fluß auf, in scharfen Graten, die allesammt bis zu ihrer Sohle mit Föhren und Fichten bewachsen sind. Darüber baut sich eine langgestreckte Bergkette von gleicher Höhe auf, von demselben tiefgrünen wundervollen Schmuck gekrönt.

Derjenige Theil der eigentlichen Klamm, den ich als die helle Scenerie bezeichnen möchte, weil hier auf eine lange Strecke das schauerliche Grau, Tiefgrün, Tiefveilchenblau und Ochsenblutbraun den leuchtendsten Farben des blendenden Weiß, des scharfen Saffrangelb, des intensiven Hellgrün zu weichen hat — dies Weiß, Gelb und Grün sind die vorherrschenden Farben, obwohl sich auch noch alle anderen hineinmischen —, diese steinige, felsige Helligkeit ist eine Gebirgslandschaft, die in ihrer bizarren Großartigkeit und märchenhaften Eigenart wohl kaum auf Erden ihresgleichen haben mag.

Auf den Nichtgeologen wirken diese merkwürdigen Bildungen so, als ob sie nicht blos durch die Gewalt des Stromes herbeigeführt seien. Der große, halbkreisartige Einschnitt des Felsens, die lichten, wunderschönen Farben, die Anbauten an diesem riesigen Becken, die kastellartig mit Mauern und Thürmen die trichterartige Vertiefung umschließen, dann diese aus dem Becken hoch aufsteigenden Kolben, die mitunter wie Stempel oben abgeplattet sind, dann aber auch wieder in scharfe Spitzen auslaufen — alle diese sehr auffälligen und sehr charakteristischen Gebilde, die

wir ganz genau ebenso, nur in unendlich verjüngtem Maßstabe, auf den vulcanischen Feldern von Norris und am Firehole beobachtet haben, drängen uns die Vermuthung auf, daß auch diese wunderherrlichen Gebilde nichts Anderes sind als die von mineralischen Niederschlägen gebildeten Becken, die in unvordenklichen Zeiten das siedende Wasser und die heißen Dämpfe der ungeheuersten Geyser aufgenommen haben. Das müßten allerdings Geyser gewesen sein, gegen die auch die mächtigsten der jetzt noch spielenden wie Pygmäen neben titanenhaften Kolossen erscheinen würden. Von den Verhältnissen des vulcanisch erhitzten Wasserschwalls, dessen Niederschläge Bildungen von solcher Mächtigkeit erzeugt haben können, vermag sich auch die kühnste Phantasie des Sterblichen keine Vorstellung zu machen.

Der tiefe Kessel, in den wir blicken, ist mit den schroffsten und sonderbarsten Felsklötzen, die sich coulissenartig verschieben, ganz gefüllt. Am häufigsten kehrt die Formation des tafelartigen Aufbaus wieder, aus dem hie und da eine der etwa quadratförmigen Tafeln ausgerissen zu sein scheint. Mitunter löst sich auch eine alleinstehende Säule von der Wand ab.

Und auf einer dieser höchsten Säulen, die unter uns in der schwindelnden Tiefe aufragt, und die vornüber zu fallen scheint, hat auf der obersten Spitze ein Adler seinen Horst gebaut. Wohl 300 Fuß über dem Boden, gegen 1000 Fuß unter uns! Kunstvoll und gleichmäßig hat er mit grauem Gezweig das Capitäl dieser Säule ganz ausgepolstert, und in der Mitte dieses wunderbaren Aussichtspunktes, rings umschlossen von den leuchtend hellen Felswänden, sitzt ein kleiner Adler, der noch nicht flügge geworden ist. Er läßt sich von der warmen Sonne bescheinen, sieht sich überall um und verlangt piepsend nach den Alten. Das eintönige gleichmäßige Rauschen der Fälle, das uns zuerst betäubt hatte, hören wir kaum mehr. Unser Ohr hat sich

daran gewöhnt. Das Schreien des kleinen Vogels dringt scharf und voll aus der Tiefe zu uns herauf, bis zur Höhe, auf der wir stehen. Der Ruf wird auch von den Alten vernommen, denn wir sehen, wie nach wenigen Augenblicken zwei Adler aus dem Nadelwalde von der höchsten Höhe sich herablassen und die helle Steinsäule unten in der Tiefe umkreisen. Aber als ob sie dem fremden Beobachter das Schauspiel der Fütterung nicht gönnen wollten, begnügen sie sich damit, ihr Junges dadurch zu beruhigen, daß sie sich ihm zeigen. Sie umfliegen einigemal den Horst, steigen dann wieder in die Lüfte und verschwinden hinter dem dunkeln Walde.

Die lichte Färbung der Felsen ist es vor Allem, die dieser Gebirgslandschaft ihren einzigen Charakter giebt. Wir haben uns daran gewöhnt, das Lichte und Helle als den farbigen Ausdruck des Freudigen und Erfreulichen, das Dunkle und Trübe dagegen als den farbigen Ausdruck des Traurigen und Schmerzlichen zu betrachten. Nun, hier leuchtet und glänzt Alles in wunderbarster Helligkeit. Es sind die Farben der strahlenden Freude, die unser Auge erblickt. Und gerade sie rufen mehr als irgend etwas den Eindruck der gewaltigsten Schwermuth, der schaurigen Wildheit, des Furchtbaren und Grausigen hervor. Angesichts dieser fürchterlichen Lichtheit müssen wir daran denken, daß auch der Schrecken blaßt und der Tod bleicht, und daß die alten Völker in weißfarbigen Gewändern um ihre Todten trauerten, wie die Natur im Weiß des Schnees.

Allmählich sinkt die Sonne immer tiefer. Die Schatten der Felsenzacken und Kanten werden größer. Die Voltigeure des Waldes, der Vortrab der Föhren, die sich auf den Vorsprüngen bis an die Sohle des Flusses herangewagt haben und die, von unserer Höhe gesehen, kaum anders wirken als Farren und Haidekraut, zeichnen sich mit immer schärferen, fast schwarzen Silhouetten an den dahinterliegenden hellen

Felswänden. Ganz in der Tiefe liegt die Schlucht schon im Dämmerlichte. An den gegenüberliegenden gelben Felswänden steigen die scharfen Schatten langsam auf und klimmen vom rauschenden Strom zum grünen Walde auf der Höhe hinan.

Tiefer und tiefer sinkt der feurige Ball. Die Farbenpracht ermattet, das Leuchtende wird stumpf. Ein einheitliches, sandiges Gelbgrau verschlingt nun alle Farbenschönheit. Wir sehen nur noch in verschwommenen Umrissen die zersägten und zerbröckelten Felsblöcke. Da unten in der schwindelnden Tiefe ist es schon ganz nächtlich schwarz geworden. Und die empfindliche Kühle mahnt uns nun zum Aufbruch.

Bei hereinbrechendem Dunkel treten wir den nicht ganz unbeschwerlichen Heimweg an, auf unserm Wege begleitet von dem unablässigen Donnern und Grollen des mächtigen Falls.

Man hat die Klamm den „vom Himmel gefallenen Regenbogen" genannt. Die Ueberschwänglichkeit des Bildes ist begreiflich. Der Anblick muß zur Ueberschwänglichkeit reizen. Aber das Bild erscheint mir nicht ganz zutreffend. Es erweckt falsche Vorstellungen. Läßt sich die majestätische Großheit, die schauerliche Farbenpracht dieser stromdurchrauschten Felsschlucht durch eine Schilderung dem Verständniß näher bringen? Es ist wohl vergebliches Bemühen! Man denke sich die Sinterbauten der Geyser und die durchsichtigen Seeen mit ihren unterirdischen Märchenschlössern, den himmlischen Prismatic, den bunten Specimen-See und den weißen Schlammgeyser in unendlich vergrößertem Maßstabe; man denke sich das Flüssige und Breiige versteinert, das Durchsichtige verdichtet und das Liegende hoch aufgerichtet; man denke sich eine riesige Palette der Natur, auf der alle schönen Farben der Edelsteine zermahlen und zerrieben, rein und vermischt, auf hellem, weißem oder gelblichem Untergrunde vereinigt sind; man denke sich diese Farbigkeit in den abenteuerlichsten Bildungen, als Kegel, Säulen, in Pappelform,

als Tiara, als gothische Spitzbogen, als Burgen des Mittelalters, als senkrechte zerklüftete Wände mit abfallenden, sanft dem Ufer zufließenden sandigen Halden und Schurren; man denke sich das Ganze als unverhältnißmäßig grandiose Umrahmung eines wilden, tiefgrünen Stromes, der mit fürchterlichem Brausen von seinem hohen Bett in das niedere stürzt und bei diesem jähen Sprung erbleicht, den schneeweißen Schaum von wiesengrünen Wasserfäden hie und da durchzogen; man denke sich endlich auf dieser lichten, unbeschreiblich schönen, schauerlich ergreifenden Felsenumrahmung den saftiggrünen Fichtenwald mit vorgesandten Ausläufern, die auf den Graten bis zum Flußbett hinabschleichen, und das Ganze unter dem wechselnden Lichte eines mit Wolken bezogenen Sonnenhimmels in schillernder Beleuchtung — man denke sich etwas Einziges, sinnverwirrend Schönes und schaurig Ergreifendes, und man wird sich ungefähr eine Vorstellung von jener überwältigenden Wahrheit machen können, die man die „Große Klamm des Yellowstone" nennt.

Das neue schöne Hotel, das auf Besuch noch nicht eingerichtet war, liegt 7710 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Aussicht auf den grünen Wald läßt die unmittelbare Nachbarschaft des Furchtbaren und Einzigen, das wir soeben geschaut haben, nicht ahnen. Aber von der Ferne her hört man das ewige tosende Rauschen der mächtigen Fälle. Man glaubt wiederum in der Kajüte des Oceandampfers zu sein und das brausende, einförmige Heulen der Wogen zu vernehmen. Diese Empfindung ist um so stärker, als man nach der langen, ziemlich beschwerlichen und anstrengenden Fahrt auf den schlechten Wegen und nach dem längern Verweilen auf den stark exponirten Aussichtspunkten mit dem steten Tiefblick auf den gähnenden Abgrund von mehr als tausend Fuß Tiefe, angesichts der senkrecht abfallenden, hellen und bunten Felswände gegenüber, sich ohnehin nicht vollkommen tactfest fühlt

und eine schwindelähnliche Empfindung hat, die der auf dem schwankenden Schiffe ähnlich ist.

Man zahlt eben für Alles hienieden seinen Preis. Der seltsame Reiz, in dieser wunderbarsten Natur der Urwelt zu sein, tief, tief zu seinen Füßen den Adler im unnahbaren Horst, den Biber bei der Arbeit, den Wapiti-Hirsch während der Aesung, den eben eingefangenen jungen Bären zu sehen, das Verweilen auf diesem Boden, der Einem buchstäblich heiß unter den Füßen wird, der Anblick der grausigen Geyser, das Belauschen der siedenden und kochenden unterirdischen Natur, mit einem Worte: die Märchen von „Tausend und eine Nacht" in unglaubhafter Verstärkung und Erweiterung thatsächlich in tausend und einer Viertelstunde wachen Auges verwirklicht vor sich zu sehen — das sind eben Genüsse, die man sich nicht gönnen kann, wenn man sich von seinem bequemen Lehnsessel nicht erhebt, den Comfort der Großstadt und die ruhige Behaglichkeit des Daheims nicht missen will. Hier ist sogar für den relativen Comfort, den einzigen, von dem unter solcher Bewandtniß überhaupt die Rede sein kann, eigentlich schon überraschend viel geschehen. Denn wenn ich an meine Marterfahrt durch das Colorado-Canyon in Arizona denke, scheint mir die hiesige Beförderung und Beköstigung sogar den Ansprüchen verweichlichter Genußmenschen vollauf zu genügen.

Ganz sicherlich giebt es auf dieser Erde nichts Erstaunlicheres, Großartigeres, Wunderbareres in der Natur, dessen Betrachtung dem Beschauer geringere Opfer auferlegte, als dies Wunderland am Quellengebiete des Yellowstone.

12. Abschied.

Unserm Streifzuge durch den Yellowstone-National-Park würde etwas gefehlt haben, wenn wir uns nicht wenigstens eine Vorstellung von den Unannehmlichkeiten und Belästigungen, die das schlechte Wetter auf diesem hochgelegenen vulcanischen Boden dem Reisenden bereiten kann, hätten machen dürfen.

Wir waren nun eine Woche im Park, hatten täglich im Durchschnitt etwa sechs Stunden in unserm Wagen verbracht, waren dann noch vier bis fünf Stunden herumgekraxelt, und während der zehn Stunden, die wir alltäglich im Freien zubrachten, hatte uns das Wetter in unerhörter Weise begünstigt. Wer um diese Zeit, Ausgang Mai, eine Fahrt durch den Park unternimmt, muß darauf vorbereitet sein, daß er, abgesehen von dem Mangel einer menschenwürdigen Verpflegung, mit den Elementen in Conflict geräth. Die Punkte, die wir aufsuchten, liegen zwischen 7200 und 7800 Fuß hoch. Es gehörte demnach zu den großen Wahrscheinlichkeiten, daß wir noch ziemlich empfindliche Kälte haben würden, und auch die Möglichkeit, daß uns Schneestürme aufhalten, die Wege verderben und unser Programm umstoßen oder doch sehr stark umgestalten würden, war keineswegs ausgeschlossen. Die Arbeiten der Wegeausbesserung, die durch den reichlichen Schneefall während des Winters in jedem Frühling nothwendig werden, hatten soeben erst begonnen. Im Hinblick auf diese voraussichtlichen Zwischenfälle hatten wir auch Alle unsere Vorbereitungen getroffen, uns mit Pelzen, warmen Wintersachen und Decken reichlich versorgt.

Nun, in Wahrheit gestaltete sich die Sache so, daß wir überall ein behagliches Unterkommen, ein gutes Nachtlager,

meistens auch durchaus erträgliche Verpflegung und immer die aufmerksamste Bedienung gefunden, daß wir unsere Pelze gar nicht ausgepackt und die große Rolle mit den Decken nur ein einziges Mal aufgeschnallt haben, am letzten Tage, auf der Rückfahrt von der großen Yellowstone-Klamm nach Mammoth. Von den schweren Sommerplagen, dem Staub und den Fliegen, haben wir nicht das Geringste erduldet. Während der ganzen Zeit unseres Verweilens im Yellowstone-Park hatten wir am Morgen und Abend frisches, am Tage herrliches warmes Frühlingswetter, Sonnenschein und blauen Himmel. Kleine Regenschauer, die nur einige Minuten währen, und die im Hochgebirge überall und immer einmal vorkommen, rechne ich natürlich nicht mit.

An der großen Klamm hatten wir auch am Abend noch wundervolles Wetter gehabt. Es war allerdings ein bischen kalt, aber heiter und hell. Und die Wapiti-Riesenhirsche (Elks), ein Rudel von zweiunddreißig Stück, wie der Wirth gezählt hatte, waren am Abend noch aus dem Dickicht getreten, um auf der breiten Wiese vor dem Walde, in der nächsten Nähe des Hotels, einen Steinwurf weit von uns entfernt, in der lichten Dämmerung des hellen Mondabends zu äsen. Leider haben die majestätischen Thiere um diese Jahreszeit, da sie das Geweih abgeworfen haben, nicht das Imposante der Erscheinung, das ihnen sonst in ihrem herrlichen Schmuck zu eigen ist. In der Nacht sank die Temperatur erheblich, so daß ich von der Kälte mehrmals aufgeweckt wurde. Die Centralheizungs-Vorrichtungen in dem riesengroßen Bau functionirten noch nicht, und wir spürten in unseren sehr geräumigen Zimmern noch recht empfindlich die Nachwirkungen des achtmonatlichen Winters. Unsere Mahlzeiten hatten wir auch in der Küche eingenommen, dem einzigen Raum, in dem Feuer gemacht werden konnte.

Schon am frühesten Morgen hatte sich der Himmel mit

grauen Wolken ganz bezogen, und das schöne Schauspiel des Sonnenaufgangs, das in der großen Klamm von zauberhafter Wirkung sein soll, wurde uns verkümmert. Die bunten Felswände sahen im trüben Morgenlicht stumpffarbig und viel weniger malerisch aus als in der goldenen Farbenpracht des gestrigen Abendsonnenscheins.

Während der langen Rückfahrt von der Schlucht des Yellowstone zu den Mammoth-Quellen, die mit dem Aufenthalt in Norris nahezu zehn Stunden in Anspruch nimmt, hatten wir drei Viertel des Weges beständigen Wechsel von Regen und Sonnenschein.

Schon hatten wir die Obsidian-Felsen hinter uns und näherten uns unserm Ziele, als ganz plötzlich ein gehöriges Unwetter losbrach, das uns einen Vorgeschmack dessen gab, was wir unter normalen Verhältnissen hier eigentlich hätten haben sollen. Es hagelte, was es vom Himmel wollte, und die harten, eisigen Körner, die einen Umfang hatten, wie wir sie selten zu sehen bekommen, verursachten uns, wenn sie uns vom Winde in's Gesicht gepeitscht wurden, ein starkes Unbehagen, beinahe eine schmerzhafte Empfindung. Nach einer Weile wurde der Hagel von starkem Schneegestöber abgelöst, und schließlich schienen sich Hagel und Schnee zusammenzuthun, um uns auf's Aeußerste zu belästigen. Die in dichter Masse herabfallenden Schneeflocken bargen heimtückisch in ihrem Schooß eisige spitze Nadeln, die uns, allerdings nur auf kurze Zeit, so unbarmherzig zusetzten, daß wir im Wagen niederkauerten und unter den ausgebreiteten Decken Schutz suchten. Der unangenehme Scherz dauerte aber nur gerade so lange, wie es durchaus nöthig war, um uns über diese Eigenthümlichkeit zu belehren. Als wir unsere Lection weg hatten, hörte es auf. Und mehr als einen „specimen blizzard" verlangten wir ja nicht.

Als das Unwetter vorüber war, bot sich uns ein Schau-

spiel, das an Größe und Erhabenheit vielleicht Alles überstieg, was wir schon bewundert hatten: der Yellowstone-Himmel im Sturm.

Bizarr zerfetzt, unbegreiflich, schauerlich und wundervoll — ein getreues Ebenbild der einzigen Landschaft, die wir während der letzten Woche durchstreift haben, und die auf's neue anzustaunen unser Auge nimmer ermattet —, so ist jetzt auch der Himmel da droben, hier unheimlich tiefblau, gewitterschwer, fast schwarz, eine dicke, compacte Masse, ohne Gliederung, ohne Form, dort hellgrau gelichtet, mit stehenden Wolken in den tollsten Bildungen, die sich in hellen Parallelstreifen zerfasern und schräg zu Boden senken — da schneit es! — hier eine Heerde kleiner, metallgrauer Wölkchen, die in wilder Flucht gegen die dunkle Wand gejagt werden, dort zwischen leuchtenden, am Saum vergoldeten Schleiern Fetzen des reinsten naturblauen Himmels, der von der unsichtbaren Sonne mit schimmerndem Schmelz übergossen wird. Alles das, Blau und Grau, Anmuth und Schrecken, Hast und Rast, in seltsamster Vereinigung.

Die Contraste, die sich aus dieser Beleuchtung ergeben, sind ganz wunderbar. Jetzt sehen die grauen Leichen der Bäume, die klagenden Zeugen der frevelhaften Waldbrände, wunderschön aus. Die hohen Pyramiden der „Quadranten" scheinen in unsere unmittelbarste Nähe gerückt zu sein. Der frische Schnee auf den Spitzen flimmert und strahlt, und über ihnen erhebt sich das ehrwürdig weiße Haupt der über 11 000 Fuß hohen Electric-Spitze. Die niedrigeren Berge sind hinter dem feuchten Schleier, der sie umhüllt, in das intensivste dunkle Blau mit helleren Schattirungen getaucht. Im Westen schneit und hagelt es, im Osten regnet es in Strömen, und um uns her hat sich das Unwetter völlig beruhigt und die Sonne durchbricht nun das Gewölk.

Da wölbt sich über den weiten Himmel mit einer Schärfe

der Zeichnung und einem Glanze der Farbe, der unser Auge, das seit langen Tagen von einem Farbenrausch in den andern getaumelt ist, doch noch blendet, ein unvergleichlich schöner Regenbogen. Nicht blos am Himmel erglänzt diese leuchtende Pracht, sie strahlt auch zurück auf den hellfarbigen Felsen, der bis zu seiner Sohle den wundersamen Bogen zieht.

Als wir vor der Herberge von Mammoth Hot Springs aus unserm guten Wagen kletterten, glänzt noch immer in unverminderter leuchtender Schönheit der gewaltige Bogen am Himmelsgewölbe, als sollten wir durch ein sichtbares Zeichen daran gemahnt werden, daß all' jene Wunder der Urwelt, die vor unseren erstaunten Blicken an uns vorübergezogen sind, daß all' jene Farben, die das helle Gestein der Gebirgsschlucht, der Geyserseeen und Sinterbauten bannt, daß all' die unbegreiflichen hohen Werke, wie vor Aeonen, so auch heute noch in ewiger Verjüngung neu erstehen, herrlich wie am ersten Tage.

VII. Dakota und Minnesota.

1. Medora.

Langsameres Tempo in der Entwicklung Dakotas. — Die Gründung Medoras, der Zukunftsrivalin von Chicago. — Marquis de Morès. — Riesenbauten: Schlachthäuser, Verladungsstätten u. s. w. — Fehlschlag. — Eine Stadt mit vier Hotels und dreißig Einwohnern. — Wanderung durch die verlassene Stadt. — Ein alter Bekannter.

Im Gegensatz zu den westlichen Staaten des amerikanischen Nordens, zu Oregon, Washington und Montana, ist der Aufschwung Dakotas, des Weizenlandes, der Kornkammer, hinter den Erwartungen, die allerdings maßlose waren, einigermaßen zurückgeblieben. Jedenfalls hat hier die Entwicklung, soweit sie im Wachsthum der hauptsächlichen Städte einen auch für den Uneingeweihten wahrnehmbaren Ausdruck gewinnt, eine trägere und bedächtigere Gangart angenommen als in den westlichen Nachbarstaaten. Das verhindert indessen keineswegs, daß die Ansiedler in Dakota auch nicht eine ihrer sanguinischen Hoffnungen aufgegeben haben, daß sie in rührender Vertrauensseligkeit die auch von ihnen beanspruchte Anwartschaft auf eine leitende Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Vereinigten Staaten noch immer behaupten wollen. „Langsam, aber sicher," sagen sie. „Mit Beharrlichkeit und Ausdauer werden wir die Zweifler an unserer Leistungsfähigkeit von unserer Kraft schon noch überzeugen!" Und sie bespötteln den Uebereifer, die prahle-

rische Großspurigkeit, das Baufieber ihrer unruhigeren und erfolgreicheren Nachbarn. Renommisten sind's, Glücksritter, Aufschneider! Sie dagegen, die Leute von Dakota, sind die ruhigen Ackerbauer, die Soliden!

Die unendlichen Weizenfelder, die wir durchfahren, der Blick auf das fröhliche Gedeihen des überall angepflanzten jungen Waldes, der mit seinem frischen dichten Grün die weite Prairie anmuthig belebt, die von Gärten und Bäumen umgebenen stattlichen Bauernhäuser mit den daran liegenden Ställen und Wirthschaftsgebäuden, das auf den fetten Triften weidende Vieh, die landwirthschaftlichen Maschinen in voller Thätigkeit, die riesigen „Elevators" auch an den verhältnißmäßig kleinen Haltestellen der Bahn (die Getreideschuppen, die das zu verladende Getreide sogleich in die Eisenbahnwagen befördern), die zierlichen leichten Buggys, die von eleganten Bauernfrauen gelenkt über das grüne Feld dahinrollen — Alles, was das Auge des Vorüberfahrenden erfaßt, scheint in der That dafür zu sprechen, daß sich die berechtigten Hoffnungen der Verständigen erfüllt haben, wenn auch die tollen Gebilde der überhitzten Phantasie sich nicht haben verwirklichen können.

Welche wunderbaren Blasen die unvernünftige Unternehmungslust, das tolle Drauflosgehen ohne Berücksichtigung, ja ohne Kenntniß der wirklichen Verhältnisse zu Anfang der achtziger Jahre, als es zur Gewißheit geworden war, daß Dakota nun durch eine neue Bahnlinie mit dem Osten und Westen verbunden werden würde, getrieben hat, sehen wir an einem schlagenden Beispiele. Für die kostspieligen Extravaganzen der Ansiedlungsfanatiker bietet die Geschichte einer Stadt in Dakota das merkwürdigste und beredteste Beispiel: die Geschichte der Stadt Medora.

Unmittelbar an der Westgrenze von North Dakota, inmitten einer phantastischen Berglandschaft in den seltsamsten Bildungen der launischen Natur, die von einem wenig be-

deutenden Nebenflusse des Missouri, dem Little Missouri, durchflossen wird, hatte sich im Jahre 1883 ein seitdem viel genannter französischer Edelmann angesiedelt, der Marquis de Morès, der Schwiegersohn eines sehr angesehenen und begüterten New Yorker Finanzmannes, des Herrn von Hoffmann. Als ich im September 1883 die Bekanntschaft des Marquis machte, war er mit seiner reizenden jungen Frau ungefähr der einzige anständige Ansiedler in der ganzen Gegend. Wie überall, so waren auch hier die ersten „Pioniere" zum großen Theil verbrecherisches Gesindel der schlimmsten Art. Ich glaube, es war am Tage unserer ersten Begegnung selbst, vielleicht aber auch ein paar Tage vorher, daß der Marquis genöthigt gewesen war, mit einem dieser ersten Städtegründer energisch abzurechnen. Irgend eine Verschiedenheit der Auffassung hatte den Mitbürger bewogen, den Revolver zu ziehen und auf den Marquis zu schießen. Er verfehlte ihn, erhielt aber auf der Stelle die treffende Antwort. „Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet." Seitdem blieb der Marquis unbehelligt.

Er hatte sich auf einem Hügel am Kleinen Missouri ein sehr hübsches Haus gebaut, von dem aus er sein künftiges Königreich regieren wollte. Er hatte sehr bedeutende Ländereien angekauft und ging von der Ansicht aus, daß es bisher nur an zweierlei gehapert habe, um diesen Sand, diese Steine, diese Wüste zu ergiebigem Ackerland zu wandeln: an Verkehrswegen und Kapitalien. Die Verbindung mit den großen Handelsplätzen des Nordens war nun durch die Eisenbahn gegeben, die Kapitalien besaß der Schwiegersohn des Herrn von Hoffmann selbst. Der Erfolg war also seiner Meinung nach gesichert. Mit imponirender Zuversicht entwickelte er seine Zukunftspläne. Er war leidenschaftlicher Fischer und Jäger, er behauptete, auch ein guter Landwirth zu sein und von der Viehzucht besonders viel zu verstehen. Er berechnete

mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschloß, daß in wenigen Jahren sich hier ein gefährlicher Nebenbuhler Chicagos aufthun müsse. In kurzer Zeit würde das kleine Medora, das einstweilen freilich noch gar nicht existirte — denn auch das Haus des Marquis stand auf der andern Seite des Flusses in dem „Little Missouri" genannten Flecken —, der wichtigste Punkt für Viehhandel und Schlächterei im ganzen Nordwesten sein.

Wahrhaft großartige Gebäude, ganz nach dem Muster von Chicago, wurden nun zu diesem Zwecke errichtet, mit allen Vervollkommnungen der Technik, Schlachthäuser in riesigem Maßstabe; mächtige Maschinen wurden herangeschafft, Eiskeller und Viehverladungsstätten von ungeheurem Umfang errichtet. Er kaufte Heerden, wie sie dereinst den betagten Patriarchen Abraham beglückten. Ein Troß von Schlächtern und Beamten wurde von ihm angeworben. Und im Handumdrehen war da durch den Willen und durch die Mittel eines Mannes in der steinigen Einöde eine Ansiedlung entstanden, die das Erstaunen Aller, die des Wegs gezogen kamen, erregte — allerdings auch das Mißtrauen derer, die die Verhältnisse etwas besser kannten. Wer da die riesigen Gebäude mit den rauchenden Schloten, diese unverhältnißmäßigen Fleischspeicher an der Bahn u. s. w. erblickte, mußte sich unwillkürlich die Frage vorlegen: wie kommt denn das Alles, das ohne irgendwelchen organischen Zusammenhang mit der Umgegend weit und breit steht, hierher?

Es versteht sich, daß nun im Vertrauen auf die weitere Entwicklung und den Aufschwung der theoretisch construirten Stadt sogleich vier große Hotels eröffnet, Elektricitätswerke errichtet und einige Zeitungen ins Leben gerufen wurde.

Das gekaufte Vieh wollte aber hier gar nicht gedeihen. Denn das gute Weideland lag einige Meilen weit entfernt. Transport und Fütterung verursachten große Unkosten. Die

Leute mußten beschäftigt werden. Es wurde also fröhlich drauf los geschlachtet, das Fleisch wurde versandt, und das Ergebniß war, daß die Waare geringwerthig war und dem hochadligen Großschlächter theurer zu stehen kam, als er sie losschlagen konnte. Der Marquis arbeitete eine Zeit lang mit riesigem Verluste. Er tröstete sich damit, daß aller Anfang schwer sei. Nun kam ein außergewöhnlich strenger Winter, der die spärlichen Weideplätze monatelang fußhoch mit Schnee bedeckte. Es war selbst mit hohen Kosten nicht genügend Fütterung herbeizuschaffen, und das arme Vieh ging elendiglich zu Grunde.

Die phantastische Chicago-Concurrenz hatte dem Marquis schon ein sehr, sehr großes Vermögen gekostet, und nach der Ansicht aller Sachverständigen war gar keine Hoffnung vorhanden, daß sich die Träume des französischen Edelmanns jemals verwirklichen würden. Um einen Spottpreis wurden die kostspieligen, schönen, bedeutenden Anlagen feilgeboten. Es fand sich kein Käufer. Nicht geschenkt wollte man sie nehmen. Und so sah sich denn der Marquis genöthigt, das Geschäft aufzugeben, seine Leute abzulohnen, mit seiner Frau und Fahrniß nach New York zurückzukehren, die Immobilien aber ihrem eigenen Schicksal zu überlassen.*)

Zugleich mit dem Marquis verließen nun auch alle Leute, die er angestellt hatte, die Stadt. Sie brachen ihre Holzhäuser wieder ab und nahmen sie mit. Die massiven Gebäude und die Anlagen der Morès'schen Gründung, die Schlachthäuser, Maschinenräume, Speicher u. s. w., blieben in trostloser Verlassenheit zurück.

In seinen schönsten Tagen hatte Medora allerdings nur

*) In den letzten Jahren ist der Marquis de Morès, der jetzt in Paris als politischer Agitator eine gewisse Rolle spielt, von den Tagesblättern vielfach genannt worden. Wir haben uns hier nur um den Gründer des verkrachten Medora zu kümmern.

800 Einwohner gezählt, aber man hatte auf untrüglicher Basis berechnet, daß es sehr bald 8000 zählen und in absehbarer Zeit auf 80 000 anwachsen würde. Infolgedessen waren denn auch die vier Hotels entstanden. Jetzt sind wohl Alles in Allem noch an die 40 bis 50 Häuser vorhanden, darunter allerdings einige kleine, aber auch sehr große, die nicht nur von glücklichen Tagen der Vergangenheit zeugen, sondern auch das rührende Vertrauen auf die große Zukunft klar aussprechen. Auch die vier Hotels stehen noch aufrecht, darunter ein sehr stattlicher massiver Bau von elf Fenstern Front, das „Hotel de Morès". Ein anderes Hotel, das weniger elegant ist, ist noch größer, es hat fünfzehn Fenster Front. Auch eine Kirche ist noch da. Unter den Holzhäusern findet man einige stattliche, sogar elegante. Sie stehen zerstreut auf dem Plane. Durch den massenhaften Abbruch sind natürlich kolossale Lücken entstanden.

Die Bauten des Marquis sind massiv und machen einen sehr großartigen Eindruck. Dem Maßstabe der Maschinen sieht man es an, wie Alles auf größte Verhältnisse angelegt war. Täglich wurden da 200 bis 400 Stück Vieh geschlachtet. Die Anlage der Schlachthäuser allein hat einen Kostenaufwand von 300 000 Dollars erfordert.

Eine Stadt mit vier großen Hotels und einer Einwohnerzahl von 20, nach optimistischen Behauptungen von 34 Einwohnern ist gewiß ein Unicum! Der Bahnbeamte sagte mir kleinlaut, Medora habe 20 Einwohner. Mein alter Freund, der Kutscher, wies diese Angabe mit Entrüstung zurück und behauptete steif und fest, es seien 34, und nächstens würden noch ein paar erwartet. Aber auch für die 34 und die problematischen Zuzügler ist, wie man sieht, hier reichlicher Platz vorhanden.

Man hatte mir von den Geschicken Medoras nichts gesagt. Ich traf vollkommen unvorbereitet dort ein und glaubte eine

amerikanische Stadt zu finden, wie ich deren so viele schon gesehen hatte. Maßlos war mein Erstaunen, als unser Zug hielt und ich die Stadt, die ich suchte, nicht finden konnte.

Den Eindruck, den das verlassene Medora auf mich machte, kann ich kaum schildern. Die mächtigen Bauten, die Hotels, die Kirche, die zerstreuten Häuser — Alles todt, traumhaft! Ich hatte telegraphisch Wagen und Reitpferde bestellt, um von Medora aus einen Ausflug nach den herrlichen Bad Lands zu machen. An der Station empfing mich ein Mann, dessen Gesicht mir bekannt vorkam, mit der Mittheilung, daß in Medora nur ein Zweispänner und zwei Reitpferde zu haben seien. Ich verstand das gar nicht. Eine amerikanische Stadt, in der man nicht genügende Fahr- und Reitgelegenheit hat? Es war etwas ganz Ungewöhnliches. Der Mann zuckte die Achseln und sagte: „Es ist nun einmal so!" Ich sah ihn mir genauer an. Auch er musterte mich mit besonderer Aufmerksamkeit. Und gleichzeitig machten wir die Wahrnehmung, daß wir alte Bekannte waren. Es war derselbe Mann, der mich vor acht Jahren in die Bad Lands gefahren hatte! Ein besonderer Zwischenfall hatte die frühere Begegnung für mich zu einer einigermaßen eindrucksvollen gemacht. In meinen Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1883 habe ich darüber Folgendes erzählt:

„Wir bestiegen einen leichten Wagen, und unser Kutscher, ein bildhübscher Kerl, mit starkem blondem Schnurrbart und den wasserblauen klaren Augen der Naturkinder, fuhr so vergnügt drauf los über Stock und Stein, daß der vor mir auf dem Bock sitzende Engländer gleich beim ersten Ruck derart in's Schwanken gerieth, daß er das Gleichgewicht verlor, kopfüber schlug und sich jedenfalls Hals und Beine gebrochen hätte, wenn ich nicht mit einer Geistesgegenwart, die mir noch nachträglich imponirt, zugegriffen und ihn festgehalten hätte. Der Herr war ziemlich schwer, und um ihn

zu halten, stemmte ich mich so fest gegen die Rücklehne des kleinen Wagens, daß ich diese kurz und klein drückte. Als der Kutscher den veränderten Zustand seines Wagens prüfte, konnte man ihm deutlich ansehen, daß es ihm nicht leicht geworden wäre, eine Entscheidung zu treffen, wenn man ihm die Wahl gelassen hätte, ob die Lehne des Wagens oder das Genick des Engländers brechen sollte.

Aber er überwand die unangenehme Anwandlung mit Seelengröße und fuhr wie der Teufel drauf los, auf einem Wege, der ganz und gar nicht angenehm und stellenweise sogar recht unangenehm war. Er trabte mit den beiden starken, des Steigens gewohnten Braunen auf dem schmalen, oft mit großen Steinen beworfenen Wege zur Höhe hinan, daß es nur so ein Vergnügen war; namentlich wenn man an gewissen Wendungen einen leichten Seitenblick in die Tiefe warf, die sich recht unmotivirt und recht unvermittelt unmittelbar neben dem schmalen Fahrwege aufthat. Und gerade bei diesen peinlichsten Punkten schnalzte der freundliche Kutscher den Pferden Muth zu, schien im Uebrigen aber gar nicht auf sie zu achten, wandte sich vertraulich zu mir und wollte von mir interessante Einzelheiten über die Erlebnisse der „Villard-Party" hören. Ich versprach ihm einen ausführlichen Bericht, sobald wir oben auf der Höhe oder unten bei unserm Zuge seien, nur nicht gerade hier. Lächelnd beruhigte er mich mit der Mittheilung, daß seit fünf Monaten hier kein Wagen umgeschlagen sei. „Dann wären wir wohl ungefähr fällig?" erlaubte ich mir zu fragen. „Ich glaube kaum!" antwortete der Kutscher, schnalzte den Braunen zu: „Get up!" und diese legten sich auf's neue in's Geschirr."

Ich freute mich des Wiedersehens aufrichtig. Mein alter Freund, der mich nun auch an seinen Namen wieder erinnerte: E. G. Paddock, drückte mir die Hand, daß mir die Finger knackten, und sagte laut lachend: „Sie haben mir

damals meine Wagenlehne zerdrückt!“ Das hatte der brave Mann behalten. Die Kleinigkeit, daß der Engländer beinahe den Hals gebrochen hätte, war ihm natürlich entfallen. Die Jahre waren übrigens an meinem Freunde nicht spurlos vorübergegangen. Ein hübscher Kerl war er freilich immer noch. Sein Schnurrbart war noch stärker geworden, noch flachsig blonder, sein Auge noch blauer und wässeriger. Aber sieben Jahre in den Bad Lands, sieben Kriegsjahre gegen die Elemente zählen doppelt. Inzwischen ist er aber auch zu Aemtern und Würden aufgestiegen. Er ist die oberste Autorität der Stadt: „Deputy U. S. Marshal“. Aber stolz ist er nicht geworden. Er ist der älteste Ansiedler der Gegend und lebt seit 1876 hier am Kleinen Missouri. Das Gesindel von damals ist über die Berge gezogen. Er selbst, der immer ein kreuzbraver Kerl gewesen ist, ist mit den Jahren auch viel bedächtiger und vorsichtiger geworden.

Der sonderbare Eindruck, den ich bei der Durchwanderung der menschenöden ausgestorbenen Stadt empfing, wurde noch durch die Naturereignisse erhöht. Ein furchtbares Gewitter entlud sich. Ringsum war der Himmel grauschwarz und wurde beständig vom Zickzack der Blitze zerrissen. Eine unheimliche schwefelgelbe Beleuchtung lag über der Stadt, und das ewige Tosen, Knattern und Krachen des Donners fand an den nackten Sandfelsen seinen Widerhall. Außer dem Bahnbeamten, seiner Schwester und meinem alten Freunde Paddock, dem höchsten Würdenträger: Polizeipräsidenten, Generalgouverneur, Stadtverordnetenvorsteher und Bürgermeister von Medora, habe ich keinen lebenden Menschen in der ganzen Stadt gesehen.

Auf den Straßen — wenn man die inzwischen wieder völlig versandeten und mit Unkraut bedeckten, verwilderten Wege überhaupt Straßen nennen darf — lagen Ochsenknochen, Ochsenschädel, die von der Sonne gebleicht waren,

Geweihe und Spuren der früheren Kultur: nämlich leere Fässer mit der Aufschrift: „Brandy“ und „Lager Beer“, Tonnenreifen, Conservenbüchsen, leere Flaschen. Da stand auch ein Ambos, daneben ein Schmiedeblasebalg neuester Construction. Und in der Nähe lagen ein paar Dutzend Hufeisen, Schippen, Geräthe aller Art. Die kleineren verlassenen Häuser waren zum großen Theil geschlossen, die Fenster mit Latten vernagelt. Einige der Privathäuser waren aber, entweder aus Lässigkeit der früheren Besitzer oder aus Humanitätsrücksichten, offen gelassen. So das große Hotel, das jetzt wohl ein Asyl für obdachlose Wüstenbummler in der Wildniß geworden ist. Auf der einen Thür steht „Parlor“, auf der andern „Office“. Der große Schanktisch, die Bar, ist stehen geblieben. Darüber hängen noch an der Wand drei wohlerhaltene große Spiegel. Im Nebenraume, der ebenfalls offen steht, sind drei ganz gute Koffer zurückgeblieben, die mit allerhand Lumpen und Plunder angefüllt sind. In der Ecke steht eine gute Stutzuhr. Die Besitzer haben die Koffer eben nicht gebraucht, nicht verkaufen können, der Transport ist ihnen zu kostspielig gewesen, sie haben sie einfach stehen lassen wie Anderes.

In den geschlossenen großen Geschäftshäusern sieht man durch die matten Scheiben die Regale mit den schöngebundenen Hauptbüchern, mit Prospecten, Circularen und allerhand Drucksachen, mächtige Copirpressen u. s. w. Auch das Haus, in dem früher die Post gewesen ist, ist erhalten. Sogar der Briefkasten ist noch da. Darüber steht aber mit Bleistift die Warnung: „Man werfe keinen Brief in diesen Kasten“ („Don't put mail in this box“). In dem palaisartigen Gebäude jenseits des Flusses, in dem uns bei unserm frühern Ausfluge der Marquis de Morès mit seiner eleganten Frau freundlich bewirthet und sich in faustischem Behagen als Herrscher einer beglückten Schaar froher Ansiedler geträumt

hatte, ist Alles ausgeräumt. In den beiden einzigen spärlich eingerichteten Zimmern wohnen jetzt der Bahnbeamte und seine Schwester, beide deutscher Abkunft.

Was hier in Medora Straße war, ist jetzt kaum noch zu erkennen. In großen Abständen stehen die Häuser voneinander entfernt. Dazwischen sandige Flecken oder grüne Prairie mit üppig wucherndem Unkraut. Auch ein paar Bäume sind stehen geblieben. Als Abschluß des Bildes die gelben und grauen wellenförmigen kahlen Sandfelsen der Bad Lands, darüber der dunkle Gewitterhimmel, der im Westen durch das Licht der Sonne durchbrochen orangefarbene Töne annimmt und die ganze melancholische Landschaft mit tiefem gelbem Lichte beleuchtet. Vom Himmel dicktropfiger Regen, Grollen des Donners. Und kein Mensch weit und breit!

Ist es zu verwundern, daß der junge Mensch an der Bahn, der vielleicht 23 oder 24 Jahre alt ist, und seine Schwester, ein Mädchen von 14 bis 15 Jahren, hier das Sprechen beinahe verlernt haben und miteinander meist pantomimisch verkehren? Daß sie nun bei dem Besuche der fremden Gäste in wiedererwachtem Geselligkeitstriebe das dringende Bedürfniß fühlen, sich mit uns zu unterhalten? Sie drängten sich an uns wie herrenlose Hunde. Sie wollten etwas sagen, sie wollten etwas hören. Sie konnten nicht sprechen und verstanden uns wohl kaum, die Armen.

2. Die Bad Lands.

Ein böser Weg. — Eine Schlange. — Die Lehmpyramiden der Bad Lands. — Naturspiele. — Antilopen. — Gewitter. — Der versteinerte Indianer. — Ueberschreitung des Missouri bei Bismarck.

Zum Glück hatten wir für unsern Ausflug nach den Bad Lands noch das schönste Wetter. Wie damals fuhr uns der brave Paddock in dem alten und altersschwach gewordenen Wagen, in dem vier Personen unserer Gesellschaft Platz finden mußten — die beiden anderen bestiegen die Pferde —, mit Meisterschaft über Stock und Stein — kein Zweiter könnte es ihm nachmachen —, während das Fuhrwerk beständig krachte, ächzte und stöhnte, auf die wegelose Höhe hinan. Der Wagen wurde gewaltig hin- und hergeschleudert. Die Räder auf der einen Seite waren ohne irgendwelche Uebertreibung oft zwei, ja drei Fuß höher oder tiefer, als die auf der andern Seite. Er lachte jedesmal hell auf, mit dem herzlichsten, gemüthlichsten Lachen aus voller Kehle, wenn einer der besorgten Insassen einen leisen Schrei des Schreckens ausstieß, und beruhigte jedesmal, wenn der kleine Wagen allzu sehr aus dem Loth gerieth, mit dem unter beständigem überlautem Lachen wiederholten „All right! All right!“ An den tiefen Löchern, die sich neben uns aufthaten, lenkte er geschickt vorbei und nahm, mit einem Schnalzen die Pferde anfeuernd, die steilsten Höhen, die geradezu unnehmbar erschienen. Kurzum, er fuhr ganz meisterlich!

Etwa in der Mitte des Weges zog er plötzlich die Leine an und brachte die Pferde zum Stehen. Mit bedeutsamem Zwinkern zeigte er mit der Peitsche nach links. Ich sah nach der mir bezeichneten Richtung hinüber, sah dieselben gelben Steine wie überall, sah nichts Besonderes.

„Eine Schlange!“ sagte Paddock und sprang, als er merkte, daß mich die Mittheilung interessirte, sogleich vom Bock,

lief ein paar Schritt, und nun sah ich auch die Schlange, die sich mit einer für unser Auge überraschenden Geschwindigkeit aus dem Staube machen wollte. Paddock begleitete sie mit langen Schritten und versetzte ihr weit ausholend mit der Peitsche einen gehörigen Schlag, der sie empfindlich getroffen haben mußte, denn Paddock ging nun bedächtiger und hieb mit großer Seelenruhe auf das Thier ein. Vielleicht noch ein Dutzend Schläge, dann blieb er stehen. Der Sicherheit halber peitschte er noch fünf-, sechsmal auf die Schlange los, darauf hob er sie auf und brachte sie mir. Er hatte ihr die Wirbelsäule zerschlagen. Als ich die Schlange in die Hand nahm, züngelte sie noch, und das währte wohl einige Minuten, dann gab sie kein Lebenszeichen mehr von sich.

Es war ein stattliches Thier von schönfarbiger metallschimmernder Haut, etwa anderthalb Meter lang und in der Mitte vom Umfange eines mittelstarken Armes. Paddock bezeichnete sie als Ochsenschlange, „bull snake“. Den zoologisch richtigen Namen habe ich nicht ermitteln können. Sie sei unschädlich, fügte er hinzu.

„Giebt es hier auch gefährliche?“ fragte ich.

Paddock lachte wie immer aus voller Kehle.

„Auch Klapperschlangen?“

„Massenhaft! Plentiful!“ erwiderte er in vergnügtester Stimmung. „Sie können unten bei mir eine sehen, freilich nur eine ziemlich kleine, die ich vor ein paar Tagen eingefangen und für meinen Jungen in Spiritus gesetzt habe.“

Die mir auch von anderer Seite bestätigte Mittheilung, daß im nördlichen Dakota und namentlich in den Bad Lands Klapperschlangen keineswegs zu den Seltenheiten gehören, in den Bad Lands sogar sehr stark verbreitet sind, steht in einem gelinden Widerspruch zu den Angaben Brehms, der der Klapperschlange das Wohngebiet vom Golf von Mexico bis zum 46. Grade nördlicher Breite im westlichen Amerika an-

weist. Die Bad Lands liegen etwas nördlicher, ungefähr unterm 47. Grad.

Wir hatten die Absicht, in Ermangelung einer Klapperschlange unsere bull snake zur Erinnerung an die Bad Lands mitzunehmen. Aber Paddock widerrieth dem und versicherte uns, das todte Reptil werde sich auf der Weiterfahrt durch störenden Geruch bald sehr unbeliebt machen. Und wir glaubten es ihm.

Und wieder stand ich auf der Höhe, auf demselben Punkte, wie damals vor acht Jahren, nach dem ich so oft und so lebhaft verlangt hatte. Das Wiedersehen bereitete mir keine Enttäuschung. Das herrliche Schauspiel wirkt, gerade wie damals, auf mich überwältigend, vielleicht noch stärker als früher. Wir stehen inmitten eines Hochplateaus mit tiefen Einschnitten. Das ganze Gebiet hat ersichtlich früher unter Wasser gestanden. Die Sand- und Lehmberge sind allesammt von etwa gleicher Höhe, von gleicher Färbung und gleicher Bildung. Das Mächtige des Eindrucks wird vornehmlich durch die Massenhaftigkeit hervorgerufen. So weit das Auge reicht — überall erblickt es diese sandigen Riesenwellen, die senkrecht durch gleichmäßige Furchen getheilt und waagerecht wie mit dem Lineal in drei, vier und mehr Gliederungen abgeschnitten sind, die einzelnen Glieder in wechselnden matten Farben: sandiges Gelb, sandiges Grau, sandiges Rosa. Zwischen dem nackten Sand ist vielfach Vegetation eingestreut, Büschel von Salbei und Sträucher wundervoller weißer und gelber Blumen mit starkem Vanilleduft. Stellenweise wird das Sandige durch die üppigere Vegetation sogar verdrängt. Da hat sich an den Lehnen der Berge sanftes Moospolster angesetzt. An einigen Stellen erblickt man auch dichtere Gruppen von tiefgrünen Bäumen. Das Eigenthümliche dieser Landschaft ist aber, von diesem belebenden Pflanzenaufschmuck abgesehen, doch hauptsächlich

das Sandige und Steinige, das geradlinig Abgeschnittene des Riesenplateaus, das wie durch Kunst geglättet zu sein scheint.

Hier und da sieht man auch überraschende Naturspiele, Citadellen und Zelte, Zelte sogar mit richtiger Musterung des Stoffes. Wer an solchen Spielereien Vergnügen findet, kann hier seiner Phantasie freien Lauf lassen. Einige der von unserm Aussichtspunkte entfernteren Berge haben oben einen ziegelrothen Rand, der die täuschende Vorstellung hervorruft, als ob wir in ein paar Wegstunden menschliche Niederlassungen, Fabriken und Wohnhäuser mit Ziegeldächern erreichen könnten.

Die hundert- und tausendfache Wiederholung derselben Bildungen: allüberall in regelmäßige Geschosse eingetheilte, horizontal eingefurchte, hellfarbige, oben abgeplattete Berge — giebt dem Ganzen seine Großartigkeit. Die Bad Lands sind wie das Meer von erhabener Einförmigkeit.

Das imposante Schauspiel dieser Felsenöde wird plötzlich durch eine liebreizende Scene belebt: auf einem der nächsten Bergplateaus sehen wir in anmuthigen Sätzen fünf leichtfüßige Antilopen, eine hinter der andern, in der Richtung auf uns zuspringen. Sie alle haben uns gleichzeitig bemerkt. Wie auf Commando bleiben sie stehen und äugen einige Augenblicke zu uns herüber. Dann setzt sich die leitende in gelinden Trab, die anderen folgen. Sie nähern sich uns bis auf Steinwurfsweite, laufen die nächste Sandwelle hinauf, bleiben oben auf dem Plateau wieder eine kürzere Weile stehen und entfernen sich alsdann in gemächlichen Sprüngen. Wohl fünf Minuten lang sehen wir sie noch mit ihren leuchtenden weißen Spiegeln die steinigen Höhen hinauf und hinab springen, bis sie endlich unseren Blicken entschwinden.

Paddock kam noch an unsern Wagen, als der Zug, der uns mit nach dem Osten nehmen sollte, heranbrauste. Wir drückten uns herzhaft die Hand.

„I hope to see you again!“ sagte er, während seine harte, mächtige Faust meine Finger wie mit eisernen Klammern umspannte.

„I hope so!“ erwiderte ich — nicht ganz aufrichtig, denn mir war ganz klar, daß ich Medora sammt den Bad Lands und dem alten braven Paddock wohl schwerlich jemals in meinem Leben wiedersehen würde.

Auf's neue brach das Gewitter mit furchtbarer Kraft los. Ein gellender Krach, der fast eben so stark im Wiederhall von den kahlen Bergen zurückschlug, kündete uns, daß es in nächster Nähe eingeschlagen hatte. Unter Donner und Blitz verließen wir Medora, die seltsamste aller Städte, die uns das Bild der Verzauberungen aus den Kindermärchen in Wirklichkeit vor die Augen geführt hatte, die Stadt, in der unsere Schritte unheimlich hallen würden, wenn der weiche Boden der Prairie den Laut nicht hemmte.

Die Strecke hinter Medora dem Osten zu ist ganz wundervoll, und wir dürfen sie jetzt von der Plattform unseres Wagens aus unbehelligt betrachten, denn das Gewitter hat sich beruhigt. In der schönen Beleuchtung des Sonnenuntergangs sehen wir unter dem mit dichtem Gewölk behangenen Himmel die Pyramidenberge, die jetzt die Bahn aufsucht, und die nun, in der Nähe gesehen, eine intensivere Färbung zeigen, als sie, von der Höhe betrachtet, gewirkt hatte. Namentlich das kräftige Roth der Berge macht einen besondern Eindruck. An den wunderlichsten Bildungen rollen wir vorüber: an abgeplatteten Citadellen, an Hügeln, die den Hünengräbern ähnlich sehen, an Kegeln von der reinsten Pyramidenform. Immer zeigen sich, durch ihre Färbung scharf voneinander geschieden, wie mit dem Lineal gezogen, die gerade aufeinandergeschichteten Stockwerke, so scharflinig und regelmäßig, daß man meint, sie müßten von Menschenhand herrühren. Denn die Natur ist ja gewöhnlich in ihrer

unerschöpflichen Vielgestaltung allem Regelmäßigen und Geradlinigen feind. Daneben auch Absonderlichkeiten, die alle möglichen Deutungen zulassen: Fratzen, Thierköpfe, Muscheln, felsige Becken, die einen runden See zu umschließen scheinen. Auf jenem Hügel mit seinen curiosen Umrißlinien könnte man bei einem guten Willen sogar eine hockende Riesengestalt erblicken.

Und was ist das da?

Die Lehmbildungen der Bad Lands haben ihre Excentricität in der Gestaltung allmählich eingebüßt. Wir sehen mit Gras und niedrigem Gestrüpp bestandene Anhöhen, wie andere mehr. Da auf einmal, auf dem höchsten dieser Hügel, die den Bahnkörper umsäumen, steht aufrecht mit ausgespreizten Armen eine Gestalt, deren Menschlichkeit nicht erst die Phantasie zu construiren braucht. Kopf, Rumpf und Glieder, Alles ist in ungefähr richtigen Verhältnissen vorhanden. Wir sehen die Gestalt immer wieder auf ihrer hohen Wacht, die langen Arme weit ausgespreizt, Alles rings umher überragend und überschauend. Wenn das keine Vogelscheuche ist, habe ich in meinem ganzen Leben keine gesehen!

„Es ist der versteinerte Indianer," erläutert stockernsthaft unser dienstbereiter guter Reisebegleiter Sellers aus Tacoma.

„Wie denn?" fragte ich erstaunt. „Das soll eine natürliche Bildung sein?"

„Gewiß! Ich habe den Weg seit acht Jahren wohl ein Dutzend Mal gemacht und öfter. Ich kenne die Strecke genau. Es ist der versteinerte Indianer!"

„Aber Sellers! Sie sehen doch auf den ersten Blick, daß das Ding da hinaufgesetzt ist. Wie soll denn da auf einmal auf dem grünen Moos des Hügels ganz unmotivirt schwarzes Gestein in dieser lächerlichen Gestalt und gerade an der weithin sichtbarsten Stelle aufschießen. Das ist doch einfach undenkbar."

Unser guter „Porter“ bleibt bei seiner Aussage: „Verlassen Sie sich darauf, es ist der versteinerte Indianer!“

Das ging mir denn doch über den Spaß. Ich erkundigte mich bei dem Zugführer und erfuhr nun die einfache Wahrheit, die mich einigermaßen beruhigte. Als die Bahn hier gelegt wurde, war nämlich hier ein Lager der Bahnarbeiter, ein sogenanntes „construction camp“. Die Arbeiter stellten oben eine Puppe auf, die Nachts eine brennende Laterne trug und für die nächtlichen Bummler, die sich vom Lager entfernten, als Leuchtthurm diente. An der Puppe wurde in den Mußestunden fleißig gearbeitet. Die alten Kleider über den Stöcken wurden mit Lehm gefüttert und die Stoffe selbst gegen Regen und Schnee geölt und getheert. Der Kopf wurde primitiv modellirt, und monatelang wurde der Spaß fortgesetzt. Es war eben die Puppe des Lagers. Wind und Wetter wurden nun zu den thätigsten Mitarbeitern an dem Spaße. Das Ding wurde mit der Zeit steinhart, verwitterte und erhielt schließlich seine jetzige Gestaltung, die ein kindlich gläubiges Gemüth in dieser Gegend der ausgelassensten Naturscherze vielleicht sogar einmal für natürlich halten könnte.

So ist der „versteinerte Indianer“ entstanden, der auf dem Hügel am Eingange des Pyramidenparks einsam auf steiler Höhe als Pförtner dasteht — seit fast einem Jahrzehnt —, der allen Schneestürmen des Winters und der brennenden Hitze des Sommers getrotzt hat und nicht von seinem Posten gewichen ist.

Es dunkelte schon, als wir bei dem versteinerten Indianer vorüberkamen. Beim vollen Einbruch der Nacht tobte das furchtbare Unwetter auf's neue los. Wie Alles in Amerika, so war auch das Gewitter ungeheuerlich in seinen Verhältnissen. Der ganze Himmel stand in Feuer, und im hellgrünen Lichte des unablässig aufflammenden Wetterleuchtens,

in das sich die blendend zackigen Linien der Blitze grell einzeichneten, sah ich gegen Mitternacht den stolzen massiven Bau der schönen Missouri-Brücke zwischen Mandan und Bismarck und den breiten Strom aufleuchten.

Unter unablässigem brüllendem Grollen, das den Lärm des schweren Zuges übertönte und von Zeit zu Zeit durch heftiges Gepolter, durch Geknatter wie von einer Gewehrsalve abgelöst wurde, unter mächtigem Rauschen des Regens, der so klatschend an die Scheiben prallte, daß man meinte, er müsse Alles in Scherben schlagen, erreichten wir die Hauptstadt Bismarck. Losgelöst von den Häusern, die sich in der Nähe der Station aneinanderreihen, tauchte im grünen zitternden Scheine des Gewitterleuchtens in unbestimmbarer Form ein stattliches Gebäude auf. Vielleicht war es das Capitol, das der vertrauensselige Optimismus der Städtebegründer als das Centrum der Hauptstadt von North Dakota erträumt, und zu dem wir vor acht Jahren den Grundstein gelegt hatten. An jenem Tage hatte der gefürchtete Häuptling des kriegstüchtigsten Indianerstammes, der Sioux, der berühmte Sitting Bull, mit den höchsten Staatsbeamten der Union und mit Henry Villard vor den versammelten Bewohnern und unter allgemeinem Jubel Händedrücke ausgetauscht und Frieden mit den weißen Männern für alle Zeiten gelobt. Es ist dem unglücklichen heldenmüthigen Vertheidiger der Rechte seines Volkes nicht gegönnt gewesen, sein Wort zu halten. Grausamkeiten und Brutalitäten aller Art haben ihm die Waffe wieder in die Hand gezwungen. Mit der Gewißheit des rühmlichen Untergangs hat er gegen die furchtbare Ueberlegenheit der kunstgerecht mordenden Kultur den Kampf aufgenommen und ist von Kugeln durchbohrt auf dem Schlachtfelde zusammengebrochen. Mit Sitting Bull ist der letzte indianische Held gefallen.

3. In Minnesota. Die Schwesterstädte St. Paul und Minneapolis.

Der Charakter Minnesotas. — Heiterkeit und Gedeihen. — Der Mississippi. — Die Fälle des Antonius. — Erster Eindruck der Schwesterstädte. — Das neue St. Paul. — Abendliche Wanderung. — Ein ideal billiger Tag. — Verhältniß der beiden Hauptstädte St. Paul und Minneapolis zu einander. — Ein Häuserkoloß: Guaranty Loane. — Die Mühlen von Minneapolis. — Die feindlichen Schwestern. — Großer Kampf beim letzten Census.

Minnesota, der östlichste Staat des Nordwestens, ist jetzt, nachdem die Kultur ihre Sendboten über das ganze weite Gebiet des amerikanischen Festlandes ausgesandt hat, thatsächlich schon als einer der Centralstaaten zu betrachten. Die geographische Bezeichnung der Unionstaaten, die auch heute noch in Anwendung kommt, ist durch die Umwandlung, die das Land im letzten Vierteljahrhundert erlebt hat, veraltet. Früher galten auch Chicago und St. Louis als typisch westliche Städte, jetzt sind sie durch ihren engsten Anschluß an New York kaum noch als Centralstädte zu betrachten, man kann sie nahezu als östliche bezeichnen.

In den beiden Hauptstädten von Minnesota, in St. Paul und Minneapolis, macht sich die glückliche Verbindung der Nutzbarmachung aller der Vorzüge, welche die hier leichter zugängliche Kultur des Ostens bietet, mit der erstaunlichen That- und Schaffenskraft, die den Ansiedlern des Westens zu eigen ist, in rühmlichster Weise bemerkbar.

Schon unterwegs tritt uns in aller Anschaulichkeit die Einwirkung des Ostens auf diesen Landstrich entgegen. Die Ansiedlungen längs des Bahnkörpers gewähren, je mehr wir uns dem Osten nähern, einen immer freundlicheren Anblick, eine immer behaglichere Wirkung. Das blühende Fargo an der Ostgrenze Dakotas macht mit seinen stattlichen Bauten und seinem bewegten Treiben einen durchaus großstädtischen

Eindruck. Und sobald wir die Grenze Minnesotas überschritten haben, wird es immer hübscher, blühender und freundlicher um uns her. Jetzt sehen wir nur noch fleißig bebautes üppiges Land, vollsaftige grüne Anger, wohlbehütetes junges Holz neben dem kräftig entwickelten, dickstämmigen Laubwald.

In so reizender Lage, die uns an die lieblichen Thäler zwischen den Thüringer Bergen erinnert, begrüßt uns im grünen Schmuck des Frühlings das freundliche minnesotische Detroit. Die Landschaft behält auf dem ganzen Wege denselben heitern und anmuthigen Charakter bei. Gärten und Wälder, Wiesen und Felder, hoch aufsteigende Schlote und Windmühlen, die auf Thürmchen oder auf dem First der Häuser angebracht sind und japanischen Schirmen ähnlich sehen, Arbeiter auf den Aeckern und Vieh auf der Weide — Alles das bekundet die stetig entwickelte ruhige Kultur des Ostens in diesem Lande, das noch vor wenigen Jahrzehnten dem unzugänglichen Westen beigesellt und in dessen Geschichte von nichts Anderm berichtet wurde als von blutigen Indianerkämpfen.

Minnesota zählte nach dem letzten Census von 1890 1 301 826 Einwohner. Im Jahre 1860 hatte es noch keine einzige Eisenbahn. Jetzt beträgt die Schienenlänge der verschiedenen Bahnen, die Minnesota durchkreuzen, 5409 englische Meilen. Die Bodenerzeugnisse repräsentirten in demselben Jahre 1890 einen Werth von 60 Millionen Dollars.

Die Landschaft von Minnesota hat schon durchaus den Charakter des Tieflandes. Es liegt auch nur etwa 1000 Fuß über dem Meeresspiegel. Alles ist friedlich und freundlich.

Da sehen wir auch einen schönen Fluß, ruhig und heiter wie Alles in der Runde, keinen gewaltsamen Durchbruch durch zerklüftete Felsen, kein Canyon — wir sehen den friedlichen Fluß der Ebene, der an seinen Ufern kräftige Bäume hervortreibt. Und der Blick auf die Karte belehrt uns: es ist der

Mississippi. „Und muß ich so dich wiederfinden!“ Hier oben im nördlichen Minnesota! Als ich den „Vater der Ströme“ zum letzten Mal auf meiner jetzigen Fahrt durch Amerika sah, war's nahe seiner Mündung, in New Orleans. Seitdem sind etwa vier Monate vergangen, vielleicht die vollsten, bewegtesten und eindrucksreichsten meines Lebens . . .

Der Zug saust weiter. Immer mächtiger werden die Bauten, Speicher und Fabriken; die der stattlichen Häuser drängen sich immer dichter aneinander und künden die Nähe der großen Handelscentren St. Paul und Minneapolis.

Der Eindruck, den die Zwillingsschwesterstädte bei der Einfahrt machen, übersteigt die kühnsten Erwartungen. Das eine Wort „großartig“, das man bei der Schilderung der amerikanischen Verhältnisse öfter anzuwenden sich gezwungen sieht, als es dem Freunde der Mannigfaltigkeit des Ausdrucks erwünscht ist, giebt diese Wirkung nur unvollkommen wieder. An den einst so wilden, jetzt gebändigten und für den Frohndienst der Industrie durch allerhand kunstvolle Wasserbauten abgerichteten Fällen des „Antonius“ baut sich Minneapolis auf, ein wunderliches Gemisch von ländlicher Bescheidenheit in den Vorstädten und von Fabrikweltstadt im Centrum. Riesenmühlen, die größten der Welt, Säge- und Getreidemühlen, ragen mit ihren zehn, zwölf Stockwerken auf. Auf den Lagerplätzen liegen in gleichmäßige Bretter zerschnittene Wälder, und ein Dampfelevator reiht sich an den andern. Unter den Baulichkeiten spielen diese „Elevators“ die Hauptrolle. Es sind Getreidespeicher von ungeheurem Umfange, die in so und soviel Stockwerke, in so und soviel einzelne Abtheilungen zerlegt und so eingerichtet sind, daß das herangefahrene Getreide durch Dampfkraft aus dem Wagen direct in die dafür bestimmte Abtheilung befördert wird und da so lange lagert, bis es verkauft und durch die Bahn weiterexpedirt wird. Auch die Entleerung der einzelnen Fächer, deren Inhalt

nun direct in die Eisenbahnwagen gebracht wird, geschieht durch Dampfkraft.

Macht Minneapolis auf den ersten Blick den Eindruck der Kolossalfabrik, die das Land mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Daseins: mit Getreide und Mehl zur Nahrung, mit Holz für Häuser-, Straßen und Brückenbau versieht, so wirkt St. Paul als das denselben gewaltigen Verhältnissen entsprechende mächtige Geschäftshaus. Es ist das große kaufmännische Comptoir des Nordwestens.

Wir brauchen eine kleine Ewigkeit, bis unser Wagen unter dem beständigen Geläute der schnaubenden, brüllenden, paffenden Locomotiven sich in dem schrecklichen Wirrwarr von Dutzenden von Geleisen, die den großen Bahnkörper bedecken, auf Dutzenden von Weichen zur richtigen Stelle durchgewunden hat.

Unmittelbar an der Station finden wir die elektrische Bahn, die uns in das Herz der uns völlig fremd gewordenen Stadt führt. Von jenem St. Paul, das wir in den ersten Septembertagen 1883 in seinem verheißungsvollen Auftreten als Stadt kennen gelernt hatten — es mochte damals etwa 45 000 Einwohner zählen —, ist kaum noch eine Spur wahrzunehmen. St. Paul hat es seitdem auf eine Einwohnerzahl von 150 000 gebracht, und wie in allen amerikanischen Städten verdoppelt sich hier die Wirkung nicht blos, sie verzehnfacht sich. Eine Millionenstadt glauben wir in der That vor uns zu haben.

Die breiten Geschäftsstraßen sind weltstädtisch belebt. Bei unserer ersten Durchwanderung der Stadt am Abend sehen wir, wie elektrische und Gasbeleuchtung das hellste Licht verbreiten, sehen Läden von einer Größe der Verhältnisse, die unsere europäischen Hauptstädte beschämen würden. An den wichtigsten Verkehrsstraßen stehen die rothen Häusermegatherien, die wir von New York her schon kennen, Gebäude von acht,

zehn, ja zwölf Stockwerken, die ganze Straßenquadrate einnehmen, mit Thürmen und Zinnen gekrönt. Eines fällt uns vor Allem auf: das gute, sauber gehaltene Pflaster in diesen wichtigsten Straßen. Als wir in vorgerückter Stunde der Nacht unser Hotel aufsuchen, wird uns auch die Aufklärung dafür gegeben: wir sehen die alte Berliner „Bürste", das Werkzeug der nächtlichen Straßenreinigung! Hier in den Vereinigten Staaten, wo man gewöhnlich dem Regen die Sorge überläßt, die Straßen zu waschen, und dem Winde, den Staub und Unrath wegzuwehen, hat der in der Heimat uns so alltäglich gewordene Anblick für uns etwas Unerwartetes und Auffälliges.

Mit Staunen starren wir zu den hohen Giebeln der steinernen Hünen auf. Natürlich haben es auch hier wieder die Banken, die Hotels und die Zeitungen allen anderen zuvorgethan. Aber auch die öffentlichen Gebäude fallen uns bei unserer ersten Wanderung durch die imposanten Verhältnisse sogleich in's Auge. Der stattliche Bau der Post genügt den über alle Erwartung gesteigerten Bedürfnissen des Verkehrs schon nicht mehr. Es ist ein neues steinernes Ungeheuer projectirt. Das Rathhaus, zugleich auch das Präsidialgebäude des obersten Gerichtshofes, ist ganz kolossal. Und auch hier bemerken wir eine Einzelheit, die uns in Amerika überrascht: die ästhetische Berücksichtigung der baulichen Umgebung. Man hat um den Monumentalbau sehr hübsche Anlagen mit prächtigen eisernen Umfriedigungen geschaffen, in den Schmuckgärten geschmackvolle Vasen aufgestellt u. s. w.

Auf demselben Platze standen wir vor nunmehr acht Jahren. Da war das Gebiet gerade ausgelegt, auf dem sich das stolze Gebäude dereinst erheben sollte. Ein halsbrecherischer, mit Latten belegter Steg führte zu der Höhe hinan. Ueber grauen Sand und grünes Gesträuch hatten wir von da freien Ausblick auf den Mississippi und die freundliche

Hügelstadt. Jetzt ist Alles das bebaut. Hinter uns steht das fertige mächtige Gebäude des Rathhauses und vor uns der Kolossalbau des „Globe" mit seinen zehn Stockwerken, der uns die Aussicht versperrt. Man darf dreist behaupten: es giebt kaum eine Weltstadt, die durch die Massenhaftigkeit und den Umfang ihrer Herbergen für Handel und Gewerbe St. Paul und Minneapolis in den Geschäftsvierteln überträfe.

Auch sonst wirkt St. Paul mit seinen Einrichtungen ganz und gar weltstädtisch und originell. An der Ecke steht jetzt, zu vorgerückter Abendstunde, ein Einspänner. Es ist eine fahrende Küche, die gegen ein Billiges warmes Abendbrot abgiebt. Eier mit Speck für 10 Cents, warme Würste für 5 Cents u. s. w. Ist der Appetit an der einen Ecke gestillt, so fährt die Küche mit dem glühenden Herde und dem dampfenden Schornstein ein paar Straßen weiter.

Aus einigen der Bierwirthschaften dringen die Klänge der Musik zu uns. Wir treten in eines dieser Lokale ein. Eintrittsgeld wird nicht erhoben. Auf dem Podium concertirt eine Capelle recht guter böhmischer Musikanten. Das Glas Bier kostet 5 Cents. Es ist allerdings verwünscht wenig „Stoff" in den auf optische Täuschung berechneten Gläschen. Das bischen Essen, das man, wenn man Lust dazu hat, am Buffet nehmen darf: kaltes Fleisch, Fisch, Käse u. s. w., kostet nichts. Der Wirth profitirt eben nur am Getränk. Das genügt ihm.

Die Einrichtung des „free lunch", der unentgeltlichen Verabfolgung von kaltem Aufschnitt, ist, wenn auch eine an sich unbedeutende Sache, für die ganze amerikanische Geschäftsweise, die die Verleugnung aller Engherzigkeit ist, doch sehr charakteristisch. In einer andern Stadt trat ich einmal in der Mittagsstunde in eine Weinstube und verlangte etwas zum Frühstück. Man brachte mir ein gutes Cotelette, Eier, Salat, Butter und Käse. Ich trank dazu eine halbe Flasche

Wein, die nicht schlechter und nicht theurer war als woanders; und als ich zahlte, wurde nur der Wein berechnet. Ich machte den Wirth darauf aufmerksam, daß ich auch gegessen hätte. Er sagte mir: „Das kostet nichts.“ Das kam mir denn doch ein bischen sonderbar vor, und ich fragte den Wirth, wie es denn möglich sei, daß er dabei auf die Kosten kommen könne. Da gab er mir zur Antwort: „Früher wurde bei mir zum Frühstück für 4 oder 5 Dollars verzehrt; seitdem ich den freien Imbiß gebe, löse ich zum Frühstück 30 bis 40 Dollars. Die Hälfte meiner Gäste nehmen überhaupt nichts, und die andere Hälfte ißt mäßig. Den Frühstückstisch berechnen wir einfach als Geschäftsspesen wie die Miethe. Ich komme schon auf meine Kosten. Die paar Leute, die hierher kommen, nur um zu essen, kennt man ja auf den ersten Blick. Das sind arme Schlucker, die man in einem guten Geschäfte ruhig mit durchfüttern kann. Der „free lunch“ hat noch kein Geschäft geschädigt, im Gegentheil.“

* * *

Wenn es auch richtig ist, daß Amerika wohl das theuerste Land der Welt ist, daß der Cent, der hundertste Theil des Dollars, hier nicht viel mehr werth ist als der Pfennig bei uns, der Dollar also auch nicht mehr als eine Mark, ein Viertel seines reellen Werthes, nach unseren Verhältnissen darstellt, so ist es auch eben so richtig, daß man, wenigstens vorübergehend, in Amerika billiger leben kann, als irgendwoanders in der Welt. Ich will nicht sagen, auf lange Zeit, aber doch gelegentlich einmal, wenn's Einem schlecht gehen sollte, wenn man keine Arbeit findet. In einem solchen Ausnahmefalle kann man, ohne die Gefälligkeit irgend eines Andern in Anspruch zu nehmen, sich alles Erforderliche zum Dasein, ja, zu einem gewissen Wohlleben gewähren, ohne

genöthigt zu sein, erheblichere Ausgaben zu machen. Man kann sich ganz gut einen Tag construiren, an dem man für Nachtlager mit bester Gelegenheit zu anständigem Toilettemachen, für Frühstückskaffee oder Cacao bester Art und Gebäck, für kaltes Frühstück mit Bier, für Aufenthalt in den vornehmsten Räumen mit allen möglichen Hülfsmitteln zur Arbeit, mit dem erforderlichen Material zum Briefschreiben u. s. w., für eine Spazierfahrt von einer halben Stunde, Abendessen, Bier, Concert und Rauchen mit 35 Cents ganz bequem durchkommen kann.

Der Tag würde sich ungefähr so stellen.

Zu früher Morgenstunde treffe ich in der Stadt ein, habe keinen Credit, keine Arbeit und kein Geld. Mein einziger Freund in der Stadt, auf dessen Veranlassung ich die Reise gemacht habe, weil er mir mit größter Wahrscheinlichkeit eine genügend einträgliche Beschäftigung verschaffen zu können geglaubt, hat eine Geschäftsreise antreten müssen. Er hat in seiner Wohnung eine Mittheilung für mich zurückgelassen, daß er erst am nächsten Tage zurückkehren werde.

Uebernächtig und bestaubt gehe ich in's erste beste Hotel, wo man mich sehr freundlich aufnimmt. Ich erkläre aber an der Office, daß ich kein Zimmer brauche, sondern nur meine Morgentoilette machen möchte. Von einem artigen Manne werde ich in ein luftiges schönes Zimmer geführt mit vollkommener Badeeinrichtung, Leitung für kaltes und warmes Wasser. Ich finde da ein neues Stück Seife, frische Wäsche, Alles, was ich brauche. Nachdem ich mich gründlich gereinigt, melde ich mich an der Office und will zahlen. Der Beamte lächelt. „Bitte, das versteht sich ganz von selbst."

Ich schlendre nun, einstweilen ziemlich zwecklos, durch die Straßen und bleibe vor einem Laden stehen, in dessen Schaufenster eine große Anzahl von Kaffeemaschinen und japanischen Schaalen, die mit Kaffee und Thee aller Sorten

gefüllt sind, ausgestellt liegen; ich lese dort folgendes Plakat: „Bitte, treten Sie ein! Trinken Sie von unserm Kaffee! Es ist der billigste und beste der ganzen Welt. Kaufen Sie unsere Maschine der neuesten Construction, die von keiner Kaffeemaschine des Planeten übertroffen wird!"

Der billigste Kaffee — das ist mein Fall! Ich trete also ein. Ein großer sauberer Laden. Links ein Verkaufstisch mit der Kasse, rechts ein Schanktisch. Ich trete an den Tisch rechts. Ein sehr artiger junger Mann fragt mich: „Welche Sorte Kaffee wünschen Sie? Java, Mocca, Mexicaner, Gemisch? Wünschen Sie ihn stark, mittelstark oder schwach?" Ich mache meine Bestellung. Vor meinen Augen wird der Kaffee frisch gebraut. Die Zubereitung unterhält mich. Es dauert vielleicht zwei, drei Minuten. Als der Kaffee fertig ist, wird er mir in einer sehr hübschen Tasse zugeschoben, zugleich mit der Zuckerschaale, einem Töpfchen mit Sahne und einem Teller mit Cakes. Ich trinke den Kaffee, den ich gehörig gezuckert habe, und esse ein paar Cakes dazu. Da ich Alles in Allem nur 35 Cents bei mir habe und die Preise noch gar nicht kenne, bin ich einigermaßen beunruhigt, ob ich reichen werde. Im schlimmsten Falle, denke ich, wird mir der Mann auf mein ehrliches Gesicht die paar Cents, die ich vielleicht mehr verzehrt habe als ich besitze, bis zum andern Morgen creditiren.

„Was schulde ich Ihnen?" frage ich, als ich mein erstes Frühstück zu mir genommen habe.

„Aber bitte, es ist uns eine Ehre! Sie haben ja gelesen, der Kaffee kostet nichts. Wenn er Ihnen geschmeckt hat, kaufen Sie vielleicht später einmal davon. Und da Sie gesehen haben, wie schnell und gut die Maschine arbeitet, werden Sie sich vielleicht früher oder später auch zum Ankauf unserer vortrefflichen Maschine entschließen."

„So, so! Ich danke!"

Ich lüfte den Hut und schicke mich an, den gastfreien Laden zu verlassen, als ein anderer junger Mann, der am andern Ende des Tisches, näher dem Ausgange steht, mich fragt:

„Wollen Sie nicht auch von unserm vorzüglichen Cacao versuchen?"

„Vielleicht zum zweiten Frühstück. Guten Morgen!"

„Guten Morgen!"

Ich sehe mir die Stadt an, die mich sehr interessirt, und vergesse darüber ganz meinen Cacao. Allmählich meldet sich bei mir der Appetit zum Frühstück, und ich trete in eine Wirthschaft ein, die mir durch die Aufschrift auf den großen Glasscheiben: „Das Glas Bier 5 Cents" Vertrauen einflößt. Ich lasse mir ein Glas Bier kommen. Es ist allerdings nicht viel darin, aber doch genug, um mich zu erfrischen. Links, hart am Eingange, ist ein recht einladendes Buffet aufgeschlagen. Ich esse drei Butterbrote, nehme Fleisch, Käse u. s. w., immer ein wenig beängstigt durch meine ungenügenden Kapitalien, aber doch immer in der Hoffnung: es wird wohl reichen.

„Ich wünsche zu zahlen."

„5 Cents."

„Ich habe auch gegessen."

„Aber bitte! Free lunch! Es steht ja draußen angeschrieben. Sie haben es wohl übersehen? Das bischen Essen kostet bei uns nichts."

„Guten Morgen!"

„Guten Morgen!"

Nun habe ich noch immer meine 30 Cents. Ich bin ein leidenschaftlicher Raucher. Die Cigarette fehlt mir jetzt nach dem Essen sehr. Aber ich wage doch nicht von meiner geringen Baarschaft Geld für diesen Luxusartikel auszugeben. Kaum bin ich auf die Straße getreten, so nähert sich mir

ein Herr, steckt mir ein kleines Packet in die Hand und sagt: „Bitte, rauchen Sie!“ Höflich dankend will ich es ablehnen, er besteht aber darauf: „Sie müssen unsere neuen Cigaretten probiren.“ Es ist der Straßenagent einer neuen Firma, die damit Reclame macht, daß sie auf den öffentlichen Verkehrswegen, in der Pferdebahn u. s. w. kleine hübsch ausgestattete Packetchen, die vier Cigaretten enthalten, vertheilen läßt. Ob die Cigaretten gut sind oder schlecht, ich weiß es nicht, jedenfalls schmecken sie mir ausgezeichnet.

Inzwischen bin ich am Ende der Stadt angelangt, an der Endstation der elektrischen Bahn. Da die Benutzung der Straßenbahnen, wie mir bekannt, ohne Unterschied der zurückgelegten Strecke 5 Cents beträgt, mache ich mir das Vergnügen, von dem einen Ende der Stadt bis zum andern und darüber hinaus bis zur Endstation zu fahren, um auf dieser orientirenden Spazierfahrt die Stadt noch ein bischen besser kennen zu lernen. Während der Fahrt springt ein junger Mann auf und wirft mir wie allen anderen Mitfahrenden Bonbons in den Schooß. Ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll, aber ich sehe, daß die Anderen sie nehmen, und nehme sie auch. Nach einer Weile geht der junge Mann noch einmal langsam durch den Wagen. Dieser und Jener ruft ihn an und kauft von dem Bonbonwerfer kleine Päckchen. Ich mache es wie die Mehrzahl und rufe natürlich nicht. Bald darauf springt ein kleiner Junge auf die Plattform und steckt jedem Mitfahrenden eine Zeitung in die Hand. Sie enthält vorwiegend illustrirte Reclamen und Anzeigen, aber auch die neuesten telegraphischen Nachrichten. Die Mitfahrenden lesen die Depeschen und werfen das Blatt weg. Ich mache es geradeso. Unter den Depeschen befindet sich auch ein Kabeltelegramm aus Deutschland, dessen Inhalt mich besonders interessirt. Ich möchte gern ausführlichere Mittheilungen über die dort vermeldete Thatsache lesen, aber bei

dem Stande meines Baarvermögens wäre es doch ein Leichtsinn, jetzt Geld für die neueste ordentliche Zeitung auszugeben. Es ist aber auch gar nicht vonnöthen, denn als ich nun am andern Ende der Stadt angelangt bin, auf einer Höhe, von der aus man einen prachtvollen Ueberblick über die ganze Stadt hat, sehe ich in unmittelbarer Nachbarschaft ein massives, ganz in Marmor gebautes Prachtgebäude mit der beruhigenden Aufschrift über dem Portal: „Free Library". Also Volksbibliothek mit unentgeltlicher Benutzung der Bücher und der Räume.

Ich trete in das großartig eingerichtete Gebäude ein. Die breiten Marmortreppen sind mit herrlichsten Teppichen belegt. Im mittlern Geschoß ist ein riesiges Lesezimmer mit Oberlicht, mit frischer guter Luft und wahrhaft fürstlich ausgestattet: mit Leder bezogene Schaukelstühle, feststehende Sessel, Schreibstühle, kleine und große Tische, ein halbes Dutzend Bureaus mit dem denkbar vollkommensten Schreibmaterial, Briefpapier, Couverts, Abreißeblocs, Unterlagen, Löschpapier u. s. w.; auf dem großen Tische in der Mitte liegen ein paar Dutzend der neuesten Tageszeitungen aus der Stadt, dem Staate und den wichtigsten Städten der Union, englische und deutsche; auf einem andern Tische liegen die illustrirten Zeitungen, die humoristischen Blätter, die Wochen- und Monatsschriften; ringsum in offenen Regalen stehen in schönsten massiven Einbänden alle möglichen wissenschaftlichen und sonstigen Nachschlagewerke, Conversations-Lexika in allen Sprachen, unter Anderm auch unser Brockhaus, Meyer, geographische, statistische Hülfsquellen u. s. w. Da erledige ich zunächst meine Correspondenz. Ich blättere den Katalog durch und sehe dann an einem Anschlage die neuesten Anschaffungen, unter Anderm auch einen soeben erschienenen Roman, von dem ich schon viel habe sprechen hören, und der mich interessirt. Ich lasse ihn mir geben, lese etwas darin und verbringe in diesem

schönen Raume bei interessanter Lectüre etwa zwei Stunden.

Ich mache mich nun wieder auf den Weg und merke auf einmal, daß ich wieder vor dem Laden angelangt bin, in dem ich meinen Morgenkaffee getrunken hatte. Der freundlich lächelnde Herr, der mich zum Cacao eingeladen hatte, steht gerade in der offenen Thür.

„Sie hatten uns ja versprochen, von unserm Cacao zu trinken," sagt er mir mit liebenswürdigem Lächeln und tritt mit einer einladenden Bewegung etwas zurück.

Ich kann nicht widerstehen. Er bereitet mir ein prachtvolles Getränk, stellt mir Kuchen hin und erkundigt sich, wie es mir schmeckt. Diesmal will ich nun durchaus der Vornehme sein und zahlen. Er verweigert entschieden die Annahme von Geld. Wir unterhalten uns noch einen Augenblick ganz gut. Er erkundigt sich lebhaft nach den Eindrücken, die ich von der Stadt empfangen habe, und ist sichtlich erfreut, als ich ihm sage, es scheine hier recht wohlfeil zu sein.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Aus der halbgeöffneten Thür einer großen Restauration dringt der Klang einer hübschen Stimme mit Orchesterbegleitung an mein Ohr. Auf dem Schilde steht: „Admittance free." Da ich gern Musik höre, denke ich mir, ich kann hier mein Glas Bier gerade so gut trinken wie woanders. Das Lokal ist überfüllt. Die Gesellschaft ist sehr gut, meist kleine Bürgersleute, die mit großer Aufmerksamkeit den musikalischen Vorträgen lauschen. Böhmische Musikanten spielen recht hübsch. Solovorträge wechseln mit Ensemblesätzen ab, Gesang mit Tanz. Ein geschmackvoll ausgestattetes Programm mit den durch Lichtdruck reproducirten Bildnissen der concertirenden Künstler wird mir, als ich mich setze, vom Kellner gereicht. Für das Glas Bier zahle ich wieder meine 5 Cents. Ich bin nun noch immer im Besitz von 20 Cents und denke mir: es ist besser, gut essen als gut schlafen, ich werde mir für

die 20 Cents noch ein Butterbrod mit Schinken oder so etwas nehmen. Das Buffet sieht wieder recht verlockend aus. Ich esse, und als ich zahlen will, antwortet der Buffetkellner wiederum: „Bitte, es kostet nichts. Hier wird nur das Getränk bezahlt.“ Nachdem ich mich gestärkt habe, kehre ich an meinen Tisch zurück und bestelle mir noch ein Glas Bier. Ich finde da sehr freundliche mittheilsame Leute, mit denen ich mich in den Pausen vortrefflich unterhalte, und die musikalischen Vorträge sind keineswegs schlecht. Kurzum ich verbringe einen recht vergnügten Abend. Ich habe noch immer 15 Cents.

Ich bemerke übrigens noch, daß die gemüthliche Stimmung nicht durch irgendwelche Zudringlichkeit des Kellners, durch controlirende Blicke des Wirthes oder der Gäste irgendwie beeinträchtigt wird. Kein Mensch bekümmert sich um mich und um das, was ich thue und treibe. Einer der Herren am Tisch schien starken Durst zu haben, er trank, glaube ich, ziemlich viel Bier; ein anderer blieb den ganzen Abend über an unserm Tische sitzen und unterhielt sich mit uns, ohne den Drang zu verspüren, auch nur die Lippen zu befeuchten, er trank gar nichts.

Als ich das Lokal verlasse, leuchtet auf der andern Seite der Straße mir ein Schild entgegen: „Nachtlager für 15 Cents.“ Soviel habe ich ja gerade noch. Ich sage mir, Ansehen kostet nichts, jedenfalls kann man's probiren! Man führt mich in einen großen, gut gelüfteten Raum, der vollkommen sauber ist. Auf dem Fußboden sind die Lager hergerichtet: auf je vier Pflöcken hängemattenartig aufgespanntes Segeltuch, über das ein vollkommen reines, unbenutztes Laken gebreitet ist. Auch eine Decke liegt da; von der mache ich aber keinen Gebrauch, da ich mich lieber mit meinem Mantel zudecke. Ich schlafe vorzüglich, kann hier am andern Morgen in den ausgezeichneten Waschvorichtungen bequem

Toilette machen und schlendre nun der Wohnung meines Freundes zu, der in einer Stunde ankommen muß.

So habe ich also volle vierundzwanzig Stunden in der Stadt zugebracht. Ich habe keine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen brauchen, keine demüthigende Bitte ausgesprochen, ich habe mich keinem Menschen gegenüber verpflichtet, und wenn ich ein paarmal „Danke!“ gesagt habe, so war das eitel Höflichkeit, deren Unterlassung von keinem Menschen bemerkt worden wäre. Ich habe ein Bad genommen, gefrühstückt, Schreibmaterialien verbraucht, Zeitungen und Romane gelesen, zu Mittag gegessen, eine halbstündige Spazierfahrt unternommen, Nachmittags Chokolade getrunken, Kuchen gegessen, Cigaretten geraucht, zu Abend gegessen, drei Glas Bier getrunken, gute Musik in angenehmer Gesellschaft gehört, unter menschenwürdigen Bedingungen unter Dach und Fach gut geschlafen. Und dafür habe ich 35 Cents ausgegeben. Da sage mir noch Jemand, daß Amerika ein theures Land sei!

Ich will natürlich nicht behaupten, daß es möglich sei, eine solche Existenz jahrein jahraus zu führen, die Möglichkeit aber, daß man einen Tag, wohl auch mehrere Tage in der von mir geschilderten Weise verbringen könne, ist hier gegeben.

* * *

St. Paul und Minneapolis, die in unmittelbarster Nachbarschaft nebeneinander liegen, durch eine elektrische Bahn miteinander verbunden sind und in einem ähnlichen Verhältnisse zu einander stehen wie Elberfeld und Barmen, bilden eigentlich eine einzige große Stadt. Es ist schwer zu sagen, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Eigentlich sind diese Beiden darauf angewiesen, Hand in Hand zu gehen. Die Zwillingsschwestern hassen sich aber leidenschaftlich. Die

eine neidet der andern jede vortheilhafte Neuerung und ist sogleich bestrebt, sie ihr nachzumachen und zu überbieten. Und die Folge dieses unausgesetzten Wettbewerbs ist, daß beide Gewinn davon ziehen.

St. Paul baut sich in entzückender Lage an den Uferhügeln des Mississippi auf. Auf einem der schönsten dieser Uferhügel ist eine indianische Begräbnißstätte gewesen. Die meisten Gräber sind inzwischen von Alterthumsforschern durchwühlt worden, und man hat sehr interessante ethnographische Ausgrabungen da gemacht. Daß die Naturkinder für Naturschönheit empfänglich waren, läßt die Wahl dieses poetischen Kirchhofs deutlich erkennen.

Im eigentlichen Geschäftsviertel überrascht uns die unerhörte Pracht der großen Gebäude, der Banken und der Versicherungsgesellschaften, unter denen namentlich das Gebäude der „Germania" mit der ehernen Statue der Wacht am Rhein, die Abends elektrisch beleuchtet wird, bemerkt werden muß.

Das Wort eines deutschen Staatsmannes über Rußland, daß das große Reich im Osten ohne Uebergang vom Knüppeldamm auf die Eisenbahn gekommen ist, läßt sich auch mit Fug und Recht auf die neuen amerikanischen Ansiedlungen im Westen anwenden. Von den elenden Holzbaracken bis zu diesen erstaunlichen Palästen, die in der Kostbarkeit ihrer Einrichtung in Wahrheit unübertroffen sind, hat Amerika nur einen Schritt gemacht. Treppen, Fußböden, Decken, Wände sind durchweg aus alleredelstem Marmor gefertigt. Die vom Keller zum Söller durch das ganze Haus geführten durchsichtigen Thürme, in denen der Elevator Tag und Nacht auf- und niedersteigt, sind wahre Meisterwerke der Eisenschmiedekunst.

Ein Gebäude wie das allerdings auch in ganz Amerika berühmte Guaranty Loan Building in Minneapolis, das in

seinen Verhältnissen wohl nur von einigen wenigen Hausungeheuern in New York und Chicago übertroffen, in der Vornehmheit, Gediegenheit und Pracht der Einrichtung aber wohl kaum von einem zweiten Bau erreicht werden dürfte, ist an sich eine Sehenswürdigkeit. Das Haus nimmt ein ganzes Straßenquadrat, einen sogenannten Block, ein. Es hat insgesammt 68 Fenster Front und ist, von den Thürmen, die an den vier Ecken aufsteigen, abgesehen, zwölf bewohnte Stock hoch. Die untersten drei Stockwerke der Façade sind in grauem Haustein ausgeführt, auf denen die übrigen Stockwerke in dem in Amerika so schönen rothen Sandstein sich erheben. Die durchgeführten Säulen, welche die Einförmigkeit der Anlage für das Auge möglichst zu beseitigen und die Façade zu beleben bestimmt sind, sind in glänzend polirtem Marmor ausgeführt. Der Marmor ist auch das hauptsächliche Material, das für die innere Herstellung dieses Hauskolosses zur Anwendung gekommen ist. Alle Räumlichkeiten sind um den im Innern des Gebäudes angebrachten Lichthof gelagert. Die Corridore der verschiedenen Stockwerke, mit reichstem eisernem Gitterwerk versehen, sind sammt und sonders in dickem mattem Glas ausgeführt, dem man deswegen den Vorzug vor dem Marmor gegeben hat, weil es den Lichtschimmer durchdringen läßt.

Die marmornen Treppen werden natürlich fast gar nicht benutzt. Der Verkehr wird ausschließlich durch die hydraulischen Aufzüge, die Elevators, bewerkstelligt. Das Gebäude besitzt deren sechs, die Tag und Nacht unausgesetzt in Thätigkeit sind. In dem Hause befinden sich etwa 500 Geschäftsbureaus. Während der zehn Geschäftsstunden des Tages macht jeder der sechs Elevators alle fünf Minuten zwei Fahrten, also in der Stunde vierundzwanzig Fahrten. Während dieser Zeit befinden sich in jedem Zuge durchschnittlich, gering gerechnet, sechs Personen, so daß in den sechs Elevators in der Stunde

durchschnittlich wenigstens 800 Personen befördert werden, in den zehn Geschäftsstunden also gegen 8000. In den übrigen vierzehn Stunden werden wenigstens 4000 Personen befördert, so daß also in diesem einen Hause täglich wenigstens 12 000 Personen treppauf und treppab fahren. Meine Berechnung bleibt noch um 3000 Personen hinter der Zahl zurück, die mir in Minneapolis angegeben worden ist.

Im zwölften Stockwerk befindet sich ein großes Restaurant, und darüber, also im dreizehnten Stockwerk, eine Terrasse, die mit Kies belegt und mit reizenden Gartenanlagen, Mosaikbeeten u. s. w. geschmückt ist. Die Thürme, die wir von unten sehen, sind hier zu Kiosks verwerthet, die elektrisch beleuchtet werden, und in denen während der schönen Jahreszeit ein Instrumentalorchester allabendlich Concerte giebt.

Von dieser dreizehn Stock hoch gelegenen Terrasse aus hat man den schönsten Ausblick auf die beiden Städte. Man sieht zu seinen Füßen das sonderbar eindrucksvolle Gewimmel von menschlichen Behausungen, aus denen einige Kolossalbauten ganz unverhältnißmäßig renommistisch aufsteigen. Die riesige Größe der Mühlen, der majestätischen Geschäftspaläste und öffentlichen Gebäude, die zahlreichen Kirchen mit ihren spitzen Thürmchen, die freundlichen Villen der Begüterten machen in dieser schönen Landschaft mit ihren grünen Höhen, die zum Theil bebaut und in Gärten gewandelt sind, mit dem breiten Strome, der sich malerisch durch das Thal windet, einen großartigen und zugleich freundlichen und frischen Eindruck. Besonders tragen die vielen grünen Bäume in Park und Wald dazu bei, das Bild der werkeltäglichen Geschäftigkeit, des Hastens und Drängens aufzufrischen und zu beruhigen.

Von hier aus ist der verschiedenartige Charakter der einzelnen Theile der beiden Städte, die sich scharf von einander abheben, deutlich zu erkennen. In unserer nächsten Nähe zu unseren Füßen lärmt die Fabrik mit ihren Mühlen

und Elevators. Das Rasseln und Hämmern und Paffen dringt bis zu unserer Höhe herauf. Es ist die Arbeiterstadt in voller Thätigkeit, das betäubende fabrikstädtische Chaos. Der aus den Schloten aufwirbelnde Dampf ruft in der Sonnenbeleuchtung die merkwürdigsten Reflexe hervor und verhüllt von Zeit zu Zeit das interessante Panorama. Von dieser rauchigen geräuschvollen City abgesondert liegen in reizenden Gärtchen mit grünem Rasen, unter Bäumen versteckt, die hübschen Villen.

In der Ferne taucht St. Paul graufarbig auf, mit seinen Kolossalgebäuden die gewöhnlichen Gebäude, die sich hier hart aneinander drängen und für das Auge zu einer compacten Masse sich fügen, überragend. Hier haben die Begüterten sich meistens in den höhergelegenen Stadttheilen ihre freundlichen Wohnhäuser an den Hügeln des Mississippi in anmuthigster landschaftlicher Umgebung aufgebaut.

Während unserer Fahrt haben wir in den letzten Monaten soviel Skizzenhaftes gesehen, mit soviel Andeutungen fürlieb nehmen müssen, daß uns nun der Blick auf das schon Fertige, auf diese Ansammlung von Hunderttausenden in emsiger Thätigkeit, in erfolggekröntem Ringen und Erringen, besonders angenehm berührt. Hier handelt es sich in der That nicht mehr um rühmliche Bestrebungen, hier sind schon bedeutende Resultate zu verzeichnen.

„Flour City“, also etwa „Mehlheim“ oder auch „Mühlheim am Mississippi“, wird Minneapolis genannt. Dem Mehl und Holz, der Mühle verdankt Minneapolis sein schnelles Aufblühen, sein stetes Gedeihen. Die Stadt ist im Jahre 1854 begründet worden. 1860 zählte sie schon 5000 Einwohner, 1880 46 000, und 1890 wird ihre Einwohnerzahl auf rund 200 000 Seelen angegeben, vielleicht etwas sehr rund. 10 bis 15 Procent werden wir wohl, um dem Thatsächlichen nahe zu treten, abschreiben dürfen. Aber auf 20 000 Einwohner

mehr oder weniger kommt es hier ja wirklich nicht mehr an, und ob die Stadt im Jahre 1890 180 000 oder 200 000 Seelen zählte, hat für uns ja geringe Bedeutung.

Wie St. Paul ein Handelsplatz erster Ordnung, so ist Minneapolis unzweifelhaft eine Fabrikstadt erster Ordnung. Die Mühlen, unter denen die von Pillsbury und Washburn wohl obenan stehen, sollen in ihren Verhältnissen und in ihrer Leistungsfähigkeit alle anderen weit überragen; und wenn man diese kolossalen Gebäude sieht, so glaubt man's ohne weiteres. Im Jahre 1889 wurden 45 Millionen Bushels (das Bushel = 3524 Liter) Weizen eingeführt und 7 099 480 Barrels Mehl fabricirt (das Barrel = 196 Pfund), im Ganzen 33 489 Wagenladungen. Im Ganzen zählt Minneapolis 22 Dampfmahlmühlen. Die drei Pillsbury-Mühlen produciren allein täglich 10 800 Barrels. Minneapolis zählt ferner 20 große Sägemühlen, deren Leistungsfähigkeit insgesammt für das Jahr 1890 auf 400 Millionen Fuß Holz angegeben wird.

Der Reichthum der Fabrikstadt tritt uns nicht nur in den kolossalen Verhältnissen der industriellen Gebäude, sondern auch in der Großartigkeit und im Prunk der öffentlichen Bauten und Geschäftshäuser entgegen. Von dem größten Geschäftshause, dem Guaranty Loan Building, habe ich schon gesprochen. Der kolossale Bau ist mit einem Aufwande von 2 Millionen Dollars hergestellt worden. Dieselbe ungeheure Summe hat die Errichtung des Riesenhotels „West Hotel" verschlungen, und die Kosten für das noch im Bau begriffene Rathhaus und Präsidialgebäude, City Hall und Court House, mit dem die Leute von Minneapolis das prachtvolle, für gleiche Zwecke bestimmte Gebäude im benachbarten St. Paul, das für die Kleinigkeit von 1 014 000 Dollars hat aufgebaut werden können, beschämen wollen, sind sogar auf 2 500 000 Dollars veranschlagt worden.

Die buen retiros der wohlhabenden, oft steinreichen Fabrikanten und Kaufleute von Minneapolis und St. Paul sind in echt amerikanischem Villenstile gehalten, einer wunderlichen Vermengung aller möglichen Elemente, des Altfränkischen, Normannischen, Romanischen und Feudalen. Die meisten sind in kostbarstem Material ausgeführt und von Rasen mit Blumen umgeben. Sie liegen freundlich, ohne Vergitterung und Absperrung, an der Straße selbst, so daß diese Gärten der Privaten einen Theil des öffentlichen Verkehrsweges zu bilden scheinen. Die „residences“ in den beiden Zwillingsstädten machen einen ungemein vornehmen und eleganten Eindruck. Wenn man durch das „Thiergartenviertel“ dieser westlichen Städte fährt, so sieht man auf den Veranden vergnügte Menschenkinder sich schaukeln, die Damen in kostbarsten Toiletten der neuesten Pariser Mode. Alles macht den Eindruck der Gediegenheit, der gesunden Wohlfahrt und des Gedeihens.

Alle Einrichtungen zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Bewohner sind in den beiden Städten in hohem Maße entwickelt. Für die Feuerwehr giebt St. Paul allein jährlich 239 000 Dollars aus. Es sind 211 Feuerwehrleute angestellt, und 116 Pferde stehen für die schnellste Herbeischaffung der Löschapparate zur Verfügung. St. Paul zählt 45 öffentliche Schulen mit 467 Lehrern und 18 000 Schülern, 48 Privat- und Parochialschulen, 41 englische Meilen gepflasterte Straßen, 527 Meilen mit Holz belegte Fußstege, 41 Meilen asphaltirten und cementirten Bürgersteig, 123 Meilen Wasserleitung. In St. Paul erscheinen im Ganzen 69 periodische Zeitschriften, darunter 9 Tagesblätter und 40 Wochenblätter. Pferdebahn giebt es in St. Paul gar nicht. Die Kabelbahn hat eine Schienenlänge von 19, die elektrische Bahn von 85 englischen Meilen. Es laufen im Ganzen 360 Wagen. Die Kabelbahn von St. Paul nach

Minneapolis hat eine Gesammtlänge von 10 englischen Meilen. Für diese Strecke ist der außergewöhnliche Satz von 10 Cents angesetzt, während sonst überall, wie in ganz Amerika, so auch hier, jede Fahrt ohne Rücksicht auf die Entfernung 5 Cents kostet.

* * *

Seit der Begründung der beiden Städte wüthet zwischen ihnen bis auf den heutigen Tag ein Froschmäuslerkrieg, der oft den burleskesten Ausdruck annimmt. Die Leute von St. Paul und Minneapolis gönnen sich gegenseitig nicht das Weiße im Auge. Sie flunkern beide zu Gunsten ihrer und zum Nachtheil der Schwesterstadt, und wenn man die Wahrheit feststellen will, soweit sie sich eben feststellen läßt, so wird man wohl daran thun, über jedes einzelne Datum sowohl einen Bürger von St. Paul wie Minneapolis zu befragen. Wenn man dann das arithmetische Mittel nimmt, so hat man ungefähr das richtige Resultat erzielt.

St. Paul ist die etwas ältere Stadt und die ruhigere und bedächtigere. Die Leute von Minneapolis sagen daher spöttisch, wenn sie des Abends nach St. Paul hinüberfahren, sie wollten sich in ländlicher Ruhe erholen. Wie Tacoma von Seattle, so ist auch Minneapolis von St. Paul bedenklich unterschätzt worden. In früheren Zeiten verstand es sich ganz von selbst, daß St. Paul als die leitende Stadt des Nordwestens sich betrachtete. Allmählich aber hat es sich mit dem Gedanken befreunden müssen, daß es von dem prädominirenden Posten zurückzutreten und sich mit dem früher unterschätzten Rivalen in die Herrschaft zum mindesten zu theilen habe. An Einwohnerzahl hat Minneapolis St. Paul bereits weit überflügelt, wohl um 30 000 Seelen.

Die Leute von St. Paul geben zu, daß die feindlichen

Nachbarn eine größere Rührigkeit und Geschicklichkeit entwickelt haben als sie selbst, daß es den Bürgern von St. Paul zu bequem gemacht worden ist, daß sie lässig geworden sind und es sich haben genügen lassen, den Mund aufzusperren, bis ihnen die gebratenen Tauben hineinflögen. „Minneapolis", sagen sie, „ist in die Höhe gekommen, weil es die Leute in die Höhe getrieben haben. St. Paul ist gewachsen, weil es hat wachsen müssen."

In Minneapolis herrscht ein starker Gemeinsinn. Da tritt Einer für Alle ein. In St. Paul macht sich ein gewisser Particularismus und Egoismus breit. Wird in Minneapolis ein Bürger beleidigt, so schreit die ganze Commune auf; trifft aber einen Bürger von St. Paul irgend ein Ungemach, so sagen die Anderen: „Das geschieht ihm ganz recht, der hat's längst verdient!" In Minneapolis giebt es verhältnißmäßig wenig Deutsche, es ist vorwiegend skandinavisch. In St. Paul bildet den Haupttheil der Bevölkerung das deutsche Element. Minneapolis ist flach und eben, St. Paul liegt auf hügligem Boden. Minneapolis ist republikanisch, St. Paul demokratisch.

Am ergötzlichsten trat die Rivalität zwischen den beiden Städten bei der letzten Volkszählung hervor. Der „Census" ist das große Ereigniß in den Vereinigten Staaten, nach den Wahlen das größte. An der Zahl der Bevölkerung, an der mehr oder minder rapiden Zunahme wird die allgemeine Wohlfahrt der Stadt, der Umgebung, des Staates bemessen. Jede Stadt, jedes Städtchen, ja jedes Dorf ist also beflissen, bei dieser officiellen Volkszählung mit möglichst stolzen Zahlen aufzumarschiren. Leute, die sich der Zählung entziehen, giebt's hier nicht; man zählt sie lieber zweimal, damit man sicherlich Keinen vergißt. Denn ein bischen Schwindel läuft, wie überall, so auch bei diesem Census mit unter, manchmal sogar ein bischen viel.

Nun hatte man in St. Paul vor dem letzten Census schon längst davon munkeln hören, daß die Leute von Minneapolis sich die erträumten 200 000 Seelen herauszählen würden, und das Gerücht verbreitete in St. Paul eine gelinde Bestürzung; denn man sah ein, daß man es auch bei der breitesten Auffassung unmöglich auf diese Zahl bringen könne.

Und richtig, als die officiellen Zahlen veröffentlicht wurden, prunkte Minneapolis mit 212 000 Seelen, während es St. Paul bei aller Mühe kaum auf 180 000 hatte bringen können. Darüber erhob sich nun ein wahres Wuthgeheul in St. Paul. Die Volkszähler wurden Tag für Tag des Betrugs und Schwindels bezichtigt, und so nachdrücklich, so laut, daß schließlich die Unionsbehörden das Geschrei vernehmen und die Sache prüfen mußten. Die Volkszähler wurden sogar eine Zeit lang eingesperrt. Und es ergab sich in der That, daß sie sehr stark nach oben abgerundet hatten. Die 212 000 schmolzen auf 164 000 zusammen.

Das ließen sich natürlich die Leute von Minneapolis nicht gefallen. Sie wiesen nach, daß St. Paul ebenfalls geschwindelt habe. Man behauptete, daß in den Eisenbahnzügen, die in St. Paul gehalten, die Passagiere und das Fahrpersonal allesammt mitgezählt und als Bürger von St. Paul angegeben worden seien. Und auch St. Paul mußte sich in der That eine starke Herabminderung der angegebenen Zahl gefallen lassen und sich mit einer Einwohnerzahl von 132 000 begnügen.

Die reizende Naivetät der Amerikaner verrieth sich in den Aufsätzen, die damals in den Zeitungen erschienen. Das leitende Blatt von Minneapolis sagte ganz ruhig: „Was sind die Leute von St. Paul für Esel! Wenn sie nicht gestänkert hätten, so hätten wir jetzt zusammen 400 000 Einwohner, während wir es jetzt noch nicht einmal auf 300 000

haben bringen können. Die Leute von St. Paul discreditiren unser Land, sie sind unpatriotisch, erbärmliche Kleinigkeitskrämer, Philister. Beim nächsten Census sehen wir uns wieder!"

Eine Zeit lang herrschte in Minneapolis eine solche Wuth gegen die Leute von St. Paul, daß es für einen der bekannten Bürger von St. Paul wirklich nicht unbedenklich war, die freundnachbarliche Stadt zu besuchen. Inzwischen haben sich natürlich die Wasser wieder verlaufen, aber die Rivalität zwischen den beiden Städten bleibt bestehen; und wenn sie auch viel Kindisches und Burleskes aufweist, so hat sie auch sehr segensreiche Folgen, und von der gegenseitigen Anstachelung haben schließlich Beide Nutzen gezogen.

Der Gegensatz zwischen den beiden Städten gewinnt auch auf den Landkarten einen drolligen Ausdruck. Kauft man eine Karte von Minnesota in St. Paul, so findet man dort St. Paul in ganz großen Buchstaben, Minneapolis in ganz kleinen. Kauft man aber dieselbe Karte in Minneapolis, so springt Einem der Name dieser Stadt in den größten Buchstaben entgegen, wogegen der Name von St. Paul in bescheidenster Schrift ganz verschwindet.

Es herrscht hierzulande überhaupt eine gewisse Freiheit in den kartographischen Auffassungen. Die beiden Städte haben allerdings eine ungefähr centrale Lage, wenn man nämlich die Linie vom Norden nach dem Süden des amerikanischen Festlandes über die Grenze der Vereinigten Staaten hinaus bis zur Nordgrenze von Canada verlängert und es mit der Halbirung der Linie vom Osten nach dem Westen nicht ganz genau nimmt. Denn die beiden Städte liegen etwa zwölf Grad der Ostküste näher als der Westküste. Aber immerhin war es keine phantastische Redeblüthe, sondern hatte seine thatsächliche Begründung, wenn der berühmte amerikanische Staatsmann William Henry Seward, der unter Lincoln

bekanntlich Staatssekretär war, im Jahre 1860 in St. Paul die Worte sprach: „Ich befinde mich zum ersten Mal auf dem Hochlande im Centrum des nordamerikanischen Continents, in gleich weiter Entfernung von den Gewässern der Hudson-Bay und des Golfes von Mexico, vom Atlantischen Ocean und vom Stillen Meere, in dem die Sonne untergeht."

Diese Worte Sewards sind nun von den Specialkartographen von St. Paul ganz wörtlich und zum Maßstabe ihrer Karten genommen, und die Schrift, welche alljährlich die statistischen Angaben über den Stand der Bevölkerung u. s. w. veröffentlicht, enthält auf der ersten Seite eine Karte in der Gestalt einer Hemisphäre, in die Nordamerika ganz genau eingezeichnet ist; und genau im Centrum, mit dem Zirkel abgemessen, dieses geographisch etwas frei behandelten Nordamerika liegt ganz groß St. Paul. Die Geschichte des braven Magyaren, der einen Globus von Ungarn verlangte, ist hier in's Amerikanische übersetzt und bildlich verwirklicht worden.

St. Paul ist einfach in den Mittelpunkt gerückt, und um diesen Mittelpunkt herum ist das Uebrige sinnreich gruppirt. Es erinnert an den vorzüglichen Schützen, der in seinem Zimmer eine ganze Reihe von Scheiben aufgehängt hatte, allesammt mit dem Schuß mitten in's Schwarze, und der in einer Anwandlung von Freimuth einem Bekannten, der ihm wegen seiner virtuosen Schießfertigkeit Complimente machte, zur Antwort gab: „Ja, ich darf für mein Alter mit meinem Auge und meiner Hand ganz zufrieden sein. Aber wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll: der Sicherheit halber schieße ich immer erst und mache dann die Scheibe herum."

VIII. Wisconsin, Illinois und Staat New York.

1. In Wisconsin. Milwaukee.

Der anheimelnde Charakter der Stadt. — Deutschthum. — Die Bauart. — Die freundlichen Villenviertel. — Am Michigan-See. — Die wichtigsten Industrien. — Die Pabst'sche Brauerei. — Deutsche Vereine und Kneipen. — Die militärischen Faulenzer.

Es giebt wohl keine amerikanische Stadt, in der sich der von drüben kommende Deutsche so heimatlich angeweht, so gemüthlich und behaglich fühlt wie in dem schönen und freundlichen Milwaukee am Michigan-See. Die Lage der Stadt ist reizend. Wasser und Wald ringsumher bieten die Gelegenheit zu den verlockendsten Ausflügen, und in der Stadt selbst haben wir den hellsten Abglanz des heimatlichen Lebens in der Gemüthlichkeit der deutschen Familie und der deutschen Kneipe.

Nach amerikanischen Begriffen gehört Milwaukee schon zu den älteren Städten, obgleich es ebenfalls erst in den beiden letzten Jahrzehnten zu seiner großen Bedeutung gelangt ist. Es zählt etwa 220 bis 225 000 Einwohner, gehört also überhaupt zu den volkreichsten Städten der Vereinigten Staaten. Die Hälfte der Einwohner, über 100 000, sind Deutsche. Wenn man durch die Straßen geht, sieht man eigentlich nur deutsche Namen an den Läden. Auch die Schilder der verschiedenen Geschäfte sind meistens in englischer und in deutscher Sprache abgefaßt und im Gegensatze zu der bei uns für

Ladenschilder doch allgemein angewandten lateinischen Schrift in deutscher Fraktur. Es berührt eigenthümlich, wenn man da liest: „Vorkost-Handlung“ oder „Täglich frische Wurst“. Auf der Straße hört man auch mehr deutsch als englisch sprechen; und zur Charakterisirung des deutschen Uebergewichts in dieser Stadt wird behauptet, daß im Schaufenster eines der größten Läden die Aufschrift angebracht sei: „English spoken here.“ Die herumspielenden Kinder sprechen deutsch. In den elektrischen und Pferdebahnen hört man fast nur deutsch sprechen. Der Conducteur ist ein Deutscher.

Auch äußerlich hat sich Milwaukee im vollen Amerikanerthum seinen besondern deutschen Charakter bewahrt, obgleich auch hier in der Anlage der Straßen und der Bauart der Häuser das amerikanische Wesen stark hervortritt. Das Material aber, aus dem hier die Häuser gebaut werden, unterscheidet sich von dem in den übrigen Städten zur Anwendung kommenden sehr erheblich. Während sonst in Amerika die massiven Bauten vorwiegend in tiefrothem Ziegelstein ausgeführt werden und auch für die Wohnhäuser, die zum großen Theile Holzhäuser sind, der Anstrich in Ochsenblutroth, tiefem Schiefergrau und dunklem Grün der beliebteste ist, wodurch all diese Städte eine dunkelfarbige Wirkung hervorrufen, sind hier die meisten größeren Gebäude aus ganz hellem, gelblich weißem Ziegelstein, der den Straßen einen viel lichteren und freudigeren Anstrich giebt. Dazu kommt noch, daß die stattlichen Häuser sich meistens innerhalb der Verhältnisse unserer großen europäischen Gebäude halten, und daß die specifisch amerikanischen riesenbaulichen Ungeheuer, die in New York und Chicago zuerst aufgeführt und von da ihre Nachahmung in allen aufstrebenden jüngeren Städten gefunden haben, hier noch zu den seltensten Ausnahmen gehören.

Wegen dieser Hellfarbigkeit der Häuser wird Milwaukee die „Cream City“ genannt. Der Name „Milch“ paßt aber

recht wenig auf den Charakter der Stadt. Das bezeichnende Getränk ist hier vielmehr das Bier. Milwaukee ist das München der Vereinigten Staaten. Wir finden hier dieselbe freundliche Vereinigung von Bier und Kunst wie in der Hauptstadt Bayerns. Die Hauptindustrie Milwaukees ist neben dem großartigen Maschinenbau, als dessen Hauptvertreter die Firma Edward P. Allis & Co. zu nennen ist, und der Schlächterei die Brauerei. Es ist der große Bierkeller des Westens, der die ganzen Vereinigten Staaten bis nach Mexico hinab mit Bier versorgt. Die Brauereien sind ausschließlich in deutschen Händen. Die größten sind die von Pabst, Schlitz und Baltz. Die Pabst'sche Brauerei hat in ihrem Umfange und ihrer Leistungskraft nur einen Rivalen in den Vereinigten Staaten und in der Welt: Annhäuser Busch in St. Louis.

Das Bezeichnende für Milwaukee ist das Grün der Bäume und der Anlagen, die hier in einer Ueppigkeit und Schönheit wie kaum in einer andern Stadt der Neuen Welt zu finden sind. Auch in den Geschäftsvierteln sieht man hier mehr Bäume als irgendwo. Und sobald man sich aus diesen hinaus in die weithingestreckt die ganze Stadt umlagernden Viertel mit den Privathäusern begiebt, glaubt man in einem großen Parke zu sein.

Die schönen Viertel von Milwaukee haben mit dem Thiergartenviertel in Berlin die stärkste Aehnlichkeit. Sie sind aber bei aller Kostbarkeit der Villen doch viel ländlicher und machen viel weniger den Eindruck der Großstadt. Eigentliche Straßen, in denen sich Haus an Haus reiht, wie das ja im Berliner Thiergarten zum großen Theil der Fall ist, wo oft nur das von der Bauordnung verlangte spärliche Vorgärtchen den Villencharakter heuchlerisch markirt, findet man hier gar nicht. Der von den Verkehrswegen aus sichtbare natürliche Schmuck der Häuser beschränkt sich nicht auf

den mit Beeten und spärlichen Bäumchen geschmückten Vorraum. Die Villen, unter denen einige von seltener Pracht und Schönheit sind, stehen allesammt vereinzelt in großen parkartigen Gärten, umschattet von alten kräftigen Bäumen und, was besonders reizend aussieht, alle auf erhöhtem Boden, der mit saftig grünem Rasenteppich belegt zum Verkehrswege herabführt. Kein neidisches Gitter erschwert dem Vorübergehenden den Blick auf die sanft aufsteigende Höhe, auf der sich das Wohnhaus erhebt.

Die prächtigsten Straßen dieser Art sind die Grand Avenue, die Mason Street, die Caß Street und die dem See nahegelegene Prospect Avenue. Sie alle sind ungefähr gleichmäßig in der eben geschilderten Weise angelegt: in der Mitte ein breiter Fahrweg, von herrlichen alten Bäumen an beiden Seiten eingefaßt, daneben schöne und breite Fußwege, an diese sich anlehnend sanfte Erhebungen, ganz mit Rasen bedeckt, oben geebnet, und darauf das Haus, von wundervollen Gärten umgeben und von alten Bäumen beschattet.

Sicherlich giebt es sehr wenige Straßen in irgend einer Stadt der Welt, die an Lieblichkeit und zugleich an Reichthum und Pracht der Grand Avenue und der Prospect Avenue von Milwaukee an die Seite zu stellen wären.

Die mit diesen vornehmsten Straßen parallel laufenden und dieselben rechtwinklig durchschneidenden sind in demselben Charakter gehalten und unterscheiden sich von den Hauptverkehrsadern nur wenig. Die sauberen Anlagen, die Rasen und die Kieswege, Alles das ist mit holländischer Sauberkeit gepflegt. Auffallend ist der Mangel an bunten Blumen. Das einheitliche Grün des Rasens, der Sträucher, der Bäume wird nur selten durch buntfarbige Beete unterbrochen.

Einige der großartigsten dieser palastartigen Villen sind im Besitze unserer Landsleute. Aber auch die begüterten und zum Theil steinreichen Deutschen von Milwaukee haben nicht

daran gedacht, die Bauart der alten Heimat nach ihrer neuen zu verpflanzen. In der Architektur herrscht vielmehr der Amerikanismus in unangefochtenster Willkür, der sich die Grundzüge des englischen sogenannten Queen Anne-Stils angeeignet hat, aber mit äußerster Freiheit und unter Benutzung aller anderen Stilarten behandelt.

Wenn man auf die Stadt hinabblickt — und dazu bietet der hohe Thurm der Pabst'schen Brauerei den günstigsten Aussichtspunkt —, so sieht man sie thatsächlich zunächst vor lauter Bäumen nicht. Es ist ein entzückendes Bild, all' diese reizenden, originellen, kostbaren Häuser in diesem Walde, der sich so weit erstreckt, wie das Auge blickt. Und in unserer unmittelbarsten Umgebung, da, wo die Bäume spärlicher werden und der aufwirbelnde Dampf die rastlose Arbeit des Menschen verkündet, leuchten die hellen Steinbauten, wogt die Menschenwelle auf den Straßen, rollen die großen Wagen auf den Schienen und die schwerbeladenen, von starken Pferden gezogenen Lastkarren . . .

Das malerisch erfreulichste Schauspiel bieten die dem Michigan-See nahegelegenen Viertel. Der große See mit der weiten, grünen, in violetten Reflexen schimmernden Wasserfläche wirkt wie der friedliche Ocean. Die Uferstraßen sind musterhaft gehalten und mit einem Sinn für das ästhetisch Wohlgefällige angelegt, der in diesem Lande auf das Angenehmste überrascht. Auch die großen Gebäude der Bahn, deren Architektur an sich nicht ohne Weiteres als geschmackvoll zu bezeichnen ist, wirken hier in dieser Umrahmung, in ihrem kräftigen Ziegelroth sehr erfreulich. Der mächtige Wasserthurm in schönen Linien und guten Verhältnissen, die Standbilder, mit denen die Anlagen am See geschmückt sind — darunter das Monument des Trappers Juneau, der, mit der Rechten den obern Lauf der Flinte umspannend, dem Meere abgewandt, auf die freundliche und große von ihm

gegründete Stadt blickt —, die Spazierwege mit den bequemen Bänken, die kräftigen gesunden alten Bäume, das volle Grün, das den Boden bedeckt und sich an den rothen Thürmen der Villen aufrankt, die sanften Erhebungen und wellenförmigen Höhen am Ufer, die vorgebauten Dämme, die größeren und kleinen Fahrzeuge auf dem stillen Wasserspiegel — Alles das vereinigt sich hier zu einem der reizvollsten Städtebilder, die man sich nur denken kann.

Aber auch das Innere der Stadt mit den zahlreichen Brücken, die allerorten den Fluß überspannen, und von denen aus man den Fernblick auf den sich in grauen Nebel verlierenden Michigan-See hat — diese Stadt mit dem fröhlichen Treiben des voll pulsirenden geschäftlichen Lebens bietet des Sehenswerthen und Interessanten gar mancherlei.

Nahezu alle wichtigen Industrien sind in Milwaukee vertreten. Nach dem Ausweise von 1888 beschäftigte die Stadt in 1997 gewerblichen Anlagen 46 707 Menschen. Obenan steht das Bier: 8 Brauereien mit 2200 Arbeitern und einem Jahresproduct im Betrage von 10 425 600 Dollars. An Wichtigkeit kommt diesem am nächsten die Schlächterei mit 10 Millionen Dollars, und diesen beiden Hauptindustrien schließen sich an die Getreide- und Holzmühlen, die Maschinenbaustätten, die Gießereien und Walzwerke, die Leder- und Tuchfabriken mit einem Jahresproduct im Betrage von je 5 bis $5\frac{1}{2}$ Millionen.

* * *

Es verlohnt wohl der Mühe, eine dieser Riesenbrauereien zu besichtigen. Die größte ist gegenwärtig die des Kapitän Pabst. Der Titel „Kapitän", den der Besitzer führt, ist nicht mit dem nicht immer ganz waschechten amerikanischen „captain" zu verwechseln. Pabst ist ein alter Seemann, ein richtiger Schiffskapitän.

Seine Brauerei nimmt mit Allem, was dazu gehört, ein ganzes Stadtviertel ein. Die Gebäude mit dem Malzhaus, dem Getreidespeicher, in dem eine Million Bushels Gerste und Malz untergebracht werden können, u. s. w. bedecken einen Flächenraum von $1^1/_2$ Millionen Quadratfuß. Bei den Zahlen, die dem Besucher der Brauerei von den gefälligen Führern mitgetheilt werden, wird dem Laien ganz schwindlig. Man denke sich nur, daß allein die Röhren, die für verschiedene Zwecke durch die sämmtlichen Räume der Brauerei geleitet sind, eine Gesammtlänge von 85 englischen Meilen haben! Die 27 Dampfkessel verbrauchen jährlich 30 000 Tonnen Kohlen. Die Hauptdampfmaschine allein hat 7000 Pferdekraft. Der isolirt stehende Hauptschornstein hat eine Höhe von 250 Fuß. Die sieben Kühlmaschinen bringen eine Kälte hervor, die täglich dem Aequivalent von 700 Tonnen Eis entspricht. Eine derselben erzeugt allein eine Kälte von 300 Tonnen Eis täglich. Die sämmtlichen Gebäude und Keller sind natürlich elektrisch beleuchtet.

Die im Jahre 1844 gegründete Brauerei, die damals 200 bis 300 Barrels Bier producirte, berühmt sich, zur Zeit mit einer jährlichen „capacity“ von $1^1/_2$ Millionen Barrels die größte Brauerei der Welt zu sein. Unter „Capacity“ ist zu verstehen, daß die Brauerei mit ihren Brauhaus- und Kellereinrichtungen bei vollem Betrieb das Quantum von $1^1/_2$ Millionen Barrels Bier herzustellen im Stande ist. Seit meinem Aufenthalt in Milwaukee hat sich aber das Etablissement noch erheblich vergrößert. Das amerikanische Barrel ist etwas mehr als ein Hektoliter, genau 117,3 Liter.

Die kolossale Bedeutung der Pabst'schen Brauerei springt vor Allem in die Augen, wenn man die wirkliche Jahresproduction und den wirklichen Jahresverkauf den entsprechenden Ziffern der anderen größten amerikanischen und unserer größten deutschen Brauereien gegenüberstellt. Im Jahre 1891

producirte die Pabst'sche Brauerei 804 548 Barrels Bier. Die wirklichen Verkäufe beliefen sich auf 790 290 Barrels, die von Annhäuser Busch in St. Louis auf 602 078 und die von Joseph Schlitz in Milwaukee auf 547 196 Barrels. Die Pabst'sche Brauerei weist demnach für das Jahr 1891 einen Mehrverkauf von über 188 000 Barrels gegen Annhäuser Busch und von 243 000 Barrels gegen Schlitz auf. Sie überbietet unsere größte deutsche Brauerei beinahe um das Doppelte.

Im Sudjahre 1890 bis 1891 producirten die fünf größten Münchener Brauereien: Gabriel Sedlmayr (Spatenbräu) 466 976 Hektoliter, Löwenbräu 462 626 Hektoliter, Augustiner Bräu 283 030 Hektoliter und Pschorr 200 700 Hektoliter. In demselben Betriebsjahre producirten die drei größten Berliner Brauereien: Schultheiß 227 779 Hektoliter, Böhmisches Brauhaus 195 225 Hektoliter, Patzenhofer 156 979 Hektoliter.

Uebrigens läßt sich die Brauindustrie in den Vereinigten Staaten mit unseren Verhältnissen nicht wohl vergleichen. Im Deutschen Reich ist dieser Gewerbszweig noch immer ausgedehnter als in Amerika. Aber bei uns sind die Brauereien sehr viel vertheilter. Jede Stadt, ja, man darf beinahe sagen, jedes größere deutsche Dorf hat seine Brauerei. In Amerika dagegen wird das Bier von einer verhältnißmäßig geringen Anzahl Großindustrieller gebraut, und unter diesen nimmt, wie schon bemerkt, mit Annhäuser Busch in St. Louis Pabst in Milwaukee unbedingt die erste Stelle ein.

Die Brauerei verbraucht jährlich über 19 Millionen Flaschen und 20 Millionen Korken. 2 Millionen Versandtfässer verschiedener Größe sind in stetem Gebrauch. Zum Versandt des Bieres hat die Brauerei 600 eigene mit Kühlvorrichtung versehene Eisenbahnfrachtwagen.

In Milwaukee selbst werden von der Pabst'schen Brauerei gegen 1500 Personen beschäftigt, 75 Wagen und 150 Pferde

gehalten. Die Zweigniederlagen, deren es in allen bedeutenden Städten der Vereinigten Staaten giebt, sind darin nicht mit inbegriffen.

Alle Arten von Bier werden producirt, das ziemlich leichte wohlschmeckende Lagerbier vom Faß, die kräftigeren Sorten, die nach dem Recepte der Münchener Biere fabricirt werden und nur in Flaschen zum Versandt kommen, und endlich die Biere nach Pilsener Art, sehr hell, mit einem angenehmen, leicht bittern Geschmack. Außerdem wird auch ein dickflüssiges, süßliches, sehr stark malzhaltiges Getränk, ähnlich unserm Malzextract, hier gebraut, dem natürlich eine wunderbare Heilkraft nachgerühmt wird.

Auf Publicität verstehen sich die Amerikaner denn doch noch ein bischen besser als unsere Fabrikanten von Gesundheitsgetränken. Auch die Pabst'sche Brauerei hat, um den Betrieb möglichst wirksam zu machen, ein eigenes Publicitätsbureau, in dem so und soviel Künstler, Buchhalter und Packer beschäftigt sind. Sehr geschmackvolle und sauber ausgestattete Kunstblätter, werthvolle Albums mit schönen Lichtdrucken, nebenbei aber auch allerhand kleine Schnurrpfeifereien, wie Cigarrentaschen, Feuerzeuge, Notizbücher mit Pergamenttafeln, Kalender u. s. w. werden hier in freigebigster Weise mit „Compliments of Pabst Brewing Company“ an Kunden und solche, die es werden sollen, vertheilt.

* * *

Milwaukee ist die feste Hochburg des Deutschthums in den Vereinigten Staaten. Es hat seine Turnvereine, seine Gesangvereine, es hat auch das beste deutsche Theater, eine Kunstschule, an deren Spitze ein deutscher Maler, Otto von Ernst, steht. Es hat auch seine charakteristischen deutschen Wirthschaften. Ganz nach dem Muster unserer Bierpaläste

ist die Schlitz'sche Bierstube in höchster Eleganz eingerichtet. Es hat auch seine gemüthliche deutsche Künstlerkneipe mit lustigen und ernsten Frescogemälden und deutschen Sinnsprüchen auf weißgetünchter Wand, mit Holztäfelung, eichenen Tischen und Stühlen und Steinkrügen. Wenn man in der gemüthlichen, vom Tabaksqualm angenehm durchzogenen Künstlerbude mit echt deutschen Künstlern zusammensitzt und schwatzt, glaubt man eher in der Allotria in München oder im Düsseldorfer Malkasten als in einer Wirthschaft am Michigan-See zu sein.

Einige der hübschesten Bilder, welche die Wände des deutschen Künstlerheims in Milwaukee zieren, rühren von dem vortrefflichen Münchener Maler Lohr her, der seit einer langen Reihe von Jahren den Schauplatz seiner künstlerischen Wirksamkeit nach der Neuen Welt verlegt hat. Mit feinem künstlerischem Auge hat er das Typische und Charakteristische der Erscheinungen und der landschaftlichen Eigenthümlichkeiten der Neuen Welt erfaßt. In Mexico sah ich einige vorzügliche Darstellungen dieses Künstlers: Chapultepec im Sonnenuntergang, Indianerniederlassungen u. s. w.

Von der schönen natürlichen Lage Milwaukees ziehen die Veteranen des letzten Krieges vielleicht die größten Vortheile. Das Invalidenhaus ist ein in einem wundervollen Park gelegener Palast. In unseren europäischen Militärstaaten werden die Soldaten im Vergleich zu dem soldatenfeindlichen Amerika ganz unverhältnißmäßig schlecht behandelt. Es macht auf uns einen ganz sonderbaren Eindruck, wenn wir sehen, wie die freien Bürger der Vereinigten Staaten ihre paar Soldaten verhätscheln, welche Prachtwohnungen sie ihnen anweisen, wieviel sie für deren Vergnügen und Comfort thun. Und die Dankbarkeit, die sie ihren Soldaten für geleistete Dienste bezeugen, nimmt Verhältnisse an, die nach unseren europäischen Begriffen als übertrieben angesehen werden müssen.

Die Pensionen, die die Regierung den Soldaten aus dem Sklavenbefreiungskriege gezahlt hat und noch zahlt, haben Unsummen verschlungen und belasten jetzt noch schwer das Budget. Diese Ruhegehälter sind im Vergleich zu den von europäischen Staaten gezahlten unvernünftig hoch. Sie gehen weit über den Zweck hinaus, denen, die sich für das Vaterland in Wahrheit verdient gemacht haben, ein Alter der Entbehrung zu ersparen. Sie züchten geradezu die Müßiggänger.

Im Soldatenheim, „Soldier's Home", zu Milwaukee finden nicht blos Verwundete oder Erwerbsunfähige, sondern überhaupt alle ausgedienten Soldaten, die nach Ablauf ihrer Dienstzeit keine Lust mehr haben, weiter mitzumachen, unter den denkbar günstigsten Bedingungen Unterkommen und sehr gute Verpflegung bis an das Ende ihrer Tage. Sie wohnen in einem wahren Palaste, der in einem wundervollen alten Parke gelegen ist. Sie werden anständig gekleidet, reichlich mit Wäsche u. s. w. versorgt, haben die schönsten Badezimmer, bekommen gutes Essen und Trinken und brauchen sich nicht einmal dafür zu bedanken; sie haben einfach Anspruch darauf. Sie brauchen nicht das Geringste zu thun, und sie machen von dieser Erlaubniß gewöhnlich den umfassendsten Gebrauch und stehlen dem lieben Herrgott den Tag in unverantwortlicher Weise ab. In Schaaren sieht man sie in langsamstem Tempo unter den schattigen Bäumen bummeln, auf den Bänken sitzen, ihre Pfeifen schmauchend oder Tabak kauend, die Hände in den Hosentaschen, von Zeit zu Zeit nach dem Himmel ausschauend, ob es wohl regnen wird oder nicht. Das ist ihre einzige ernsthafte Sorge. Für jede Handleistung werden sie noch besonders bezahlt.

Die Zahl derer, die wir Invaliden oder Veteranen nennen, ist eine verhältnißmäßig geringe. Sehr viele, denen ich begegnet bin, standen in den besten Lebensjahren und

waren von rüstigster Körperbeschaffenheit. Viele von ihnen beziehen noch außerdem die sehr hohen Pensionen, die unmittelbar nach dem Kriege in überwallender Hochherzigkeit den tapferen Kämpfern bewilligt worden sind. Das waren damals zum Theil noch ganz junge Leute, und da seitdem etwa fünfundzwanzig Jahre vergangen sind, so sind sie auch heute noch keine Greise, vielmehr zum größten Theil in einem Lebensalter, in dem jeder andere Bürger eines Staates als erwerbsfähig betrachtet wird. Die braven Bundessoldaten ruhen aber seitdem beständig auf ihren Lorbeeren aus und gefallen sich wohl in ihrem rühmlichen Lebensberuf: Müßiggang auf Kosten der Allgemeinheit.

2. In Illinois. Chicago.

Das größte Städtewunder. — Unheimliche Leistungen. — Der echteste Ausdruck des Amerikanismus im guten und schlechten Sinne. — Die hohen Häuser. — Die Weltstadt der Zukunft. — Das Auditorium. — Die Meldescheibe. — Das Auditorium-Theater. — Eine Vorstellung mit dreitausend Kindern. — Das Wohnviertel. — Schöne Villen und Gärten. — Der Lincoln-Park. — Gelegentliche Bemerkungen über die specifisch amerikanische Bühnenkunst niedriger Gattung: eigenthümliche Behandlung des Chors, Vereinigung von Musik und Tanz, Hampelmänner und Clownscherze.

Chicago, das größte Städtewunder der Neuen Welt, die amerikanischste aller Menschenanhäufungen und Beherbergungen eingehender zu schildern, ist mir leider nicht gegönnt. Zufälligkeiten veranlaßten mich, meinen dortigen Aufenthalt sehr erheblich abzukürzen, und ich mußte mir schon nach oberflächlichster Bekanntschaft sagen, daß ich mehr Wochen als mir Tage blieben, darauf hätte verwenden müssen, um die Stadt und ihre Eigenthümlichkeiten so genau kennen zu lernen, daß ich allenfalls ein bescheidenes Wort darüber mitreden dürfte. Ich ließ es also dabei bewenden, das Große und Ganze ein-

fach auf mich wirken zu lassen, ohne auch nur den Versuch zu machen, dem Einzelnen näher auf den Leib zu rücken. Chicago wird ja nun überdies in naher Zeit gelegentlich der Weltausstellung von anderer Seite so oft und so eingehend besprochen werden, daß ich mich über diese Lücke in meiner Schilderung kaum zu grämen habe.

Das neueste illustrirte Werk, das die Geschichte der Bauten, der Entwicklung, des Handels und der Industrie von Chicago erzählt, beginnt mit dem Satze, daß in den Märchen von Tausend und eine Nacht kein Wunder, keine Unwahrscheinlichkeit zu finden sei, die sich mit der Wirklichkeit Chicagos vergleichen ließe. Das ist keine Uebertreibung. Chicago ist einfach unglaublich! Mit diesem einen Satze ist Alles gesagt.

Wenn man diese riesige Stadt durchfährt, zu diesen Steinkolossen aufstarrt, diese ungeheuren industriellen Anlagen, diese Schlachthäuser und Mühlen, diese Maschinenfabriken und Gießereien sieht, in den großartigen Parks und Boulevards am See sich ergeht, und sich dann vergegenwärtigt, daß sich vor etwa fünfzig Jahren überhaupt die ersten Weißen hier angesiedelt haben, daß von alledem, was wir hier sehen, vor noch nicht zwanzig Jahren, als die schreckliche Feuersbrunst das damals schon bedeutende Chicago vollständig in Asche legte, so gut wie nichts vorhanden gewesen ist, dann drängt sich uns unwillkürlich der Ausruf über die Lippen: „Es ist unmöglich!"

Aber das Unmögliche ist die vollste Wahrheit, und das Wunder ist geschehen.

An die in Sonnenglanz und Farbenpracht getauchten Wunder der orientalischen Märchen denken wir freilich nicht. Chicago ist die Negation aller Poesie. Es ist grandios, ja unheimlich als äußerster Ausdruck menschlicher Thatkraft und menschlichen Unternehmungsgeistes, aber in seiner nieder-

drückenden Großartigkeit doch zugleich kolossal nüchtern. Sinnreich, zweckmäßig, praktisch, bequem ist Alles. Allüberall, wohin wir unsern Blick richten, bietet sich uns Staunenswerthes dar. Nach Schönem, Behaglichem, Herzerfreuendem wird man sich jedoch vergeblich umsehen.

Chicago flößt Respect ein, aber es gehört wohl eine besondere Veranlagung dazu, um es lieb zu gewinnen.

Auch die Bürger der Vereinigten Staaten, die sich ihrer Thaten mit berechtigtem Stolze berühmen und, wenn sie auf das Wachsthum und Gedeihen Chicagos zu sprechen kommen, mit den Ausdrücken der äußersten Bewunderung nicht geizen, sind dem Ungeheuer am Michigan-See im Allgemeinen eigentlich nicht grün gesinnt. Sprechen sie von New York, Washington, San Francisco, so finden sie des Rühmens und Lobens kein Ende. Chicago aber kommt ihnen selbst nicht ganz geheuer vor, und man merkt ihren Aeußerungen der bewundernsten Anerkennung über die schier unglaublichen Leistungen dieser Stadt doch deutlich an, daß da irgend etwas nicht ganz stimmt, daß ihnen Chicago im Grunde des Wesens nicht recht sympathisch ist.

So wichtig das Wachsthum der Stadt auch für das Gedeihen des ganzen Landes ist, sie nimmt, wie die Kolossalgebäude ihren eigenen Straßen, den anderen Städten doch zuviel Luft und Licht weg. Man kann sich keinen Illusionen darüber hingeben, daß diese ungeheure Stadt durch die unberechenbaren Vorzüge ihrer centralen Lage und ihre günstige Verbindung mit allen Theilen des Landes in absehbarer Zeit auch die einzige Rivalin, die sich zur Zeit noch in ihrer Machtüberlegenheit behauptet, überflügeln muß: das stolze New York, dem bei dem gewaltsamen Aufstieg schließlich doch der Athem ausgehen, und das mit dem unermüdlichen Chicago auf die Dauer wohl schwerlich gleichen Schritt wird halten können.

New York wird freilich immer der größte Hafen der Vereinigten Staaten bleiben; die Polypenarme Chicagos aber können sich nach allen Windrichtungen hin ausstrecken, und immer weiter greift das Monstrum um sich, immer umfassender wird sein Einfluß auf das ganze unermeßliche Binnenland. Es reißt den ganzen Großhandel mit allen Producten der Industrie immer mehr an sich. Die Schweinemetzgerei ist schon längst nicht mehr der allein wichtige, sie ist jetzt nur noch einer der wichtigsten Factoren der Bedeutung Chicagos. Die Getreide Dakotas, die Erze Montanas, die Kohlen und Nutzhölzer Washingtons und Oregons, Alles strebt auf dieses Chicago los. Und neben dem Handel gewinnt hier die Industrie, man kann beinahe sagen: von Tag zu Tag, eine immer bedeutendere Wichtigkeit. Es giebt jetzt thatsächlich kaum noch einen einzigen Gewerbszweig, der in Chicago nicht mächtige Fabriken beschäftigte.

Chicago ist der Ausdruck des Amerikanismus in seiner bewundernswertheften Kraft und seiner wildesten Ausschreitung. Es hat wirklich etwas Schreckhaftes. Wenn Amerika selbst schon das Land der Superlative ist, so ist Chicago der Superlativ Amerikas. Das Riesenmaß seines Leibes ragt weit über Menschliches hinaus. Die kolossalen Häusermegatherien, die in anderen Städten noch als Ausnahmen angestaunt werden, bilden hier schon die Regel. Was dort absonderlich und auffallend wirkt, ist hier bereits das Normale.

So breit die Straßen auch angelegt sind — durch die entsetzlichen Steinkolosse, die man da errichtet hat, hat man es doch fertig gebracht, Luft und Licht möglichst abzusperren und die Verkehrswege zu verdunkeln. Hier haben wir schon die „Blockhäuser" des neuesten amerikanischen Stils in ungezählter Menge. Ich meine damit die Gebäude, die einen ganzen Block, ein ganzes Straßenquadrat, einnehmen. Da nun das gebrannte Kind bekanntlich das Feuer scheut, sehen

wir überall in nicht sehr reizvoller Weise die sichtbaren Erretter aus möglicher, ja wahrscheinlicher Gefahr: die eisernen Treppen, die außerhalb der Mauern von Stock zu Stock angebracht sind und von schwindelnder Höhe herabführen. Mit Staunen und mit Grauen durchwandert man die Geschäftsviertel dieser Stadt.

„Wohin soll das führen?" fragt man sich unwillkürlich und unablässig. Himmelstürmer haben selten Glück, und auch dem menschlichen Witz ist eine Schranke gezogen.

In einem seiner bedeutenden Romane: „Au bonheur des Dames", schildert Zola, wie das gefräßige Ungeheuer der Großindustrie den kleinen Mann, den rechtschaffenen Handwerker, der mit seinen paar Gesellen und seiner Hände Arbeit recht und schlecht sein tägliches Brod verdient, unbarmherzig verschlingt, wie alle Tüchtigkeit des Geringen von der rohen Massenproduction der Fabrik erbarmungslos niedergetrampelt wird. An diese traurig wahre Geschichte muß man, wenn man Chicago durchwandert, beständig denken.

Ueberall die unwiderstehliche Gewalt des Großen, des Ungeheuren. Häuser von acht bis zehn Stock sind hier schon das Gewöhnliche. Jetzt werden bereits Häuser von zwölf bis sechzehn Stock gebaut, und man baut immer höher und immer höher. Der Grund und Boden ist so unvernünftig theuer, daß man, um die Gebäude ungefähr rentabel zu machen, sich gezwungen sieht, immer mehr in die Höhe zu gehen.

An Chicago kann man sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wie die Zukunftsweltstädte bei der wachsenden Zunahme der städtischen Bevölkerung und der stetigen Abnahme der ländlichen etwa aussehen werden. Eisen und Stein, ein Riesenkasten neben dem andern! Nur noch Größe und Massenhaftigkeit, zweckmäßigste Raumeintheilung und Einschachtelung des lebendigen Inhalts, und zugleich Verschwinden aller Lieblichkeit und allen Frohsinns!

Nachdem der Boden völlig bebaut und ihm Alles abgenommen ist, was er irgend hat hergeben können, nachdem die Rechte des Meeres geschmälert sind, bleibt nur noch Eins übrig: die Masseninvasion in das Reich der Lüfte. Groß wird es gewiß werden, erstaunlich, unbegreiflich, aber — „weh dir, der du ein Enkel bist!“

Hier haben wir schon ein deutliches Specimen der scharfsinnig geordneten systematischen Uebervölkerung. Wenn man vor einem solchen Geschäftshause stehen bleibt und anfängt zu zählen, so wird Einem ganz schwindlig. Da sind ja wohl fünfzehn Stock, die sich übereinander thürmen, dreiunddreißig Fenster Front, und Alles in gleicher Anordnung. Ein riesiger Guckkasten von vollendeter Häßlichkeit, aber außerordentlich zweckmäßig in seiner Vertheilung des Raumes zu comfortabler Unterbringung einer möglichst großen Anzahl von Menschen.

Peking mit Elektricität, Dampfkraft, Elevator und Badezimmer! Das ist Chicago.

Als ich mit einem Freunde durch eine der großen Geschäftsstraßen Chicagos ging und kopfschüttelnd zu einer dieser ungeheuerlichen Geschäftskasernen aufblickte, sagte ich zu meinem Begleiter: „Bei uns zu Lande haben die Hauswirthe die Gewohnheit, daß sie sich auf die andere Seite der Straße ihrem Hause gegenüber stellen, um sich am Anblick ihrer Façade zu erfreuen. Wenn die Hausbesitzer von Chicago dieselbe Neigung haben und ihre Blicke über die langen Reihen der Fenster durch die zehn, zwölf, fünfzehn Stock schweifen lassen, dann müssen sie verrückt werden.“

Mein Begleiter lächelte und sagte: „Der Besitzer dieses Hauses ist wirklich verrückt geworden.“

Hier ist wirklich das nec plus ultra aus dem Lexikon gestrichen. Hier ist der Beweis erbracht, daß das Aeußerste doch noch überboten werden kann, daß es höhere Grade giebt als das Unübertreffliche. Chicago könnte Einen wirklich an

die vierte Dimension glauben machen, und wenn man einmal daran glauben müßte, so würde es sofort den Beweis erbringen, daß es auch noch eine fünfte giebt. Weiteres bliebe vorbehalten. Nein, nicht Weiteres — das Weiteste! Und das würde auch nur als eine Haltestelle in der Bahn des Ungemessenen, die Chicago zu durchlaufen beschlossen hat, anzusehen sein.

Dem Riesengebäude der Freimaurerloge, das zur Zeit meines Aufenthalts in Chicago noch im Bau begriffen war, soll, wie es scheint, die Aufgabe gestellt sein, den Nachweis zu führen, daß Alles, was man bisher als äußerste Verhältnisse für bewohnbare Häuser angesehen hat, Spielerei ist. Dieses bauliche Ungeheuer soll auf zwölf Stockwerke angelegt sein, und die Thurmgebäude an der Seite sollen bewohnbare Räume bis zum sechzehnten Stock hinauf haben! Chicago ist auf dem allerbesten Wege, zu einer jener erschrecklichen „großen Städte" zu werden, „vermauert bis an den Himmel", die „das Herz Israels verzagt machten" und den Mannen Josuas die bange Frage auf die Lippe drängten: „Wo sollen wir hinauf?"

Wie ehedem die Erbauer des Thurms zu Babel sagen auch die Leute von Chicago: „Lasset uns Ziegel streichen und brennen, lasset uns eine Stadt und Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichet, daß wir uns einen Namen machen." Und so geht's höher und immer höher in schwindelnde Höhe!

Mit einem gewissen Angstgefühl und Grauen denkt man daran, was die Weltausstellung an Größe, Massenhaftigkeit, Ungemessenheit, Ungeheuerlichkeit in dieser Stadt hervorbringen wird. Nur zu nahe liegt die Befürchtung, daß Größe und Schwere die wahren Preisrichter in Chicago sein werden.

Selbst das beruhigende Wort: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen", scheint hier

nicht mehr zu verfangen. Oder sollte dem ziellosen Aufbauen in die Luft wirklich doch noch ein Ziel gesetzt werden? Sollten die entsetzlichen Brandunglücke, deren Schreckenskunde von Zeit zu Zeit die ganze Welt durchläuft, den Himmelstürmern die alltägliche Wahrheit wieder in's Gedächtniß zurückrufen, daß jegliches Ding seine Begrenzung hat: sunt certi denique fines? Sollten wirklich, wie neuerdings verlautet hat, die Versicherungsgesellschaften sich zusammengethan und zu dem Beschluß geeinigt haben, über eine gewisse Erhöhung vom Boden Versicherungen überhaupt nicht mehr aufzunehmen? Das wäre, da die amerikanische Bauordnung in Bezug auf den Hochbau keinerlei Beschränkungen enthält, das einzig wirksame Mittel, um der Schrankenlosigkeit ein Ende zu machen.

Das Haupthotel von Chicago, das Auditorium, entspricht in seiner ganzen Anlage dem Wesen und der Eigenthümlichkeit dieser gewaltigen Stadt. In diesem Hotel, das wohl das größte der Welt ist, liegen die Speisezimmer im zehnten Stock. Man hat von da einen wundervollen Ausblick auf den Michigan-See, dessen Wasser in der Nähe des Ufers eine lehmiggelbe Farbe hat, an die sich geradlinig, wie mit dem Lineal gezogen, der smaragdgrüne weite Spiegel des herrlichen Sees ansetzt. Es macht ganz den Eindruck von Sand und Wiese.

Es ist natürlich, daß man bei dem fabelhaft starken Verkehr in diesem Kolossalgebäude darauf hat Bedacht nehmen müssen, alle möglichen Vereinfachungen einzuführen, Arbeitskräfte so viel wie irgend angängig zu ersparen und die Mechanik überall da heranzuziehen, wo sich die Möglichkeit dazu bot. So hat man denn eine Einrichtung erfunden, die es dem Reisenden ermöglicht, seine Wünsche dem Centralbureau auf einfachste Weise zu übermitteln und vom Bureau den Bescheid zu erhalten, daß die Bestellung richtig ver-

standen worden ist, und daß sie in kürzester Frist ausgeführt werden wird.

In jedem Gastzimmer ist nämlich eine Bestellscheibe, „annunciator" genannt, angebracht. Auf dieser Scheibe stehen ringsum in der Peripherie folgende Bezeichnungen: „Eiswasser", „Ausläufer", „Brief- und Postsendungen", „Rechnung", „Gepäck heraufbringen", „Gepäck abholen", „Schreibmaterial", „Depeschenformulare", „Zimmermädchen", „Kleines Coupé", „Hansson Cab", „Landauer", „Commissionär", „Zimmerkellner", „Bad", „Heizung", „Wäsche bringen", „Wäsche abholen", „Doctor", „Schuhwerk", „Alles in Ordnung", „Alles verstanden". In der Mitte befindet sich ein Zeiger. Wenn man auf diesen Zeiger drückt, klingelt es. Darauf kommt von unten das Signal, daß die Meldung gehört worden ist. Nun stellt man den Zeiger auf das Feld, auf dem der Wunsch des Reisenden bezeichnet ist, und wartet einige Secunden. Gleich darauf kommt von unten die Meldung: „Alles verstanden". Nach einigen Minuten bringt dann der Schwarze das Verlangte oder meldet, daß der Wagen vorgefahren, der Doctor bestellt ist u. s. w. Darauf stellt man den Zeiger auf den Ausgangspunkt „Alles in Ordnung" zurück.

Man muß anerkennen, daß im Auditorium die Bedienung besser als in irgend einem andern großen Hotel der Vereinigten Staaten ist. Man ist überhaupt vorzüglich da aufgehoben und zu verhältnißmäßig nicht übertriebenen Preisen, wenn auch noch immer viel theurer als unter den entsprechenden Bedingungen in Europa.

Außer dem eigentlichen Hotel beherbergt das Auditorium-Gebäude noch ein Theater. Und was für eins! Wiederum der so beliebte Superlativ: das größte der Welt!

Das Theater ist wirklich wundervoll, aber unheimlich in seiner Größe. Es enthält nicht weniger als 6000 Sitzplätze. Am Abend meiner Abreise wurde in diesem Theater eine

Zauberposse aufgeführt: „The beauty and the beast“, in der 3000 Kinder mitwirkten. Das ist kein Schreibfehler, es ist thatsächlich so! 3000 Kinder! Die Kinder kamen natürlich kostümirt vom Hause in die Theaterräume. Aber sie mußten doch irgendwo untergebracht werden, während sie nicht auf der Bühne waren! Dazu nun all die Garderoben für die erwachsenen Künstler, für das kolossale Balletpersonal! Wie die Leute das Kunststück fertig gebracht haben, ich verstehe es nicht.

Man kann sich leicht berechnen, das an jenem Abend etwa in der neunten Abendstunde in dem einen Hause gegen 12 000 Personen unter demselben Dach vereinigt sein mußten: im Hotel an Gästen und Dienstpersonal gegen 2000, in den Verkaufsläden und Agenturen, die ringsum im Erdgeschoß angebracht sind, an Geschäftsinhabern und Kunden wenigstens 500, im Theater Solokünstler, Chor, Orchester, technisches Personal etwa 500, dazu 3000 Kinder und 6000 Zuschauer.

Derartige Schauspiele in ihrer furchtbaren Extravaganz werden den Besuchern der Columbischen Weltausstellung wohl ohne Zweifel zu Dutzenden geboten werden, und auf jedem Gebiet. Wer sich an noch nicht Dagewesenem besonders erfreut, dem wird Chicago und seine Ausstellung die vollste Befriedigung gewähren.

Ich gestehe ganz ehrlich, daß auf mich das ungeheuer Große, das Kolossale immer die Wirkung übt, für die unsere Sprache das tiefsinnige und bezeichnende Wort „niederschlagend“ besitzt. Ich komme in der gewaltigen Stadt Chicago, deren unwahrscheinlich großartige Leistungen ich staunend bewundere, doch nie zur rechten behaglichen Stimmung, zu freudigem Genuß. Der Lärm auf der Straße, das Gerassel der Wagen, das Geschiebe und Gedränge auf den Fußsteigen, diese unsinnig hohen Häuser, die beinahe während des ganzen Tages die Verkehrswege beschatten — Alles das

verkündet freilich Arbeit, gewinnbringende, respectable, harte Arbeit. Aber gemüthlich ist es nicht!

Die starke Menschenansammlung dient auch nicht dazu, den Eindruck der Reinlichkeit zu befördern. Die Häuser, so prachtvoll ihr Material auch ist, machen trotz ihrer Jugend schon den Eindruck des Verräucherten, Beschmutzten, Abgegriffenen. Sie sehen aus wie Bücher einer Leihbibliothek.

* * *

Es ist logisch und natürlich, daß die Leute von Chicago, die ihren Arbeitstag inmitten des geschwärzten Steines, des Eisens, des Halbdunkels und des wüsten Lärmens der Menge verbringen, den Drang nach auffrischendem Ausgleich in den Feierstunden haben.

Nirgends sind die „residences", die Familienhäuser der Begüterten, in den Villenvierteln schöner und reicher, nirgends die Gärten, in denen sich diese wunderhübschen Häuser vor dem Gewühl möglichst zu verstecken suchen, lieblicher und anmuthiger als hier. Und auch die öffentlichen Parkanlagen, in denen sich der unbemittelte Arbeiter nach des Tages harter Qual ergehen und mit den Seinigen frische Luft schöpfen kann, haben wohl kaum ihresgleichen.

An den großen Bau der städtischen Wasserwerke, die in grauem Sandstein im Burgstil aufgeführt sind, führt ein sehr gutgehaltener Weg längs des Sees nach dem Lincoln-Park. Der Park selbst findet seine Abgrenzung an der Wasserfläche des Sees, die hier wie die des Meeres unendlich zu sein scheint. Unmittelbar am Ufer, das künstlich aufgeschüttet und abgedämmt ist, ist die Vegetation noch ziemlich kümmerlich. Aber nur wenige Schritte davon entfernt, dem Lande zu, werden die guten Wege von prächtigen alten Bäumen beschattet. Ueberall blühen Sträucher und Blumen. Auf weiten

Rasenplätzen lagern sich die ermüdeten Spaziergänger und spielen fröhliche Kinder herum. Da sind Carousſels angebracht, Turngeräthe aller Art, Plätze für das in Amerika so beliebte Ballspiel abgesteckt. Hier hat der Park den Charakter des dichten Waldes, dort wirkt er mit seinen Mosaikbeeten und bunten Blumen wie ein Ziergarten.

Einige mehr oder minder gelungene Denkmäler sind in diesem Parke aufgestellt. Natürlich das Monument Lincolns, nach dem der Park benannt worden ist, des Botanikers Linné, der sich, ich weiß nicht wie, hierher verirrt hat, des ersten Erforschers dieser Gegend und Städtegründers, Lasalle, endlich eine Indianergruppe, auf deren Postament Scenen aus dem Indianerleben dargestellt sind: Holzfäller, Indianerlager, Kriegstanz.

Das Hübscheste am Lincoln-Park sind die zahlreichen überbrückten Wasserarme, die sich durch die Anlagen ziehen, mit hunderten von bewimpelten Segel- und Ruderbooten.

Der Park erfüllt wirklich seinen Zweck. An dem Sonntage, an dem ich ihn besuchte, waren tausende und abertausende von Besuchern da, Spaziergänger, Ruderer, Reiter, Fahrende, auch viele Kinder in Ponywagen, Radfahrer u. s. w. In einem Theile des Parkes sind die interessantesten Exemplare der amerikanischen Fauna abgesperrt: das mächtige Bergschaf aus dem Felsengebirge, die Bergziege (Steinbock), der Biber, die Antilope, der gefürchtete graue Bär, der Riesenhirsch (Wapiti, Elk) und besonders schöne Exemplare des mit den menschlichen Urbewohnern aussterbenden Büffels.

* * *

Im Columbian Theatre von Chicago bot sich mir die Gelegenheit, die specifisch amerikanische Bühnenkunst in einem charakteristischen Beispiele kennen zu lernen. Ich hatte freilich schon vorher in der Academy of Music in New Orleans ein echtes amerikanisches Stück: „Die schöne Evangeline", in echter amerikanischer Aufführung gesehen; ich hatte in San Francisco einer sehr ergötzlichen Vorstellung der besten Minstrel-Truppe beigewohnt und in anderen Städten des Westens so manche ländlich sittliche Theatervorstellung über mich ergehen lassen; aber nirgends trat die Eigenart des amerikanischen Theatergeschmacks und der amerikanischen Spielweise so scharf hervor wie hier.

Eine eigentliche amerikanische Oper giebt es nicht. Die wirklich guten und bedeutenden Opernaufführungen in den Vereinigten Staaten werden von deutschen, italienischen und französischen Künstlern gegeben. In den ganz großen Städten hört man, wenn man vom Glück begünstigt wird, allerdings ganz außerordentlich gute Opernaufführungen. Ich habe in dem inzwischen niedergebrannten Metropolitan in New York einer Aufführung der „Walküre" beigewohnt, mit Gudehus als Sigmund, Fischer als Wotan, Frau Mielke als Brünnhild, Frau Götze als Fricka, die auf der Höhe der besten deutschen Aufführungen stand. Das Orchester unter Seidl war geradezu hervorragend. Ich habe auch in New Orleans von einer französischen Operettengesellschaft ganz erträgliche Aufführungen gesehen. Aber das hat mit der amerikanischen Bühnenkunst nichts zu schaffen.

Auch die amerikanischen Schauspiele ernsterer und vornehmer Richtung haben wenig Charakteristisches. Es giebt vorzügliche amerikanische Schauspieler. Wir haben ja in Deutschland einen der ausgezeichnetsten, Edwin Booth, kennen gelernt. Diese ernsten und wirklich künstlerischen Schauspieler unterscheiden sich indessen nicht wesentlich von guten Schau-

spielern in Frankreich, Deutschland, England, Spanien und Italien.

Die amerikanische Bühnenkunst tritt typisch erst auf einer viel niedrigeren Stufe deutlich erkennbar hervor. Am erkennbarsten in den Volksstücken, die ein Zwitterding zwischen Posse, Feerie und Ballet sind.

Ein besonderes Wohlgefallen hat der Theaterbesucher der Neuen Welt an Aufzügen, am Exerciren, Manövriren, an militärischen Evolutionen. Die Chöre haben daher ihre besondere Wichtigkeit, und die Hauptthätigkeit der Regie scheint sich darauf zu beschränken, daß diese Chöre gehörig eingedrillt werden und möglichst präcis zusammenwirken. Es muß Alles klappen, als ob es am Schnürchen ginge, das eine einzige Hand regiert.

Die Behandlung der Chormassen weicht von der unsrigen sehr erheblich ab. Wir gehen von der Voraussetzung aus, daß auch die Masse auf der Bühne aus so und soviel Individuen bestehe, die zwar von denselben Gefühlen beherrscht werden, aber für diese Gefühle doch individuelle Aeußerungen finden. Im Widerspruch dazu steht allerdings, daß in den singenden Chören Wort, Ton und Rhythmus bei Allen übereinstimmt. Aus dieser Uebereinstimmung hat nun die amerikanische Bühnenkunst die nicht unlogische Folgerung gezogen, daß der Chor ein einziges Complexindividuum ist, das sich in so und so vielen durchaus gleichgearteten Exemplaren darstellt, daß mithin auch die Mienen und Bewegungen der Einzelnen, die eine einheitliche Gemeinsamkeit bilden, ganz gleichmäßige sein müssen. In wohlgeordnetem, sorgfältigst einstudirtem und meisterlich ausgeführtem Tanzschritt mit scharfgeregelten Bewegungen des Rumpfes und der Glieder begleiten sie allesammt ganz gleichmäßig die gleichen Worte und Töne. Sie sind eben nur ein einziges vielköpfiges, vielrumpfiges und vielgliedriges Einindividuum.

Und da nun also doch schon einmal das Conventionelle und Naturwidrige da ist, gehen sie noch den einen Schritt weiter, verzichten auf die Wiedergabe des Wahren und Natürlichen überhaupt und lassen den Chor, wie auch die Solisten Stellungen einnehmen und Bewegungen machen, die dem Inhalte der Worte gar nicht mehr angemessen sind, die eben blos wirksam, sonderbar, gefällig, komisch zu sein brauchen.

Nehmen wir, um das zu veranschaulichen, einmal an, daß der Chor den Refrain aus der „Fledermaus": „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist" vorzutragen hätte, so würde das etwa mit folgenden Gesten begleitet werden können:

„Glücklich ist" — Alle spreizen die Arme und legen den Kopf auf die rechte Seite.

„Wer vergißt" — Alle heben das linke Bein hoch und strecken den Fuß.

„Was nicht mehr" — Alle stemmen die beiden Hände auf die Hüften.

„Zu ändern ist" — Alle hocken auf den Boden nieder und schnellen wieder auf.

Es hat nicht den geringsten Sinn, es ist sogar der blühendste Unsinn; wenn es aber gut gemacht wird, sieht es merkwürdig hübsch aus. Es ist selbstverständlich keine Operette mehr, auch nicht eine extravagante Posse, es ist Ballet mit Operettengesang. Der Tanz wirkt, der Tanz gefällt vor Allem, und im Tanz wiederum alles Andere überragend die Extravaganz.

In diesen amerikanischen Volksstücken ist Alles auf dem Ballet aufgebaut und aus dem Ballet herausgewachsen, und zwar aus dem besondern Ballet, das aus Alt-England importirt worden ist. Alles, was auf der amerikanischen Bühne wirksam, komisch ist, läßt sich auf den Matrosentanz, auf den Hornpipe und Gig zurückführen. Aber die Tochter hat die

Mutter längst übertroffen. Was die amerikanischen Künstler an Geschwindigkeit und Virtuosität in den Bewegungen der Füße und Beine leisten, ist ungeheuer! Sie wirbeln mit Sohlen und Hacken und quirlen mit den Beinen, daß Einem factisch Hören und Sehen vergeht. Besonders hoch wird in dieser choreographischen Burleske die Ausdauer, die Unermüdlichkeit geschätzt. Je länger so ein Hampelmann die Beine wirft und mit den Sohlen Generalmarsch schlägt, desto größer die Anerkennung, desto lauter der Jubel.

Zur vollsten Kunstfertigkeit der Beinkünstler gehört, daß eben nur die Beine und Füße arbeiten, während der Oberkörper in vollster Ruhe und das Gesicht unbeweglich bleibt. Leicht wird es den amerikanischen Künstlern nicht gemacht. Sie verdienen wirklich ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts!

Von jedem Schauspieler, der in diesen Stücken mitwirkt, von jedem Komiker wird in erster Linie verlangt, daß er ein vollkommen ausgebildeter Ballettänzer sei. Das ist die Vorbedingung. Der höhere oder geringere Grad seiner sonstigen künstlerischen Eigenschaften, des Spielens und Singens, bestimmt wohl seinen künstlerischen Rang, aber tanzen muß er vor Allem können, sonst ist er überhaupt nicht zu gebrauchen. Damit fängt's an. Man würde ihm eher irgend ein körperliches Gebrechen nachsehen als Tanzunkundigkeit.

Und wie tanzen diese Leute, so Männlein wie Weiblein! Es ist wirklich unglaublich. Man muß es sehen, wie sie die Beine schlenkern und werfen, man muß es hören, wie sie durch Aufschlagen von Hacken, Sohle und Fußspitze die sonderbarsten Trommelconcerte aufführen. Sie springen wie die besten Clowns . . .

Da habe ich das Wort gebraucht, daß die Charakterisirung der amerikanischen Bühnenkomik und Burleske am einfachsten macht. Das Theater ist in Wahrheit ein Circus und der Künstler ein Hampelmann, ein Polichinell, ein Hans-

wurst, ein Zappelphilipp. Es sind singende und sprechende Akrobaten und Circuskünstler. Das ist ganz wörtlich zu nehmen. Hier in Chicago sah ich einen Künstler, der mit ganz hübschem Vortrage und leidlicher Stimme ein Lied gesungen hatte, der das Zwischenspiel mit einem meisterlichen Tanz ausfüllte und schließlich mit einem grandiosen salto mortale sein Publicum zu wahrer Begeisterung hinriß. Tanz und Musik gehen immer zusammen. Wenn das Lied vorüber ist, spielt das Orchester weiter, und alsdann geht das Heidi da oben los: die Beinwürfe, die Sohlenwirbel, die Sprünge, und je toller es getrieben wird, desto besser.

Auch die Dichtung dieser amerikanischen Volksstücke steht durchaus auf der Höhe der Circusscherze. Sie ist eben nur ein verbindender Text für die choreographischen Vorträge und schafft den Vorwand zu Aufzügen in möglichst kleidsamen Trachten. Geht der Schauspieler ab, so macht er es genau wie der Clown, im Hahnenschritt, mit der rhythmisch excentrischen Kopfbewegung, den Hals gewaltsam vorschnellend und einziehend. Auch einzelne Scherze sind einfach vom geharkten Sande auf die Bühne gebracht. Wenn einem Künstler ein Bein gestellt wird und er hinfällt, so hebt der andere ihn am Zipfel des Hosenbodens mit zierlichem Griff wieder auf. Wird Einem der Hut vom Kopf geschlagen, so schleudert er ihn mit der Fußspitze hoch in die Luft und fängt ihn mit dem Kopf auf. Fällt ein Handschuh an die Erde, so erdröhnen aus dem Orchester fürchterliche Bumbumschläge von der großen Trommel mit Beckengerassel. Wird der Diener abgefaßt, daß er eine Cigarre seines Herrn raucht, so verschluckt er die Cigarre, sobald sich der Herr zu ihm wendet, läßt sie aber sofort wieder aus dem Munde hervorgucken, sobald der Herr den Rücken kehrt.

Dem guten Menschen macht aber die Mißhandlung des lieben Nächsten immer besondere Freude, und darin leisten

die amerikanischen Komiker das Mögliche und Unmögliche. Was in einem solchen Volksstücke an schallenden Ohrfeigen und Fußtritten, an Besudelung des Gesichts, Beschädigung der Kleidung und allen jenen Scherzen, die wir aus den Pantomimen der „Excentrics" zur Genüge kennen, geleistet wird, ist unerhört.

Zu meiner Schande muß ich übrigens bekennen, daß ich für Schaustellungen dieser Art ein dankbares Publicum bin. Die amerikanischen Künstler sind in ihrer Art Virtuosen ersten Ranges. Ich habe die hellste Freude an der Komik der Clowns, und daß dabei in Amerika gesungen und gesprochen wird, stört mich nicht weiter. Dazu die glänzenden Aufzüge, die geschmackvollen und originellen Kostüme des weiblichen Chors, manchmal sehr reiche Decorationen, gewöhnlich gute Räumlichkeiten und das lachlustigste Publicum von der Welt — mehr verlange ich nicht, wenn ich einen Abend todtschlagen will. An die Wallenstein-Trilogie und an den Faust denke ich allerdings nicht, wenn ich ein solches Theater besuche. Ich finde, daß auch der Circus ohne Vierfüßler manchmal seinen Reiz hat.

---

3. Im Staate New York. Die Fälle des Niagara.

Die Wirkung der Fälle durch die ungeheure Wassermasse. — Die Ufer jetzt als Nationaleigenthum vor den Verhunzungen durch die Industrie geschützt. — Die amerikanischen und die canadischen Fälle. — „Die Tochter des Gischts". — Die Brücken. — Die schaurigen Strudel.

Das Einzige, was sich während der letzten acht Jahre nach meinen Wahrnehmungen in Amerika nicht verändert hat, sind die Fälle des Niagara. Und auch das ist noch nicht einmal erwiesen. Vielleicht fallen seitdem stündlich auch noch ein paarhundert Millionen Kubikfuß Wasser mehr als

früher von der Höhe in die Tiefe. Ob übrigens das Wasserquantum, das von dem obern Bett in dem 1000 Fuß breiten amerikanischen Fall und den etwa 2600 Fuß breiten canadischen Hufeisenfällen in die Tiefe hinabstürzt, in jeder Minute wirklich 15 Millionen Kubikfuß, wie man berechnet hat, oder ein paar Millionen Kubikfuß mehr beträgt, ist mir vollkommen gleichgültig. Bei solchen Massen hört jede Schätzung auf. Derartige Angaben haben eben nur den Werth des Curiosums, ohne die Veranschaulichung zu fördern.

Das Naturschauspiel der Niagara-Fälle, dessen man erst recht froh wird, wenn man sich näher mit ihm vertraut gemacht hat — auf den ersten Eindruck übt es sogar eine gewisse Enttäuschung, aber die Wirkung wächst mit jedem Augenblicke —, bleibt einzig in seiner Art. Es ist das Imposanteste, was ein menschliches Auge erblicken kann. Die Fälle sind eigentlich gar nicht hoch. Der Abstand zwischen dem obern und untern Bett des Niagara beträgt nur 158 Fuß.

Nur! — Es ist immerhin eine recht stattliche Höhe — oder Tiefe, wenn man will. Denn hier ist's wie im Reich der Mütter einerlei, ob man aufsteigt oder sinkt. Die amerikanischen Wasserfälle haben uns aber an einen andern Maßstab gewöhnt. Die Fälle des Gibbon, des Yellowstone im Großen Canyon und vollends die der Wasserstürze am Ufer des Columbia sind unverhältnißmäßig höher. Aber das Wort der Schrift: „Wasser thut's freilich nicht", erweist sich hier als durchaus nicht zutreffend. Die Höhe ist in der That unerheblich, das Wasser thut's ganz allein, das Quantum, die Menge bringt es!

Die Ungeheuerlichkeit des Wasserschwalls, der mit wildem Getöse in schauerlicher Gewalt herabrast, diese milch- und schneeweiße, grünsträhnige, gekräuselte, dampfende, sprühende, spritzende Schaummasse, die von der grünen Ziegen-Insel,

Goat Island, gespalten wildtobend, schauerlich, unaufhaltsam in die enge felsige Schlucht rast, macht lediglich durch ihre gewaltige Masse, durch das Kolossale des Quantums, durch das Unermeßliche den niederschmetternden und unvergeßlichen Eindruck.

Der Hang der Amerikaner zum Großen und Ungeheuren erklärt sich schon aus der Natur, die sie umgiebt. Eine Welt mit den Hochplateau und dem großen Canyon des Colorado, mit dem Mammuthbäumen Californiens, dem Excelsior-Geyser im Yellowstone-Park, den Basaltsäulen des Columbia, den Prairien von Dakota und den Wasserfällen des Niagara mußte logischerweise Chicago, die Brooklyn-Brücke, die Dampffähre Solano und andere derartige Kleinigkeiten hervorbringen. Die Niagara-Fälle sind specifisch amerikanisch. Und als eine Ironie des politischen Schicksals ist es zu bezeichnen, daß der eine, und sogar der größere, schönere und imposantere Theil dieser Fälle unter britischer Botmäßigkeit steht.

Zum Glück haben sich die beiden Regierungen freundnachbarlich geeinigt, das Weltwunder, soweit es noch möglich ist, vor den niederträchtigen Verhunzungen durch die goldgierige Industrie, die der Schönheit respectlos gegenübersteht, zu schützen. Einige Fabriken, deren Leistungen nicht gerade von den Segenswünschen der Besucher der Fälle begleitet werden, haben sich allerdings an den herrlichen Geländen fest eingefilzt, um die „Wasserpower auszujuhsen", wie der brave Mann in Spokane sagte. Glücklicherweise sind es nur wenige, und mehr werden es nicht werden. Jetzt sind die Ufergebiete hüben und drüben amerikanisches respective britisches Nationaleigenthum, und die Gewinnsucht und Habgier der Einzelnen wird nicht mehr im Stande sein, die Freude des Allgemeinen zu schädigen und eins der herrlichsten und mächtigsten Werke der Schöpfung in elender Weise zu entstellen und zu zerkleinern.

Ruhig tritt der Niagara aus dem weiten Becken des Ontario-Sees heraus, fließt in fast nördlicher Richtung gemächlich auf den benachbarten Erie-See und ahnt nichts von dem Schicksale, das seiner harrt. Nicht lange soll er sich indessen dieses beschaulichen Daseins erfreuen. Das Bett, in dem sich seine Fluthen bequem und faul dahingewälzt haben, fällt plötzlich jäh ab, 40 bis 50 Fuß auf der kurzen Strecke von etwa einer halben englischen Meile, und zwischen den tiefen Klippen, Riffen und Blöcken wird das Wasser nun zu einer wilden Welle aufgepeitscht und rast, als wolle es dieser Peinigung und Mißhandlung entgehen, besinnungslos vorwärts.

Immer abschüssiger wird das Bett, immer wilder und wüthender die Flucht der gegeißelten Fluth. So entstehen die Stromschnellen vor dem Fall.

Da tritt dem aufgewühlten Wasserschwall plötzlich ein neuer Feind in den Weg: Goat Island, die liebliche Insel, die ihn zwingt, seine Macht zu spalten. Der feuchte Nachtrab der schaumigen Heeresmasse drängt nach, und gerade hier, wo sich die Erde friedlich aus dem Schaume scheidet, mit dem grünen Schmuck der Bäume und Pflanzen bedeckt, ereilt den ungeberdigen Strom das härteste Schicksal. Hat sich das Bett bis zu dieser Stelle langsam gesenkt, so fällt es nun plötzlich schroff ab, und um die Insel herum fällt nun über 150 Fuß die ganze wilde Wassermasse, hier 1000, dort 2600 Fuß breit, hier fast geradlinig abgeschlossen, dort hufeisenförmig gebogen, in's Ungewisse hinab. 300 bis 400 Fuß hoch spritzt der Schaum von dem jähen Fall noch einmal auf, als wolle er die Höhe, die er eben verlassen, noch einmal überschauen, um alsdann in den Farben des schillernden Regenbogens langsam zu zerstäuben.

Von dem furchtbaren Sturze ist das Wasser in der Tiefe wie verdutzt. Unmittelbar hinter dem gewaltigen Gischt, in

nächster Nachbarschaft des sichern Verderbens und dieser kolossalen Wassergewalt, die Alles in Atome zerschlagen würde, was ihren Hieben sich aussetzte, kündet der ruhige Spiegel des nun fast rastenden Flusses die völlige Erschöpfung und Ungefährlichkeit des Wilden.

Und um den eben noch so Schrecklichen zu höhnen, setzt sich ein leichtes Fahrzeug auf seinen Rücken, die „Maid of the mist", die Schaumgeborene, die Tochter des Gischts, der sonderbarste kleine Dampfer, den es auf unserm Planeten giebt. Und das Schifflein dampft sicher und vergnügt am Fuße der schäumenden Wand auf und nieder, nur wenige Meter von dem Furchtbaren entfernt, wie das Kind, das am gähnenden Abhang spielt und sich Blumen pflückt.

Aber es ist eigentlich nicht kindliche Spielerei, es ist keine Naivetät, es ist eine namenlose Frechheit, eine ganz unerhört vermessene Berechnung! Dieses winzige Ding, das sich da beständig herumtreibt, sich von dem schäumenden Wuthgeifer bespeien und besprühen läßt und im Augenblick, da es die Wasser mit ihren nassen Armen zu umschlingen, in die Tiefe zu schleudern und in nichts zu zerschmettern drohen, mit unfehlbarer Sicherheit entschlüpft und des lauernden Verderbens spottend auf gefahrlosem glattem Spiegel fröhlich weitertanzt, hat etwas namenlos Herausforderndes! Es gewährt ein ganz eigenes Vergnügen, sich so nahe der Gefahr und gleichzeitig so vollkommen geborgen zu wissen, und die Equipirung mit den Regenkapuzen und getheerten Mänteln, die unter den Fahrgästen eine merkwürdig demokratische Gleichheit herstellt, erhöht die übermüthige Stimmung. Die Reisegesellschaft auf dem kleinen Schiff gleicht der heiligen Vehme. Die zarten anmuthigen Gestalten der jungen hübschen Mädchen und die Aufschichtungen ungebührlichen Wohllebens alter Herren verschwinden gleichmäßig unter der wasserdichten Packleinwand, in die die Fahrgäste verpackt werden. Je

durchnäßter die Einen werden, desto größer ist das Vergnügen der Anderen, die sich besser geschützt haben. Aber von diesen Scherzen abgesehen bietet die Fahrt auf der „Tochter des Gischts" auch den großartigsten ernsten und feierlichen Naturgenuß.

Der Dampfer geht vom canadischen Ufer direct auf die amerikanischen Fälle los, denen er so nahe kommt, daß der Wasserstaub zunächst Alles durchnäßt und dem Unglücklichen, der mit bewaffneten Augen durch's Leben laufen muß, die Aussicht recht erschwert. Läßt man sich aber die Mühe nicht verdrießen, die Gläser der Brille oder des Kneifers immer wieder zu trocknen, so hat man den wunderbarsten Anblick auf den herabdonnernden Schwall.

Nun wendet sich der Dampfer nach der canadischen Seite und folgt der Rundung des Hufeisenfalls, allerdings in etwas gemessenerer Entfernung, aber doch immerhin so nahe, daß man beständig über diese Herausforderung staunt und es nicht fassen kann, wie ein Waghals diese Fahrt zum ersten Mal hat unternehmen können.

Hier ist die Wirkung geradezu überwältigend. Von der kleinen Nußschaale aus, die uns trägt, sehen wir die ungeheure, 2600 Fuß breite Rundung, eine einzige furchtbare Gischt- und Schaum- und Wasserstaubmasse, wollig, in tollster Bewegung. Wir hören das Donnern und Brausen von der Höhe, das Gurgeln und Röcheln in der Tiefe. Wir können den Blick von diesem gewaltigen Ausdruck der elementaren Macht nicht abwenden und merken kaum, daß wir an dem lieblichen Ziegen-Eiland vorbeidampfen, als unser zuletzt in sehr starkes Schwanken gebrachtes Schiff uns nach unserm Ausgangspunkte hart bei den amerikanischen Fällen vorbei nach der canadischen Landungsbrücke zurückführt.

Da ist der Niagara zahm und friedlich wie ein Bach in der Ebene, und so bleibt er eine geraume Strecke, fast

zwei englische Meilen lang. Hier überspannen drei schöne Brücken den Strom. Am elegantesten ist die Suspension Bridge, nahe den Fällen, von wundervoller Leichtigkeit und Anmuth in ihrer schwindelnden Höhe, wie aus Filigran gefertigt. Weiter unten ist eine zweite Brücke, für Fußgänger und Wagen, und daneben eine Eisenbahnbrücke.

Schön zerklüftete, stufenförmig zerspaltene, steil, bisweilen fast senkrecht aufsteigende Felsen zwängen den Strom von beiden Seiten ein, der vom Sturz zu erschlafft ist, um sich seiner Haut zu wehren, und lammfromm weiterschleicht. Aber nicht allzu lange erträgt er die schnöde Mißhandlung. In der Tiefe hat es längst weiter gegrollt und gekocht, und nun läuft ihm die Galle über.

Jetzt bilden sich die schrecklichen Whirl Pools, das wildeste Wasser, das es auf der bekannten Erde giebt, Strudel und Wirbel von schauriger Macht, rasende Wellen, die gegen einander losgehen wie eifersüchtige Hirsche, die sich verfangen, mit einander ringen, sich in den Schlund hinabzerren, wieder wuthspeiend aufspringen, sich auf's neue packen, in tollstem Rasen raufen, wirbelwindartig um einander kreisen, sich überstürzen, bei den Schaumkämmen packen — ein Toben und Wüthen der entfesselten Elemente, das eben so grausig wie erhaben ist. Stundenlang kann man diesem Kampf zuschauen, der immer neue, immer erschütternde Gestalten zeigt.

Wer sich diese herrlichen Naturempfindungen durch die Menschen nicht verkümmern lassen will, der vermeide den Aerger, der ihm auf der amerikanischen Seite der Whirl Pools und auch anderwärts an den Fällen durch Zudringlichkeit und Uebertölpelung bereitet wird. Die Kleinhändler, Budenbesitzer, Photographen u. s. w., die am Niagara ihr Geschäft betreiben, unterscheiden sich durch ihre bauernfängerischen Anpreisungen und Schwindelpreise sehr unvortheilhaft von der angenehmen Sachlichkeit und der wortkargen Solidität,

die den Verkehr mit den amerikanischen Kleinhändlern im Allgemeinen so angenehm machen.

Für die Belästigungen, die der Besucher der Niagara-Fälle von diesen Leuten zu erleiden hat, wird er zum Glück an Ort und Stelle entschädigt. Das bescheidene deutsche Hotel Kaltenbach mit seinen freundlichen Zimmern, seiner guten Table d'hôte, den zuvorkommenden Wirthsleuten, der schnellen deutschen Bedienung, gehört zu den gemüthlichsten und zugleich auch zu den billigsten der Vereinigten Staaten.

Heimkehr.

Rückkehr nach New York. — Veränderter Eindruck. — Schnelle Fahrt. — Ueberschau über das Gesehene und Erlebte. — Das Schreiten der Kultur in der Neuen Welt: die Stätten der Gesittung an der Ost- und Westküste, Vereinigung durch die großen Bahnen. — Schlußwort.

Und so waren wir denn Alle jetzt im vollen Hochsommer wieder in New York in demselben Hotel vereinigt, das wir vor nahezu einem halben Jahre in winterlichem Schneesturm verlassen hatten. Ob die goldige Sonnenbeleuchtung allein oder auch nur wesentlich die Veranlassung dazu war, daß mir Alles das, was jetzt mein Auge hier wieder erblickte, nun so unendlich viel freundlicher und sympathischer erschien, als es im grauen Lichte des bedeckten Winterhimmels auf mich gewirkt hatte — ich weiß es nicht. Jedenfalls vergegenwärtigte sich mir auf's neue die zwar uralte, aber darum nicht minder treffende Wahrheit: daß alles Urtheil relativ ist und unwillkürlich vom Vergleiche ausgeht. Der Reisende, der vom alten, fertigen, wohlgeordneten Europa kommt und in New York die erste Bekanntschaft mit gewissen amerikanischen Eigenthümlichkeiten macht, wie sie sich aus der Jugend und Unfertigkeit des Landes zur Genüge erklären, empfängt von den ihm ungewohnten Erscheinungen einen ganz andern Eindruck als der vom Westen kommende. Monatelang hatte ich inzwischen auf einem Gebiete zugebracht, wo das Provisorische, Interimistische,

Projectirte die Regel gewesen war, und ich hatte mich an all' die Besonderheiten, die mit dem Unfertigen verknüpft sind, und die zunächst auf mich wie Uebelstände gewirkt hatten, schnell und leicht gewöhnt. Da glaubte ich denn also beim Wiedersehen ein ganz anderes New York vor Augen zu haben, als ich es verlassen hatte — eine respectgebietende Weltstadt mit großartigem Treiben im Geschäftsviertel und gediegener Behaglichkeit im außergeschäftlichen Dasein, eins der lebhaftesten und interessantesten Centren menschlicher Thätigkeit, ein imposantes Wahrzeichen des Unternehmungsgeistes und Gedeihens.

So habe ich denn an meinen letzten kurzen Aufenthalt in New York die freudigste Erinnerung bewahrt und, obwohl sich in mir allmählich das Verlangen nach der Rückkehr in die Heimat schon ziemlich mächtig geregt hatte, doch wahres Bedauern darüber empfunden, den Aufenthalt nicht noch verlängern zu können.

Am Donnerstag, 11. Juni, schifften wir uns auf dem sehr schön eingerichteten Schnelldampfer der Hamburger Linie, „Columbia", ein. In der Mittagsstunde wurde der Anker gelichtet, und am Freitag der folgenden Woche, 19. Juni, Abends um 9 Uhr, verließen wir den Lehrter Bahnhof in Berlin . . .

Im vollsten Gegensatze zu unserer Hinreise verlief die Rückfahrt unter den denkbar günstigsten Bedingungen. Wir hatten unausgesetzt das prachtvollste Wetter, und unsere Reise war eine der schnellsten, die jemals gemacht worden sind. Infolgedessen herrschte denn auch unter der zahlreichen Reisegesellschaft — das Schiff war überfüllt — andauernd die fröhlichste und heiterste Stimmung, die durch die Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit des prächtigen Kapitäns Vogelgesang und seiner Offiziere wesentlich gehoben wurde. Täglich gab es neue Zerstreuungen: Concerte der mitfahrenden

Künstler, Gesellschaftsspiele, Ball. Kurzum, die Tage flogen nur so dahin.

Am schönsten waren für mich die spätesten Stunden. Wenn mit dem Glockenschlage elf auf dem Schiffe Feierabend geboten wird, die elektrischen Lampen im großen Speisesaal und den Gesellschaftsräumen gelöscht werden und alle vom andauernden Aufenthalt in der starken Seeluft köstlich Ermüdeten ihr Lager aufsuchen, um im engen Bett der Cabine von der gleichmäßigen Schaukelbewegung des Schiffes eingewiegt so himmlisch zu schlafen, wie man eben nur auf dem Schiff schläft, dann entzieht sich doch wohl noch der eine oder andere Nachtschwärmer den Satzungen der Schiffsordnung, trinkt, raucht und schwatzt noch ein Weilchen mit dem Kapitän, dem Schiffsarzt oder einem der Offiziere und kann es, auch wenn er allein bleibt, noch immer nicht über sich gewinnen, vom luftigen Deck in die enge Cabine zu kriechen.

Ich habe in den wundervollen Sommernächten oft noch stundenlang oben auf dem Schiffsstuhle ausgestreckt dagelegen, halb wachend, halb träumend. Man glaubt in vollster Einsamkeit zu sein. Von dem Menschengewühl, das am Tage das Deck belebt, merkt man nichts mehr. Das gleichmäßige Stampfen und Paffen der Maschinen, das Rauschen des Wassers, das sich an den Schiffswänden bricht, vernimmt man nicht mehr. Man fühlt sich in unermeßlicher Oede und in vollkommener Ruhe ganz allein.

Nichts ist der Erinnerung und dem Ueberschauen förderlicher als diese einsamen Nachtstunden auf dem Schiffe.

Alles, was ich während des knappen halben Jahres auf meiner wundervollen Reise gesehen und erlebt hatte, zog mit einer wunderbaren Kraft der Vergegenwärtigung an meinem Geiste vorüber. In wahrer Dankbarkeit gedachte ich aller derer, die mir auf der langen Fahrt so freundlich und herzlich entgegengekommen waren, und vor Allem des Mannes,

der es durch seine Freundschaft für mich und durch seine einflußreiche Stellung mir ermöglicht hatte, diese große Reise unter den bequemsten und glücklichsten Bedingungen zurückzulegen, meines verehrten Freundes Henry Villard. Ein Gefühl unsagbarer Dankbarkeit und Beruhigung bemächtigte sich meiner auch bei dem Gedanken, daß ich die Meinen in bestem Wohlbefinden und fröhlichster Stimmung heimbrachte. Denn nun darf ich's ja gestehen, obwohl ich mich bemüht habe, aus meinen Schilderungen das Persönliche so viel wie möglich auszuscheiden, daß mich da unten in Mexico und da oben im fernsten Nordwesten bei der Vergegenwärtigung der Verantwortlichkeit, die ich auf mich genommen, oft eine höchst unbehagliche Bangigkeit beschlichen hatte. Nun war Alles Gottlob gut verlaufen! Am Abend des 17. Juni blitzten die ersten Lichter des alten Europa auf.

Was hatte ich Alles gesehen, was erlebt, seitdem ich ihr Leuchten zum letzten Male erblickt hatte!

Den Winterstürmen, die ich in ihrem vollsten Wüthen auf dem Ocean durchgemacht hatte, waren die herrlichen Sommernächte des Februar in Florida auf der Ferse gefolgt. Nach der tropischen Sommerhitze in Mexico, in Arizona und Californien hatte uns der Winter mit Schnee und Eis im Mai in Montana wieder überrascht. Durch undurchdringlichen Urwald, den erst das Feuer wegsam gemacht hatte, durch die schaurige und steinige Dürre der Wüste, über reißende Ströme und scheinbar unübersteigbare Gebirge waren wir gefahren. Wir hatten die höchstliegende Stadt der bewohnten Erde gesehen, Zacatecas, das 8000 Fuß über dem Meere liegt, und die niedrigstgelegene menschliche Ansiedlung, Frink Spring in der Colorado-Wüste, das gegen 300 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt. Wir hatten einige der bedeutendsten Erhebungen unseres Planeten gesehen, die Vulcane Popocatepetl und Ixtaccihuatl in Mexico, die Riesen des

Nordwestens: den Tacoma, Mount Shasta, Hood, Adams, St. Helens, Baker, die Electric Pic am Yellowstone-Park. Wir hatten das mexicanische Hochplateau, das ungefähr 7000 Fuß hoch über dem Meere sich erhebt, und das eben so hohe Plateau des Yellowstone durchfahren, die höchsten und mächtigsten Wasserfälle der Welt, die an den Ufern des Columbia, des Yellowstone, des Spokane, Gibbon und Sacramento, des Niagara, die gewaltigen Stromschnellen des Columbia geschaut, die wildromantischen Schluchten der Sierra Nevada, des Yakima-, Gibbon- und Yellowstone-Stromes, das großartigste und seltsamste Basaltlager, das sich am Columbia aufthürmt, die seltsamsten Formationen des Kalks und Lehms in den Bad Lands, die mächtigsten Geyser und Heißquellen im Gebiete des Yellowstone, die gewaltigsten Ströme: den Mississippi im hohen Norden der Vereinigten Staaten, bei St. Paul, und tief unten, nahe seiner Mündung, in New Orleans, den Missouri in seinem Entstehen aus dem Zusammenfluß der drei Quellenflüsse im Gallatin-Thale und in seiner vollen Machtentfaltung im nördlichen Dakota, bei Bismarck. Wir hatten die erzreichsten Gebiete: Mexico, Sierra Nevada und Montana besucht, die ergiebigsten Fruchtgärten: Californien, Oregon und Washington, das reichste Waldland im Nordwesten, die üppigsten Acker in Dakota und Minnesota.

Und diese Fauna! Adler, die wir zu unseren Füßen hatten nisten sehen, Kolibris, die ihre Fingerhütchennester in den Palmenblättern verstecken, einen jungen Bären, der eben eingefangen war, Biber beim Bau, Murmelthiere, die in ihrer Felsenritze mit klugen und erstaunten Augen den Vorüberziehenden mustern, Riesenhirsche, Antilopen, Schlangen. Eben so reich und mannigfaltig die Flora: von den Riesencedern in Chapultepec, den Cedern und Föhren in Washington am Puget Sound, den Cypressen in Monterey, den Citronen-,

Orangen-, Palmen-, Taxus-, Camelien-, Gummi-, Bananen-, Agaven-, Olivenbäumen und Sträuchern, den Baumwollen-, Zucker-, Kaffee- und Reispflanzungen der Plantagenstaaten, den Riesencactus in Arizona, den Nopals und Organos in Mexico, bis zur trostlosen grauen Salbei, dem Polster der sandigen Wüste.

Mit Menschen aus aller Herren Ländern und aller Rassen waren wir in Berührung gekommen, allüberall mit unseren deutschen Landsleuten, mit Iren und Skandinaviern, den Sendlingen des lateinischen Stammes im Süden, mit den Creolen, den Spaniern in Mexico, den mexicanischen Indianern und Mischlingen, den Negern in den Sklavenstaaten, den Chinesen an der pacifischen Küste, den Urbewohnern, den unverfälschten Indianern in Arizona und in den Reservationen des Nordens, und den Vollblut-Yankees an der Ostküste. Und wie hatten uns die eigenartigen Typen, denen wir vorzugsweise im westlichen Neuland begegnet waren, gefesselt! Diese ungeschlachten, aber so tüchtigen Minenarbeiter, diese unerschrockenen, etwas gewaltsamen, aber höchst respectablen Cowboys, die tollkühnen Prospectors, die Spieler und wilden Abenteurer, die merkwürdigen Einsiedler in Blockhäusern, Zelten und Höhlen!

Wir waren Zeugen gewesen des großartigen Kampfes des Menschen gegen die feindselige Natur. Wir hatten die Verwüster des Waldes, die Schöpfer des Ackerbodens, die Bändiger der Wasserfälle, die Bezwinger der Berge, die Bewässerer der Wüste, die Befruchter des Sandes kennen gelernt.

Wir hatten gesehen, wie Städte aus dem Boden aufschießen: Vancouver, Fairhaven, und wie andere vom Winde weggeblasen werden und untergehen: Dalles und Medora. Wir hatten den riesenhaften Aufschwung kleiner und mittlerer Plätze zu großen und größten Handels- und Gewerbecentren beobachtet: Los Angeles, Tacoma, Seattle, Spokane und, die

UPB

genannten weit überragend, die beiden stolzen Städte Minnesotas: St. Paul und Minneapolis, diese aber wiederum überstrahlend das erstaunliche Chicago.

Wir hatten die riesigsten und prächtigsten Menschenherbergen: Mill's Building und Equitable in New York, Guaranty Loan in Minneapolis, Germania in St. Paul, Pioneer Expreß und die anderen Kolosse in Chicago, die besteingerichteten Hotels der Welt: Ponce de Leon in St. Augustine, del Monte in Monterey, das Palace Hotel in San Francisco, Broadwater in Helena, Ryan in St. Paul, West Hotel in Minneapolis, Auditorium in Chicago, Plaza Hotel in New York kennen gelernt.

Ueber die kühnsten und interessantesten Bauten war unser Zug dahingeeilt, über den Golf bei New Orleans, die Selbstkreuzung (sloap) in Süd-Californien, die erstaunlichen Gebirgsbahnen der Sierra Nevada, des Cascaden- und Felsen-Gebirges, die Schlangenlinie am Ufer des Columbia, die Eisenbrücke über den Missouri bei Bismarck. Das Wunderwerk der Brooklyn-Brücke hatten wir staunend gesehen, die Dampffähre von Solano benutzt. Und das ganze Gebiet der Neuen Welt vom Atlantischen zum Stillen Ocean und von der canadischen Grenze bis in das Herz von Mexico hatten wir umfahren, von unserm östlichsten Punkte, Berlin, bis zum westlichsten, Victoria auf Vancouver Island, in einem Abstande von 134 Grad oder 14914 Kilometer, vom nördlichsten, Bremerhaven, bis zum südlichsten, Mexico, in einem Abstande von 34 Grad oder 3784 Kilometer, vom höchsten Punkte, Zacatecas, bis zum niedrigsten, in der Colorado-Wüste, in einem Abstande von 2520 Meter.

Auf dieser langen, wunderbar interessanten und ereignißreichen Fahrt hatten wir das Schreiten der Kultur sozusagen leibhaftig vor Augen gesehen.

* * *

Die Kultur hatte sich naturgemäß zuerst der nächstliegenden Ostküste bemächtigt. Bei ihrem Bestreben, nach Westen vorzudringen, fand sie ihre unüberwindlichen Grenzen und ihre natürlichen Gegner in der Wildniß der Natur und der Menschen: im Urwald, den unüberwindlichen Strömen und Bergen, und in den Indianern, die das Land ihrer Väter gegen die weißen Eindringlinge in verzweifeltem Todeskampfe vertheidigten. So in ihrem Vorwärtsdringen nach westlicher Richtung hin zunächst aufgehalten, breitete sie sich jetzt nach Norden und Süden aus und bevölkerte den langen Streifen des östlichen Küstengebiets.

Die Einwanderer, die von der Alten Welt sogleich nach dem Westen zogen und den weiten und beschwerlichen Weg um das Cap Horn, der damals die einzige Verbindung mit Europa bildete, nicht scheuten, waren Menschen von besonderm Schlage, die gewöhnlich auch durch eigenartige Geschicke in die fernste Ferne verschlagen waren. Freilich befanden sich auch unter ihnen zahlreiche Männer, die von kühnem Unternehmungsgeist getrieben lediglich in ruhiger und tüchtiger Arbeit die Grundlage zu einer gedeihlichen Zukunft legen wollten. Aber immerhin waren unter ihnen auch in beachtenswerthem Verhältniß jene Elemente vertreten, die den Ruf des Abenteuerlichen und Wilden, in dem so lange Jahre hindurch die Ansiedler des Westens standen, hervorgerufen und mitunter auch wohl gerechtfertigt haben.

Indessen gewannen auch in der westlichen Ansiedlung die Tüchtigen und Bedeutenden sehr bald die Oberhand. Muth brauchte das erworbene Gut ihnen nicht erst zu geben, den hatten sie schon von Hause aus mitgebracht. Der Erwerb und das zunehmende Gedeihen der Einzelnen rief natürlich das Bedürfniß hervor, das Gewonnene sicher zu stellen, erweckte das Verlangen nach einer strengen Handhabung des Gesetzes zur Herstellung und Aufrechterhaltung der Ordnung,

zum Schutze des Eigenthums und der Person. Sobald sich daher diese rührigen, arbeitsamen und erfolgreichen Ansiedler, die Pioniere in des Wortes wahrer Bedeutung, stark genug fühlten, begann für sie die Arbeit der gründlichen Säuberung ihrer Colonien. Spieler und Dirnen wurden wieder zum Teufel gejagt, wohin sie gehörten. Dazu kam nun noch, daß in jenen Gebieten des fernsten Westens die besondere Art des schnellen Erwerbs, die durch die Speculation auf Launen des Schicksals und besondere Glücksfälle die Wildheit und Abenteuerlichkeit in den Lebensgewohnheiten und Sitten befördern und stärken mußte, nach nicht überlanger Zeit von selbst beseitigt wurde. Der goldspendende Schooß der californischen Erde wurde unfruchtbar. Und der ruhige Erwerb, der das geregeltere, sittlichere Dasein zur Voraussetzung und zur Folge hat, der Ackerbau, verdrängte das Goldsuchen. Den Bergen und Flußbetten waren alle goldigen Schätze entrissen, und an den Räubern war es nun, den steril gewordenen Schooß der Natur auf's neue zu befruchten. Das Bergwerkland wurde zum Ackerland umgewandelt.

So bildete sich denn auch, ganz unabhängig von der östlichen Ansiedlung, hier im fernsten Westen ein neuer Herd der Kultur. Das gewaltige Land, das bisher nur einseitig vom Osten her von der Gesittung in Angriff genommen war, sah jetzt an seinen beiden langgestreckten Küsten zu gleicher Zeit die bändigenden Gewalten der Zucht und Ordnung, des Gedeihens durch Tüchtigkeit und Fleiß, der Kultur mit einem Worte, sich erheben.

Gemessen und ernst rückten diese Gewalten, unaufhaltsam nach Vereinigung strebend, gegen einander vor, in dem großartigen Verlangen, sich über das Felsengebirge hinüber von der Sierra Nevada und vom Alleghany-Gebirge nun die Hand zu reichen.

Die Eisenbahnen, diese kräftigsten Beförderer des Fort-

schritts, die die bisher Getrennten vereinigten und das Losgelöste banden, die alle Wälle und Schanzen, die die Natur zwischen ihnen aufgepflanzt hatte, siegreich überschritten, erfüllten dies imposante Begehren. Die edlen Elemente des bisher abgeschnittenen Westens erhielten nun vom Osten her dauernde Verstärkung, und allmählich vollzog sich zwischen den Beiden ein sich immer mehr vervollkommnender Ausgleich.

Im Osten und im Westen flammten nun gleichzeitig die hellen Leuchten auf, und ihre Strahlen drangen centripetal in die Finsterniß, die diesem Ansturm des Lichts von hüben und von drüben länger zu widerstehen nicht vermochte.

Nun sind diese Strahlen zusammengeflossen, und das Dunkel ist erhellt. Die Kultur hat stetige Fortschritte gemacht und jetzt von dem ganzen Lande Besitz ergriffen. Jetzt giebt es auf dem weiten weiten Gebiete der Vereinigten Staaten kaum noch einen Fuß breit Erde, der nicht bekannt, nicht zugänglich wäre. Die Wildheit der Urbewohner, die in die Käfige der sogenannten Reservationen eingesperrt und unschädlich gemacht ist, bleibt ihrem harten, aber unvermeidlichen Schicksal des Absterbens überlassen.

Längs der von der Natur geschaffenen Verkehrsstraßen: der Flüsse und Ströme, und der von Menschenhand künstlich geschaffenen eisernen Schienenwege erstehen allüberall im ganzen Lande fröhliche Pflanzstätten menschlicher Thätigkeit.

Wo irgendwo die Bedingungen einer gedeihlichen Entwicklung vorhanden sind, blühen die Weiler zu Städtchen, die Städtchen zu imposanten Städten auf, die in immer größerem Umkreise weiter befruchtend wirken und vom Geselligkeits- und Erwerbstriebe verstärkt ihr Machtgebiet unausgesetzt vergrößern.

So sind denn auch die Ausdrücke „wilder Westen“ und „ferner Westen“, die sich in der Umgangssprache wohl noch erhalten haben, für das heutige Amerika Schall ohne In-

halt geworden. Es giebt keine Wildheit, es giebt keine Ferne mehr.

An der Küste des Stillen Oceans erheben sich jetzt Städte, die denen des Ostens als ebenbürtige Rivalen an die Seite gestellt werden dürfen. Dieser große Zug der Entwicklung, des Gedeihens, der Wohlfahrt und der Gesittung im Westen geht vom Süden Californiens bis zum äußersten nördlichen Zipfel des jüngsten Staates Washington, bis zur canadischen Grenze — von Los Angeles über San Francisco hinaus nach Portland (Oregon), Tacoma und Seattle.

Von der steten und ruhigen Entwicklung des Ostens und der kulturfreundlichen Umgestaltung des Westens hat das Centrum naturgemäß den vollsten Nutzen gezogen. Auch hier ist diese Kräftigung und Erhebung auf Schritt und Tritt wahrzunehmen. Neben den alten Kulturstätten, wie New Orleans, St. Louis, Cincinnati, die stetig mit der Gesammtentwicklung vorangeschritten sind, haben sich in den ehedem so rauhen und unzugänglichen Gebieten von Colorado, Utah, Montana Städte wie Denver, Leadville, Salt Lake, Helena, Butte — haben sich Kansas City in Missouri, St. Paul und Minneapolis in Minnesota, Milwaukee in Wisconsin und allen voran das gewaltige Chicago in Illinois, dieser Inbegriff und höchste Ausdruck des amerikanischen Werdens, erhoben. Und alle diese Neustädte, im Wesentlichen Schöpfungen der letzten zwei, drei Jahrzehnte, durch Handel und Wandel, durch Gleichartigkeit der Entwicklung, durch gemeinsame Liebe zu dem Lande, dem sie ihr Entstehen verdanken, innig verknüpft mit den volkreichsten und rührigsten Städten des Ostens, mit Boston, New York, Philadelphia, Baltimore, Washington und den südlichen Agrariern, bilden eine Gesammtheit, die billig unser Erstaunen, unsere Bewunderung und unsern Respect erzwingt.

Jetzt brennen über das ganze Land die Hochöfen, die

die Schlacken vom Edelmetall scheiden. Daß noch Schlacken da sind — wer wäre thöricht genug, es zu leugnen, wer verblendet genug, es zu übersehen? Aber mit Blindheit geschlagen wäre der, der diesen mächtigen Läuterungsproceß nicht wahrnähme, der die ungeheure Entwicklung, den rastlosen Fortschritt auf allen Gebieten verkennen wollte und nicht die deutlichen Anzeichen erblickte, wie nun, nachdem die härteste Arbeit gethan ist, auch die freundlicheren und anmuthigeren Mächte, die Genien der Kunst, die das durch die Arbeit gesicherte Dasein verschönen, heranschweben. Blöden Sinnes wäre der, der von den unausbleiblichen Unarten des Werdenden und Unfertigen abgestoßen seine Bewunderung einem Lande versagen wollte, dem die verheißungsvollste Fertigkeit gesichert ist, und das, nachdem es sich selbst an den Brüsten der alteuropäischen Kultur genährt, vielleicht dazu ausersehen ist, der alternden Mutter die kräftigste Stütze zu sein und sie durch seine eigene Kulturkraft aufzufrischen, daß sie wieder jung werde wie der Adler.

Dieser großartige Austausch zwischen Altem und Neuem, diese wechselseitige Belebung und Verstärkung, das vor Allem ist die Hoffnung und der Trost derer, die in Wahrheit an den Fortschritt der Menschheit glauben.

Druck von G. Bernstein in Berlin.